This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

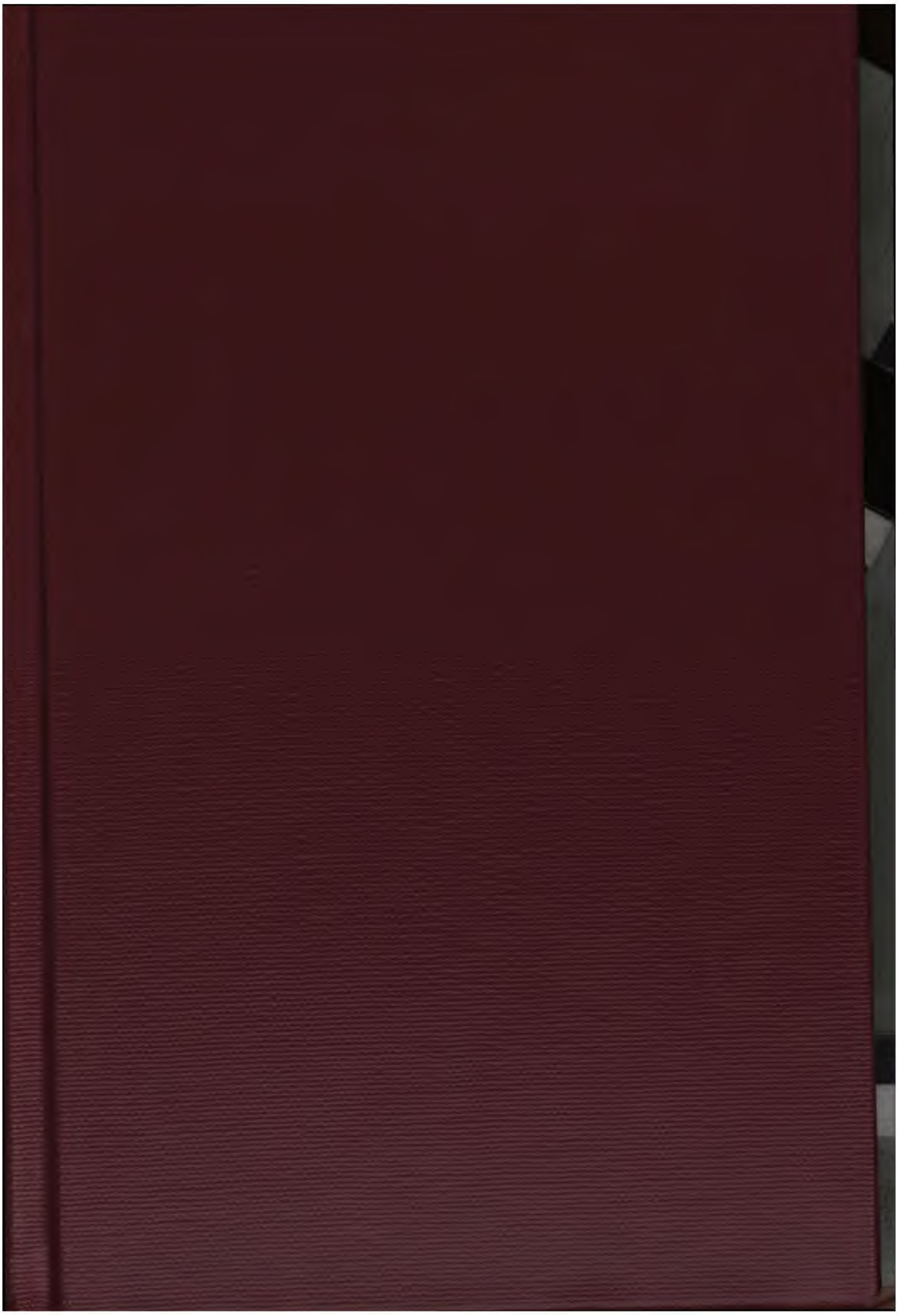
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

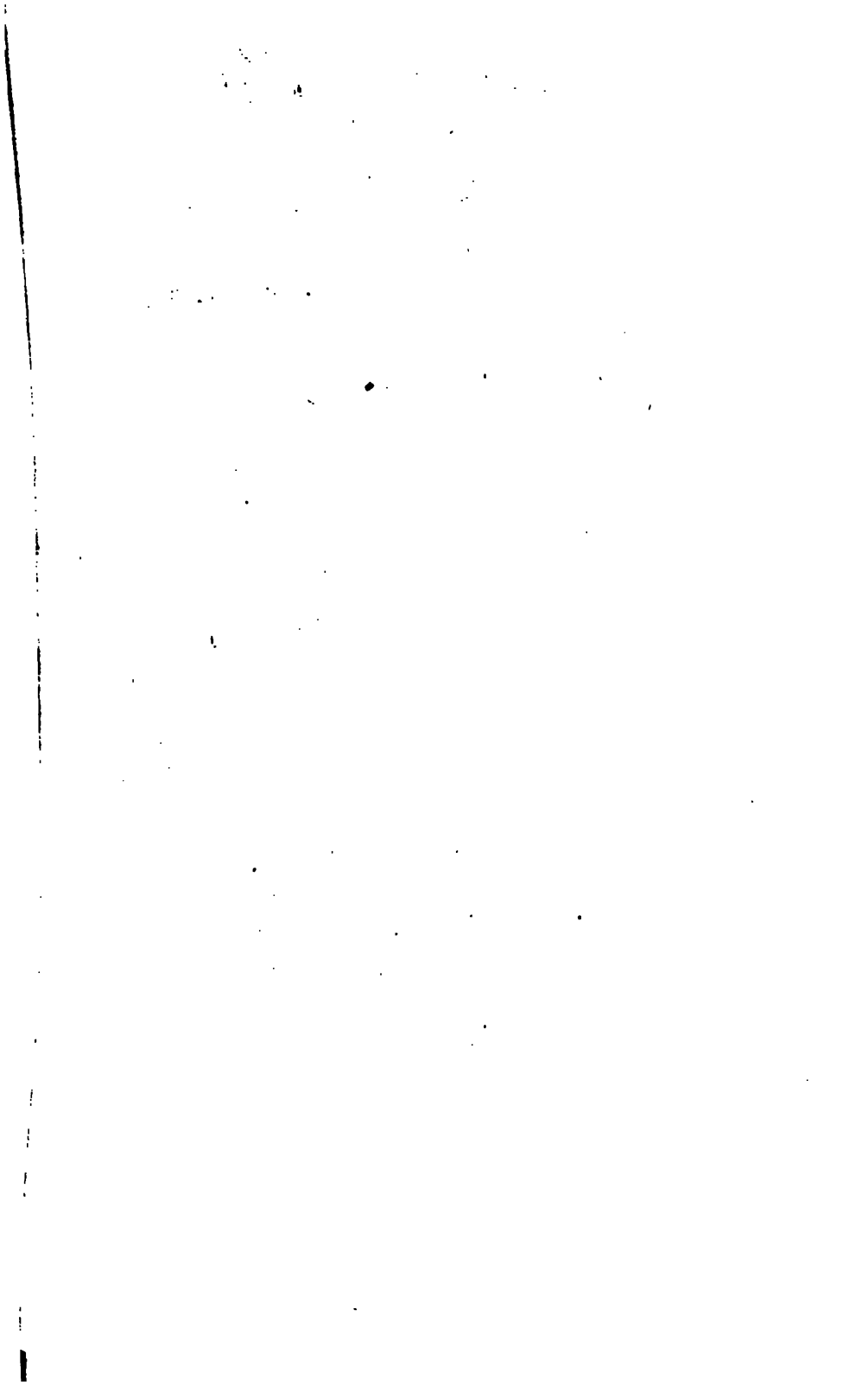
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Maximilian,

Erzherzog von Oesterreich-Este,

Hoch- und Deutschmeister.

Ein Lebensbild.

Von

Johann Nep. Stöger,
Priester der Gesellschaft Jesu.

Laudemus viros gloriosos et parentes
nostros in generatione sua.
Eccl. 44. 1.

Wien.
1865.

DB 80.8
M357

Druck und Verlag von Ludwig Mayer.

Ihrer königlichen Hoheit

der Durchlauchtigſten Frau

Maria Thereſia,

Erzherzogin von Oeſterreich-Eſte,

Gräfin von Chambord

gewidmet.

Vorwort.

Zwei Jahre sind vorüber, daß Gott den erlauchten Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister, von dem Schauplatze dieser Welt abgerufen hat.

Wem das Glück zu Theil geworden, diesen hochgestellten Fürsten nicht bloß in der äußern Erscheinung, sondern im vertraulichen näheren Umgange kennen zu lernen, der wird es nicht in Abrede stellen, daß der hingeschiedene Erzherzog Maximilian einer der großartigsten, geistvollsten und vollendetsten Charaktere seiner Zeit war.

In der Geschichte der Welt wird sein Andenken immerdar glänzen, als eines durch die Liebe vollendeten Christen im Schooße der katholischen Kirche, als eines ritterlich entschiedenen Meisters an der Spitze seines berühmten Ordens, als einer Zierde des erlauchten österreichischen Kaiserhauses, als eines wissenschaftlich gebildeten Geistes, als eines Wohlthäters der Menschheit. „Sein Andenken wird in Segen sein!"

Wenn ich mir erlaube, die Wege seiner irdischen Laufbahn eines Näheren zu schildern, so liegt es mir ferne und wäre außer dem Kreise meines Berufes, eine Zeit- oder

Kriegsgeschichte zu schreiben oder die militärischen und wissenschaftlichen Werke seines erfinderischen Geistes zu würdigen.

Die mir gestellte Aufgabe beschränkt sich darauf, den edlen großartigen Charakter dieses erlauchten Fürsten zu zeichnen, so ferne ich es im Bewußtsein meiner geringen Kräfte vermag.

Die einzelnen Züge seines thatenvollen Lebens folgen nach dem Laufe der Jahre in zwanglosen Abschnitten.

Ein unbefangenes Auge wird daraus klar erkennen, daß Maximilian groß war auch im Kleinen, arm auch im Reichthume, demüthig in hohen Ehren, versammelt in der Thätigkeit, thätig in der Einsamkeit; daß seine Gedanken originell, sein Geist erfinderisch, sein Fleiß unermüdlich war; daß die Liebe zur katholischen Kirche und ihrem sichtbaren Oberhaupte sein ganzes Herz erfüllte, daß die Liebe zu Oesterreich, das berufen ist zum Schutze der Kirche, des Rechtes und der geselligen Ordnung, ihn veranlaßte, Kriegsstudien bis an's Ende seines Lebens zu betreiben, daß die Liebe zu seinem Orden ihn bewog, die größten Opfer zu bringen, die Hospitaliterinnen wieder in's Leben zu rufen, und Alles zu thun, um ihn wieder auf die Höhe seines Berufes zu erheben, daß die Liebe zu den unsterblichen Menschenseelen ihn zu dem Entschlusse brachte, Klöster zu stiften um apostolische Arbeiter für den Weinberg des Herrn zu bilden, daß die Liebe zur Jugend, als die Hoffnung der Zukunft ihn drängte, Schulen zu errichten und für die Erziehung der Kinder zu sorgen, daß die Liebe zu den Armen

ihn bestimmte, Millionen zu vertheilen und alle Werke der Barmherzigkeit zu üben, daß die Liebe zu den Kranken und Leidenden ihn antrieb, Spitäler zu bauen und bis zur Verschwendung freigebig zu sein; daß endlich die Liebe zu Jesus und Maria ihn begeisterte, immerdar selbst nach Heiligkeit und christlicher Vollkommenheit zu streben und Andern es möglich zu machen, auf diesem Wege zum Himmelreiche zu gelangen.

Dem Drange meines Herzens nach soll diese Schilderung der erhabenen Tugenden und Eigenschaften des seligen Erzherzogs zugleich auch ein Denkmal meiner Liebe und Dankbarkeit sein, für alle die Beweise von Güte und Herablassung, welche Seine königliche Hoheit mir im Laufe beinahe eines Vierteljahrhunderts zu geben sich gewürdigt hat.

Daß ich im Stande war, die Schönheit seiner Seele und den Glanz seiner Tugenden durchgehends mit Stellen aus seinen eigenhändigen, beinahe ausschließlich in italienischer Sprache geschriebenen Briefen in ein klares Licht zu setzen, verdanke ich mit innigster Anerkennung der Gnade und Huld Ihrer königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin, Gräfin Chambord, welche mir gestattet hat das geheime Archiv und die hinterlassenen Schriften des hohen Abgeschiedenen zu durchsehen.

Uebrigens fühle ich mich gedrungen, nicht bloß dem ungenannten, mit den Lebensverhältnissen des seligen Erzherzogs liebevoll vertrauten Verfasser des kleinen, gleich nach dem Tode desselben zu Verona erschienenen Heftes: „Cenni

biografici dell'Arciduca Massimiliano," ſondern auch allen Denjenigen, welche mir einzelne Züge aus dem Leben des Erzherzogs mitzutheilen die Güte hatten, meinen Dank auszuſprechen, namentlich aber dem Herrn Ingenieur Hahn für die techniſchen Notizen, welche im Anhange des Werkes beigefügt ſind, weil ihr Verſtändniß außer meinem Bereiche liegt, und dieſelben Niemanden genauer bekannt ſind, als ihm, der durch 20 Jahre mit Treue und Ergebenheit dem hochſeligen Erzherzoge bei ähnlichen Arbeiten zur Seite ſtand.

Wien, am Oſterſonntage des Jahres 1865.

Inhalt.

Seite.

Jugendleben 1
Geiſtlich militäriſcher Beruf 12
Die erſte Waffenthat 18
Rückkehr aus dem Kriege 24
Friede und Kriegsbereitſchaft 29
Neue Thätigkeit im Kriege 33
Die Miſſion nach Siebenbürgen 39
Zurückgezogenheit 44
Ein Freiwilliger im Befreiungskriege 53
Feldzug ohne Blutvergießen 58
Familienleben 68
Reiſe nach England 75
Der Erbprinz 84
Italieniſche Revolutionen 88
Eifer für Erziehungs-Inſtitute 92
Maximilianiſche Thürme 98
Wechſelfälle 103
Thurmbau 109
Edle Geſinnung 117
Belagerung des Thurmes auf dem Freienberge 125
Tod der Mutter 131
Ebenzweyer 139
Anſichten und Reiſe nach Italien 142
Die Befeſtigung der Stadt Linz vollendet 149
Beſchäftigung und Pläne 155

Seite.
Erholung 165
Der deutsche Ritterorden und sein Großmeister 174
Die letzte Probe 186
Stimmen von Sachverständigen 194
Rundreise 198
Das Schloß auf dem Freienberge und ein patriotisches Fest 203
Ein liebendes Herz 208
Das Jesuiten-Collegium auf dem Freienberge 215
Verborgene Schätze zu Ebenzweyer 224
Mein Ebenzweyer 229
Ehre und Auszeichnung 231
Ritterlichkeit 233
Auf zum Sturm 236
Rabboni — mein Meister 237
Die Stimme des Herrn 239
Reise nach Holland 241
Himmelswege 245
Eifer für den Deutschen Orden 249
Stiftung der Deutsch-Ordensschwestern 254
Die Schwesternhäuser 268
Priesterkonvente 275
Redemptoristen und Jesuiten 282
Freud und Leid 294
Ordens-Auszeichnungen 302
Originelle Kriegsgedanken 307
Wissenschaftliche Werke 313
Versuch eines Kriegssystems . . . . . —
Das Bauen mit Dippelziegeln 318
Ueber Geld und Münz-Verhältnisse 320
Sammlung von Denksprüchen 322
Quelques Verités utiles 323
Regeln der Deutschordens-Schwestern 324
Die Bauten des Erzherzogs 327
Privat-Bauten 329
Wohlthätiger Bergbau 332
Das Jahr 1848 335

Seite.
Schmerzliche Verluste 341
Eigenthümlichkeiten 346
Christliche Tugenden 351
Glaube . . . . . —
Eifer 354
Gebet 356
Mitleiden 359
Freundschaft 362
Demuth und Herablassung 366
Liebevoller Umgang 370
Milde gegen Verirrte 373
Wohlthätigkeit und Seeleneifer 376
Ordens-Tugenden 383
Gehorsam . . . . . —
Keuschheit 386
Armuth 388
Selbstverleugnung 391
Kriegerischer Geist 393
Thätigkeit des Hoch- und Deutschmeisters 394
Deutsch-Ordensbauten 402
Die Jesuiten in Wien 410
Stilles Leben 419
Trauriges Kriegsjahr 423
Rom, Preßburg, Rothenstiedel und Schwarzbach 427
Ein liebevoller Besuch 434
Erster Tag im achtzigsten Jahre 438
Die letzte Festlichkeit zu Troppau 439
Liebeszeichen 441
Todesbereitschaft 448
Der Heimgang in's Vaterland 453
Das Begräbniß 457
Die reiche Erbschaft 461
Schluß 465

Anhang.

Seite.

Kurzer Inhalt des militäriſchen Werkes 469
Verſuch eines Kriegsſyſtems . . . . . —
Abhandlung über Geld- und Münzverhältniſſe 482
Grundanſichten über Geld und Münze . . . . . —
Vorſchlag einer Maßregel zur Aufhebung des Deſizits 491
Auszug aus dem techniſchen Werke des Erzherzogs 513
Entſtehung der Bauart mit Dippelziegeln . . . . . —
Erzeugung der Dippelziegel 517
Von den Dippeln 520
Von dem Verkeilen 521
Anwendung der Dippel-Mauerziegel . . . . . —
Anwendung der Dippelziegel zu Gewölben 524
Feſtigkeit und Tragfähigkeit der Dippelgewölbe 529

Maximilian Joſef,

Königliche Hoheit

Erzherzog von Oeſterreich-Eſte.

.....

Jugendleben.

Das erlauchte öſterreichiſche Kaiſerhaus, welches ſeit mehr als ſechshundert Jahren auf die Geſchicke der Welt ſo wichtigen und ſegensvollen Einfluß genommen, war von jeher ganz vorzüglich ausgezeichnet durch ſeine treue Entſchiedenheit für die Religion und die heilige katholiſche Kirche, ſo wie durch die Reinheit ſeiner Sitten.

Wem iſt es unbekannt, daß ſein älteſter Ahnherr, Rudolf von Habsburg, durch einen feierlichen Glaubensakt an die Gegenwart Jeſu Chriſti im allerheiligſten Sakramente des Altars den erſten Anlaß gab zu ſeiner Erhebung auf den Kaiſerthron? Wem iſt es unbekannt, daß derſelbe das Kreuz ſtatt des Scepters ergriff, als er zu Aachen nach der Krönung den Huldigungseid der deutſchen Fürſten entgegennahm? Wem iſt es unbekannt, mit welchem Eifer, namentlich die edlen Kaiſer, welche den Namen Ferdinand trugen, wachten und kämpften, um den koſtbaren Schatz des alten katholiſchen Glaubens den glücklichen Völkern Ihrer Erblande zu erhalten und zu bewahren, den ihnen die falſche

Aufklärung der letzten Jahrhunderte zu entreißen strebte? Wem ist es endlich unbekannt, daß als natürliche Folge echt christlicher Gesinnung der Charakter des österreichischen Kaiserhauses sprichwörtlich geworden ist?

Was aber die Grundlage dieser merkwürdigen welthistorischen Erscheinung ist, liegt auf der Hand. Es war die sorgfältige religiöse Erziehung, mit welcher seit undenklichen Zeiten die heranwachsende Jugend des erhabenen Kaiserhauses gebildet und durch die Formen der alten Tradition geschützt worden ist.

Das Leben und Wirken des seit Kurzem abgeschiedenen Erzherzogs Maximilian, welches wir zu zeichnen unternehmen, ist ein neuer glänzender Beleg für das Gesagte.

Es tritt uns in diesem Leben das Bild eines Fürsten entgegen, das gleichsam eine Brücke zwischen der alten und der Neuzeit bildend, zugleich ein anziehendes Muster für alle künftigen Geschlechter bleiben wird. Wir werden, wenn wir uns die Mühe nehmen wollen, es tiefer zu erfassen, zu dem Geständnisse gezwungen, daß Gottesfurcht und lebendiges Christenthum nicht blos vereinbar sind mit der höchsten geistigen Bildung und den liebenswürdigsten Eigenschaften, sondern daß das echte, wahre, lebendige Christenthum eigentlich allein den natürlichen Gaben und Vorzügen die Weihe eines edlen und ausgezeichneten Charakters einprägt. Aber diese Größe, die uns hinreißt und uns so wohl thut, worin hat sie ihren ersten und eigentlichen Grund? Sicherlich schon in dem ganzen Jugendleben des Erzherzogs Maximilian. Dort finden wir so zu sagen, die Samenkörner, die in ihrer späteren Entwicklung so wunderbar gesegnete, und will's Gott, für die Ewigkeit folgenreiche Früchte hervorgebracht haben.

Erzherzog Ferdinand, der jüngste Sohn der großen Kaiserin Maria Theresia, hatte sich mit der erlauchten Herzogin Maria Beatrix von Este, Erbin der Herzogthümer Modena, Massa und

Carrara vermählt. Seine königliche Hoheit Maximilian Josef von Oesterreich-Este, Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, am 14. Juli 1782 zu Mailand geboren, war der dritte Sohn in der zahlreichen Familie des Erzherzogs Ferdinand. Diesem erlauchten Fürsten, damals Gouverneur der Lombardie, und seiner erlauchten Gemalin lag nichts dringender am Herzen, als die Erziehung ihrer Söhne Franz, Ferdinand, Maximilian und Karl Ambros.

Auch die andern Glieder dieser hohen Familie waren berufen, die höchsten Stellungen in der Welt einzunehmen, wie denn in der That die Erzherzogin Maria Theresia sich mit dem Könige von Sardinien, Emanuel I., Maria Leopoldina mit dem Churfürsten von Baiern, die Erzherzogin Maria Ludovika mit dem Kaiser von Oesterreich, Franz I., vermählten; und der jüngste Sohn, Erzherzog Karl Ambros, starb als Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran.

Es schien aber, als ob in dem Herzen des Vaters ein Vorgefühl gewesen wäre, daß die älteren drei Brüder durch die Aehnlichkeit Ihrer Geistesgaben, ihrer Gesinnung und Ihres Berufes der Welt einst ein Andenken hinterlassen würden, was man vergeblich anderswo zu finden vermöchte.

Die erlauchten Eltern legten einen besondern Werth darauf, im häuslichen Kreise Ihrer edlen Familie zu leben. Sie hielten es für eine Ihrer wichtigsten Pflichten, persönlich auf die Erziehung Ihrer Kinder so viel als möglich einzuwirken und Ihre christliche, altkaiserliche und estensische Gesinnung auf sie zu übertragen. Ihre eigenen Lebensverhältnisse erlaubten eben nicht, dieses ausschließlich zu thun, besonders weil sie so oft auf Reisen und vom Wohnorte der Familie abwesend sein mußten; weshalb sie die unmittelbare Sorge für die Erziehung Ihrer Kinder zuverlässigen Händen anzuvertrauen genöthiget waren.

Bei großen Herren geschieht es mehr als einmal, daß Erzieher und Professoren gewählt werden, ohne auf ihre religiöse Gesinnung Rücksicht zu nehmen. Dieß war bei dieser hohen Familie nicht der Fall.

Für die Zeit, wo Erzherzog Maximilian und seine Brüder noch Kinder waren und unter weiblicher Sorge standen, hatte die kaiserliche Großmutter, Maria Theresia, persönlich eine Dame bezeichnet, die Gräfin Almesloe, welche den jungen Herzen die ersten Keime der Furcht und Liebe Gottes, der Frömmigkeit und Tugend einflößen sollte. Als die Prinzen heranwuchsen, wurden ihnen zwei ausgezeichnete Männer, einer aus dem Civil-, der andere aus dem Militärstande, Valenti Gonzaga und Johann Keller, als Erzieher an die Seite gestellt, und ihre religiöse und wissenschaftliche Bildung einem Geistlichen, Namens Andreas Draghetti, anvertraut.

Dieser letztere hatte in früherer Zeit einer Gesellschaft angehört, welche das Glück hat, seit ihrem Bestande viele entschiedene Freunde und noch mehrere entschiedene Feinde in der Welt zu zählen. In der neuesten Zeit ist es für jedes Wahrheit liebende Herz möglich geworden, die Schicksale der Gesellschaft Jesu speziell kennen zu lernen. Im vergangenen Jahre erschien zu Paris ein seinem Umfange nach kleines, seinem Inhalte nach die Geschicke der ganzen Welt umfassendes Werk,*) bei dessen Durchlesung die großen Ereignisse, welche auf den Beruf der Gesellschaft Jesu welthistorisch Einfluß nehmen, gleichsam wie ein Panorama in flüchtigen Umrissen und anziehender Schönheit gewählter einzelner Ereignisse vor unseren Augen vorüberziehen.

Ein denkender Geist, der vorurtheilsfrei die Thatsachen prüft, welche zur Geschichte dieser Ordensgesellschaft gehören, muß zur

*) Geschichte der Gesellschaft Jesu, von J. M. Daurignac, übersetzt von Ludwig Clarus bei Manz in Regensburg 1863.

Erkenntniß gelangen, daß die Welt drei Jahrhunderte hindurch in Bezug auf diesen, dem treuen Dienste der Kirche geweihten geistlichen Orden gleichsam in zwei Lager getheilt war.

Man kann ein guter Katholik sein, ohne für diesen Orden wohlwollend gesinnt zu sein. Wer aber der katholischen Kirche feindlich entgegensteht, der haßt gewiß auch die Gesellschaft Jesu, und wer von ganzem Herzen die Kirche als seine Mutter liebt, der ist auch der Gesellschaft Jesu wohlgeneigt.

Die edle, entschieden kirchliche Gesinnung des Erzherzogs Ferdinand gab sich sonach durch die Wahl eines Exjesuiten zum Lehrer und Erzieher seiner theuern Söhne leichtverständlich kund. Derselbe hatte den Pater Draghetti kennen gelernt, als er bei einer Rundreise in seinen Staaten ein Kollegium zu Pavia besuchte, wo Draghetti über Philosophie Vorlesungen hielt, und der günstige Eindruck, den sein glänzender Vortrag, seine Gelehrsamkeit und seine Bescheidenheit auf den Erzherzog machten, bestimmten denselben ihn an seinen Hof zu rufen, wo er auch, nach vollendeter Erziehung der jungen Erzherzoge und nach Herausgabe seiner gelehrten Werke, im hohen Alter sein Tugendleben beschloß.

Unter solcher Leitung verfloß die erste Jugendzeit des Erzherzogs Maximilian und seiner Brüder zu Mailand und in dem von seinem Vater erbauten herrlichen Schlosse zu Monza.

Maximilian war kaum sieben Jahre alt, als die große französische Revolution 1789 ausbrach. Noch in seinen letzten Lebensjahren erzählte unser Erzherzog von den Gefühlen, welche sein Herz bewegten, als damals seine Eltern im Familienkreise Abends aus den Zeitungen, insbesondere dem französischen Moniteur, die Berichte über die Niederträchtigkeiten lasen, welche anfänglich der königlichen Familie in Frankreich zugefügt wurden, und die zuletzt in Beschimpfungen aller Art, in der Einkerkerung, in den ungeheuerlichen Prozeß-Verhandlungen und in dem Tode durch Henkers-

hand ihren grauenvollen Höhepunkt erreichten. Und es handelte sich ja nicht um Fremde, sondern um die eigene Tante von väterlicher Seite, um die unglückliche Königin von Frankreich, Maria Antoinette, um König Ludwig XVI., den Gemal derselben, und in der Folge, so zu sagen, um die ganze königliche Familie. — Diese Königsmorde waren anfänglich begleitet von zahllosen Opfern aus der Geistlichkeit, dem Adel und anderen Kreisen der rechtschaffenen Personen, späterhin auch aus den Bösewichtern selbst, weil die göttliche Gerechtigkeit zuließ, daß die Kannibalen unter sich selbst Gericht hielten.

Nach ganz mäßigen Berechnungen fielen unter dem Beile der Guillotine 300,000 Köpfe, ohne die Verluste in der Vendée und in der Bretagne zu zählen, welche Provinzen die einzigen waren, die den Muth hatten, sich weniger von den Grundsätzen des Umsturzes anstecken zu lassen, gegen die Schreckensherrschaft anzukämpfen und deren Einwohner lieber mit den Waffen in der Hand sterben wollten, als schimpflicher Weise unter dem Beile der sogenannten Patrioten.

Dergleichen gräuliche Vorgänge, welche geradezu empörend sind für jedes Menschenherz, und um so mehr für Anverwandte und Fürsten, waren gewiß geeignet, um der ersten Jugend des Erzherzogs Maximilian, so wie seiner Brüder, eine düstere Färbung zu geben: gleichzeitig aber dienten sie dazu, frühzeitig ihren Verstand zu reifen, und ihnen Grundsätze einzuprägen, die gerecht und allen den Keim des Umsturzes in sich tragenden Ideen feindlich entgegen gesetzt waren.

Schon zur damaligen Zeit schlugen sich die Franzosen mit den Austro-Sarden auf den Alpen mit wechselndem Erfolge; die Republikaner machten keine Fortschritte. Die Scene änderte sich jedoch wider alles Vermuthen beim Erscheinen jenes Heerführers,

den die göttliche Vorsehung als Werkzeug gewählt, um die Sünden der Fürsten und Völker zu züchtigen und der durch volle achtzehn Jahre Europa in Feuer und Blut tauchte, bis man endlich auf eigene Kosten lernte, daß man durch Eintracht und Vereinigung sich unendliche Uebel hätte ersparen können. General Bonaparte, unverantwortlicher Kommandant einer nicht zahlreichen, aber sehr rührigen Armee, überstieg die Alpen bei ihrer Verbindung mit den Appeninen, wo die Höhen niedrig und leicht zu überschreiten sind, und nach raschen Märschen und verschiedenen glücklichen Gefechten, stieg er in das Thal des Po hinab, zwang Sardinien zum Waffenstillstand, kam am rechten Ufer dieses Flußes bis nach Piacenza herab, übersetzte hier den Po, und nöthigte den kaiserlichen Befehlshaber, nicht allein Piemont, sondern auch Mailand und die ganze Lombardie westlich von der Adda zu räumen. In dieser mißlichen Lage blieb dem Erzherzog Ferdinand, Civil-Gouverneur der Lombardie, nichts anderes übrig, als mit der gesammten Familie auszuwandern. — Wenige waren damals in der Lombardie Freunde der Eindringlinge, für welche keine offene Bewegung vor ihrer Ankunft stattfand; diese wenigen Freunde aber, weil sie der Freimaurerei angehörten und sich als Brüder aller Jener betrachteten, die zu dieser Sekte gehörten, obgleich sie Ausländer waren, ersetzten bis zu einem gewissen Punkte die kleine Anzahl durch die Macht, welche eine kosmopolitische Gesellschaft verleiht. Das in diesen Verhältnissen unwissende Volk war gleichwohl dem Hause Oesterreich ergeben, verblieb aber in einer Schlaffheit, aus welcher es sich erst dann aufraffte, als es nicht mehr Zeit war. Belege hiefür sind die durch die Franzosen blutig unterdrückten Erhebungen in Binasco und Pavia. — Die Geschichte gibt viele solcher Beispiele; die Vendée erhob sich erst nach dem Tode Ludwig XVI., und nicht schon damals, wo er noch hätte gerettet werden können; die Spanier erst, nachdem die Franzosen sich vieler festen Plätze bemächtigt

hatten, und sich in Madrid befanden; die Neapolitaner 1861, als die Sarden schon Herren des ganzen Königreichs waren.

Erzherzog Maximilian, welcher damals 14 Jahre alt war, kam sonach mit der ganzen erlauchten Familie nach Verona, dann nach Padua, Triest, Laibach, und zuletzt wurde der bleibende Aufenthalt zu Wiener-Neustadt genommen. Er erzählte zuweilen, was für Gefahren und kleine Abenteuer auf dieser Reise vorgefallen sind, und wie sie mehr als einmal den Schutz der liebevollen göttlichen Vorsehung erfahren haben. Als sie zu Casal Pusterlengo ankamen, fehlte wenig, daß sie nicht in Gefangenschaft der Franzosen gerathen wären. Der dortige Postmeister, ein Mann von Ehre und Treue, beschwor sie in aller Eile umzukehren und den Weg über Crema einzuschlagen, weil sich schon in der geringen Entfernung einer italienischen Meile die Vorposten der feindlichen Kavallerie gezeigt hätten. Der gute Rath wurde dankbar angenommen, und bald darauf besetzten die Franzosen Casal Pusterlengo und marschirten nach Lodi. — Als sie an den Ufern der Lagunen von dem Prokurator der Republik, Nobile Pesaro, empfangen wurden, beschwor er sie, durch ihre Gegenwart nicht die Schwierigkeiten in seinem unglücklichen Lande, wie er sich ausdrückte, vergrößern zu wollen, weshalb die königliche Familie sich durch die Kanäle nach Porto gruaro, von da nach Triest und weiter, wie schon gesagt, nach Wiener-Neustadt begab.

Diese Stadt wurde hauptsächlich aus dem Grunde gewählt, weil die dort bestehende große Militär-Akademie die Lehrmittel an die Hand gab, welche zur höheren Ausbildung der jungen Erzherzoge im Fache der Kriegswissenschaft dienlich sein konnten.

Zu Monza ward in den jungen Herzen der drei königlichen Prinzen ein solider Grund gelegt. Religion und Gottesfurcht wurden nicht als Wissenschaft behandelt, sondern als Lebensaufgabe geübt und geliebt. Fern von jener Weichlichkeit, wodurch schon

in der früheſten Jugend in unſerer Zeit ſo vielfältig das Verlangen nach allen Lebensgenüſſen geweckt wird, wurde Maximilian, ſo wie ſeine Brüder, vielmehr an eine gewiſſe Strenge gewöhnt. Der größte Theil des Tages war den Studien geweiht. Als Erholung ergötzten ſich die jungen Prinzen im Garten, oder machten manchmal kleine Ausflüge, und als ſie heranwuchſen, wurden ſie im Reiten, Fechten u. ſ. w. geübt. Die Eltern unterſtützten die Lehrer, und es iſt rührend, in ihren Briefen, welche Erzherzog Maximilian bis zum Tode getreu und ſorgfältig aufbewahrt und nach Jahren geordnet hatte, zu leſen, wie hochdieſelben ihre Kinder ermunterten, aneiferten, belohnten, mitunter auch auf liebevolle Weiſe beſtraften.

„Ich habe deinen Brief erhalten," ſchrieb der alte Erzherzog an einen ſeiner jungen Prinzen, der als kleiner Knabe zweimal eine Unwahrheit geſagt hatte, „und weil du um Vergebung bitteſt und verſprichſt, es nicht mehr zu thun, dich auch ſeitdem gut aufgeführt haſt, ſo finde ich mich bewogen das Geſchehene zu vergeſſen. Zum Beweiſe, daß ich auf deine Beſſerung rechne, laſſe ich dir die Hälfte der Strafe nach und erlaube, daß wenn die Brüder die zwei nächſtenmale ſpazieren gehen, du einmal mitgehen darfſt. Wenn du dich anhaltend gut aufführeſt und bis Samſtag Abends fleißig ſtudirſt, ſo will ich dir auch die andere Hälfte der Strafe nachſehen. Es hängt alſo ganz von dir ſelbſt ab, ob du mir und der Mutter Freude machen willſt. Ich gebe dir meinen Segen, umarme die Brüder in meinem Namen, grüße den Erzieher und den Hauptmann und laſſe ſie dieſen Brief leſen.

Dein wohlgeneigter Vater Ferdinand."

Die Frucht dieſer jugendlichen Erziehung war ein gewiſſer Ernſt in Benützung der Zeit und im Streben nach höherer Bildung, und Maximilian war am Ende ſeiner jugendlichen Laufbahn in den alten und neuen Sprachen, in der Rhetorik und Poeſie, in der alten und neuen Geſchichte, in der Numismatik, in der Chro-

nologie, Logik, Metaphysik, Physik, Chemie, Botanik, ganz vorzüglich aber in der Mathematik und Mechanik ausgebildet, zu welchen letztern Studien er von jeher eine außerordentliche Vorliebe hatte.

Was aber noch höher zu schätzen, war die Ausbildung seines edlen für alles Große empfänglichen Herzens und Charakters. Die briefliche Korrespondenz der Eltern mit den drei Söhnen Franz, Ferdinand und Maximilian ist ein sprechender Beweis, mit welcher Einsicht und zärtlichen Liebe sie dies hohe Ziel zu erreichen suchten, und mit Gottes Gnade gelang ihnen dies auf eine seltene Weise. Alle drei Prinzen wurden Männer, die als erleuchtete Fürsten und christliche Charaktere nicht so leicht wieder zu finden sind. Wiewohl die ganze Familie des Hauses Este mit dem Bande der Liebe vereinigt war, so waren es doch die genannten drei Brüder auf eine ganz ungewöhnliche Weise.

Erzherzog Maximilian sagte einst zu einem seiner Vertrauten, nachdem bereits die beiden anderen Brüder verstorben waren: „Wir drei waren so innig mit einander verbunden, daß Einer dem Andern in den Sack greifen konnte, was aber doch nicht hinderte, daß wir oft ganz verschiedener Meinung waren.“ Hiezu war der Grund schon in ihrer ersten Erziehung gelegt. Sie hatten Alles gemeinschaftlich, sogar die Kasse ihres Rekreationsgeldes, welche der Erzherzog Franz als der älteste Bruder verwaltete.

Als ihre wissenschaftliche Ausbildung nach siebenjährigem Aufenthalte zu Neustadt sich dem Ende nahete, war Erzherzog Ferdinand der erste, welcher aus ihrem Kreise schied. Erzherzog Karl, Kommandirender der Rheinarmee, berief ihn in sein Hauptquartier, damit er sich in seiner nächsten Umgebung für seine künftige Stellung ausbilde. Maximilian freute sich darüber und hätte nur gewünscht, daß ihm dasselbe Glück zu Theil werde, weil er ebenfalls vor Begierde brannte, sich in dem militärischen Berufe auszuzeichnen.

Einſtweilen war die hohe Familie, welche mit ſchweren Herzen den jungen Erzherzog Ferdinand aus ihrer Mitte ſcheiden ſah, dadurch entſchädiget, daß derſelbe in einem ſehr getreuen Briefwechſel alle Ereigniſſe in ſeiner neuen Stellung mitzutheilen pflegte.

Seine Briefe ſind ein lebendiger Ausdruck ſeiner tapferen chriſtlichen Geſinnung. Als er die erſte Kanonenkugel ſauſen hörte, freute er ſich und bei Mannheim hätte ihn leicht eine Flintenkugel treffen können, welche ſein Pferd verwundete, was ihn aber nicht abſchreckte, ſich das nächſtemal wieder dem Feuer auszuſetzen. „Vor jedem Treffen," ſo ſchrieb er an ſeine liebe Mutter, „vor jedem Treffen mache ich einen Akt der Reue; der Erzherzog Karl hatte mich gleich Anfangs darauf aufmerkſam gemacht, dies nicht zu unterlaſſen." — So denken und handeln chriſtliche Soldaten.

Geistlich-militärischer Beruf.

Die Wechselfälle des Krieges, welchen Oesterreich nach dem Ausbruche der Revolution mit Frankreich führte, hatten Veranlassung gegeben, daß die erlauchte Estensische Familie sich an der Tapferkeit, dem Muthe und den ausgezeichneten kriegerischen Talenten des jungen Erzherzogs Ferdinand erfreuen konnte. Er war kaum einundzwanzig Jahre alt, als ihn Seine Majestät der Kaiser Franz bereits zum Feldmarschall-Lieutenant ernannte, und seine Brust war zum Lohne für seine Bravour mit dem Ritterkreuze des hohen Theresien-Ordens geschmückt. Während der jugendliche Held durch die mit großer Treue fortgesetzte Schilderung seiner militärischen Thätigkeit und seines Glückes im Kriegsgetümmel seine Familie zu freudiger Theilnahme begeisterte und sein Versprechen erfüllte, das er seiner vielgeliebten Mutter gegeben hatte, allzeit ein guter Christ, ein guter Sohn und ein guter Soldat zu sein, war unser Maximilian, der noch immer zu Neustadt verweilte, mit unermüdlichem Fleiße den Studien ernster Wissenschaften ergeben. Er bildete sich allseitig in den philosophischen Studien aus, und legte aus dem Natur- und Civilrechte Prüfungen ab. Aber jene Zweige der Wissenschaft, die sich auf's Kriegswesen und namentlich auf die Artillerie bezogen, waren seine Lieblingsgegenstände, und in denselben machte er unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer der Militär-Akademie große Fortschritte.

Der Krieg, dessen Ausgang trotz der Tapferkeit des österreichischen Heeres kein glücklicher war, hatte aber für dieselbe erlauchte Familie anderseits betrübende Folgen. Durch den Frieden zu Campo Formio hatte das Haus Este seine Staaten verloren, indem die Franzosen die Herzogthümer Modena, Massa und Carrara im Besitz behielten, und obgleich dem Erzherzog Ferdinand durch den späteren Friedenschluß zu Lüneville das Ländchen Breisgau und Ortenau als eine Art von Entschädigung gegeben wurde, so hatte diese erlauchte Familie durch die Zeitereignisse doch ungeheure Verluste erlitten.

Hieraus erklärt es sich leicht, warum der alte Erzherzog Ferdinand seinerseits dem Wunsche seines Bruders, Erzherzog Maximilian Franz, Churfürst zu Köln und zugleich Hoch- und Deutschmeister des deutschen Ritterordens, gern entgegen kam, daß nämlich der junge Maximilian, dessen Taufpathe der Churfürst war, in den deutschen Ritterorden aufgenommen werden sollte; ein Gedanke, welcher dem Churfürsten auch deshalb sehr lieb war, weil er im Geiste die Möglichkeit voraussehen konnte, daß in späteren Zeiten der seinem Herzen so liebe Neffe Maximilian in der Würde als Hoch- und Deutschmeister sein Nachfolger sein werde.

Erzherzog Maximilian war nicht wenig überrascht, als ihm sein Vater den Vorschlag machte, in den deutschen Orden einzutreten. Es war ihm bisher noch nie dieser Gedanke gekommen. Der Vater stellte ihm vor, daß durch die traurigen Zeitverhältnisse sein Vermögen so vermindert worden sei, daß er ihn als den drittgebornen Sohn nicht so reichlich bedenken könne, daß er späterhin standesmäßig eine Ehe eingehen könne; dieser Beruf zum deutschen Ritterorden stehe übrigens mit seiner natürlichen Neigung zum Militärstande nicht im Widerspruch und gebe ihm auch eine ehrenvolle Stellung in der Welt; er wünsche sonach sehr, daß Maxi-

milian diesem Rufe folge und sich zum Eintritt in den deutschen Orden entschließe.

Der junge Erzherzog wollte die Sache noch vorher mit Gott überlegen, bevor er sich entschiede. Er dachte bei sich selbst, daß der Eintritt in den deutschen Orden zwar allerdings nicht geringe Opfer erheische. Schon der Entschluß dem Familienleben für alle Zukunft zu entsagen, schien desto schwerer, je mehr es die Herzen der Familie Este aus Erfahrung kannten, wie süß und tröstlich es sei, im Kreise der Seinen innig durch das Band der Liebe verbunden zu leben. Indeß meinte Maximilian, der Wunsch eines guten Vaters, dem auch seine hochverehrte Mutter beistimmte, sei für ihn ein Fingerzeig des göttlichen Willens, und weil sein Verstand und Herz demselben beistimmte, stellte er nach reiflicher Erwägung als achtzehnjähriger Jüngling folgendes Ansuchen an das Provincial-Capitel der deutschen Ordens-Ballei Franken:

Hochwürdiges Provincial-Capitel!

Seit geraumer Zeit habe ich den Wunsch unterhalten in den hohen deutschen Ritterorden und insbesondere in die Ballei Franken aufgenommen zu werden.

Ich glaube nach meiner innigsten Ueberzeugung der Stimme Gottes weiser Vorsehung zu folgen, wenn ich in der Absicht den Zweck dieser Leitung und mit diesem das Ziel meines herzlichen Wunsches zu erreichen, Ein Hochwürdiges Provincial-Capitel, bei dem ich mich persönlich stellen, auch alle sonstigen Erfordernisse und Obliegenheiten beibringen und schuldigst erfüllen werde, um die Aufnahme in besagte des ritterlichen hohen Ordens Ballei Franken geziemend ersuche.

Dieses ist meine dringende Bitte, die ich mit vorläufig allergnädigster Gutheißung Seiner Majestät des Kaisers und Königs als Chef und Souverain unseres Erzherzoglichen Hauses

und meines Herrn Vaters Erzherzog Ferdinand erhaltenen Einwilligung Einem hochwürdigen Provincial-Capitel gegenwärtig vortrage.

Die Entsprechung dieser meiner Bitte wird mir die Gelegenheit verschaffen, mich um den Orden und die Ballei verdient zu machen; auch mich zu dem grenzenlosesten Dank und zu jener ausgezeichneten Verehrung verbinden, mit welcher ich fürwährend verharren werde

Einem hochwürdigen Provincial-Capitel

Wien, den 9. Junius 1801.

Ergebenster
Maximilian, Erzherzog.

Die Antwort auf diese Bitte ließ nicht lange auf sich warten. Der junge Erzherzog, welcher inzwischen von seiner Majestät dem Kaiser Franz den Rang eines Obersten erhalten und Inhaber eines Infanterie-Regimentes geworden war, trat in das Noviziat des deutschen Ordens, welches er in seinem bisherigen Wohnorte Neustadt vollenden sollte.

Mit großer Treue erfüllte Maximilian die Vorschriften für das Noviziat des deutschen Ordens, welche außer den Uebungen der Frömmigkeit und Andacht vorzüglich in dem gründlichen Studium der Statuten und der Geschichte dieses hohen Ordens bestehen.

Es war kaum die Hälfte des Prüfungsjahres vorüber, als der Hochmeister des Ordens, Erzherzog Maximilian Franz, seine irdische Laufbahn endigte. In seinem Testamente setzte er seinen Neffen, den jungen Erzherzog Maximilian, zum Universalerben seines großen Vermögens ein.

Dieses unerwartete Ereigniß hätte dem Berufe des jungen Ordensnovizen eine ganz andere Richtung geben können. Sein Vater selbst machte ihn aufmerksam daß durch diese zugefallene

Erbschaft die Nebenrücksicht ganz wegfalle, welche früher einer etwaigen Verehelichung entgegenstand. Maximilian war jetzt Eines der reichsten Glieder der Estensischen Familie, und es stand ihm somit Alles zu Gebote, was irdisches Glück und Lebensgenuß ihm Einladendes anbieten konnte; warum sollte er die Einschränkung und Last des Ordenslebens auf sich nehmen, wo er den Hauptzweck seines Daseins, die ewige Seligkeit, durch ein tugendhaftes Leben in der Welt und durch gute Verwendung seiner zeitlichen Güter auch außer dem Ordensstande erreichen konnte.

Der junge Erzherzog begriff das Gewicht dieser Gründe, die aus den Gefühlen gewöhnlicher Lebens-Anschauung entsprangen. Er erwog sie vor Gott, weil er aber den Eintritt in den deutschen Orden nicht aus Verlangen nach irdischen Gütern, sondern aus höheren religiösen Prinzipien begehrt hatte, so blieb er bei seinem Entschlusse fest, vollendete das Noviziat und ward am 1. März 1804 in der deutschen Ordenskirche in Wien von dem Landkommenthur der Ballei Oesterreich, Grafen von Zinzendorf, zum Deutsch-Ordensritter geschlagen.

Diese erhebende Feierlichkeit erinnerte den frommen Erzherzog mit gewaltiger Stimme, wie er, wenn gleich Soldat, durch die Ablegung der Ordensgelübde in einen anderen Mann umgewandelt werden sollte, der zwar in der Welt bliebe, aber nicht von der Welt wäre. Er begriff es sehr wohl, das Gelübde der Keuschheit verbinde ihn, rein und jungfräulich zu bleiben mitten in den Gefahren und im freien Umgange weltlicher Gesellschaft, zu blühen gleich einer Rose mitten unter den Dornen. Das Gelübde der Armuth verbinde ihn von den Ordens-Einkünften, die ein Patrimonium Christi sind, nur einen solchen Gebrauch zu machen, wie sein geheiligter Stand es erheischt zu Gottes Verherrlichung und zur Erbauung der Kirche; das Gelübde des Gehorsams unterwerfe seinen Willen dem Ausspruche dessen, der durch den Mund seines

Hochmeiſters Befehle zu ertheilen berechtiget iſt; das Leichentuch, was ihn bedeckte, mahne ihn, daß er irdiſchen Leidenſchaften und irdiſchem Verlangen im Hinblicke auf die ewigen Güter des Himmels abgeſtorben ſein ſoll; das Schwert, was ihm vom Altare herab gereicht, und womit er durch einen tapferen Ordensbruder umgürtet ward, weiſe darauf hin, daß er es zur Vertheidigung des Glaubens und zum Schutze der Kirche ziehen und gebrauchen ſoll, ſo wie es alle Ritter beim Leſen des Evangeliums während der heiligen Meſſe aus der Scheide ziehen und zum Beweiſe ihrer tapferen und chriſtlichen Geſinnung emporhalten; der Ritterſchlag fordere ihn endlich auf, demüthig zu ſein und wohl auch zu leiden zu Gottes und Mariä und des heiligen Georgs Ehre, aber muthig wie ein Löwe zu kämpfen und keinen Schlag zu dulden, wenn es ſich um die Sache Gottes und des Rechtes handelt.

Solche edle Geſinnungen durchglühten das Herz des frommen Erzherzogs bei ſeinem Eintritte in den deutſchen Ritterorden von unſerer lieben Frau von Jeruſalem, und er fühlte ſich entſchloſſen, in ſeinem hohen Berufe für Gottes Reich, für's deutſche Vaterland, für das Glück der leidenden Menſchheit Großes zu leiſten.

Die erste Waffenthat.

Es währte nicht lange, so wurde Erzherzog Maximilian vom Hoch- und Deutschmeister, dem Erzherzoge Karl, zum Koadjutor der Ballei Franken ernannt.

Inzwischen war die Zeit gekommen, daß derselbe auch in seinem militärischen Berufe in Thätigkeit treten sollte. Der Oberstlieutenant Graf Bubna, und der Hauptmann Mayer von der Artillerie wurden vom Erzherzoge Karl gewählt, um den jungen Prinzen in das Praktische des Kriegsdienstes einzuüben.

In den Jahren 1803 und 1804 wurden in Ungarn, Mähren und Böhmen Uebungslager abgehalten, wobei sich auch Seine Majestät der Kaiser Franz einfand. Bei diesem Anlasse führte Erzherzog Maximilian zum erstenmale sein Regiment dem Kaiser vor, und war dann zugleich mit seinem Bruder Ferdinand bei allen militärischen Exercitien zugegen. Er inspizirte späterhin alle fünf Artillerie-Regimenter, so wie die Festungen Theresienstadt, Josefstadt, Olmütz, und kehrte über Budweis nach Wien zurück.

Als mittlerweile der Land-Komthur der Ballei Franken, Franz Konrad Freiherr von Zobel von Giebelstadt resignirte, mußte sich Erzherzog Maximilian zum General-Kapitel nach Mergentheim verfügen, von wo aus Maximilian unter dem Namen eines Grafen von Nellenburg einen sehr interessanten Ausflug nach Würzburg machte, hauptsächlich um das Schlachtfeld vom letzten Kriege her

zu besehen. Am 8. August 1805 wurde mit der größten Feierlichkeit der Erzherzog Anton Viktor als neuer Hoch- und Deutschmeister inthronisirt, wobei der Erzherzog Maximilian, welcher kurz zuvor die Ballei Franken erhalten hatte und mit dem großen Ordenskreuze geschmückt wurde, als Groß-Komthur eine bedeutende Rolle zu spielen hatte.

Es sollte aber an die Stelle solcher friedlichen Feierlichkeiten bald das Getümmel des Krieges treten, und es nahten traurige blutige Ereignisse.

Der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und dem neuen französischen Kaiserreiche war unvermeidlich. Beide Theile sammelten ihre Kriegsschaaren; von Seite Oesterreichs wurden zwei Armeen aufgestellt, eine in Deutschland, wo der General Mack Befehlshaber war, unter dessen Oberleitung auch der Erzherzog Ferdinand ein Kommando führte, und die andere in Italien unter dem Befehle des Erzherzogs Karl.

So wie dieser berühmte Kriegsfürst bei dem ersten französischen Feldzuge den jungen Erzherzog Ferdinand zu sich in's Hauptquartier bei der Rheinarmee nahm, so berief er diesmal seinen Bruder, den jungen Erzherzog Maximilian, der mittlerweile von Seiner Majestät dem Kaiser zum General ernannt wurde, zu sich in's Hauptquartier nach Italien.

Maximilian freute sich sein liebes Italien wieder zu sehen, wieder seine Muttersprache zu hören und bei seiner Ankunft im Hauptquartier zu Lenigo die Armee von so trefflichem Geiste beseelet zu finden. Erzherzog Karl sendete ihn, die ganze Linie, wie die Armee aufgestellt war, zu inspiziren, und der junge Erzherzog war voll Muth und Entschlossenheit, die sogenannte militärische Taufe zu empfangen, das heißt, das erstemal in's Feuer zu kommen und für Kaiser und Vaterland seine Kräfte zu weihen.

Schon war die Zeit des bisher bestandenen Waffenstillstandes zu Ende gegangen, schon verkündete die Bewegung des feindlichen Heeres den nahe bevorstehenden Angriff, als ein Bericht des Feldmarschall-Lieutenants Jellačić aus Tirol die Schreckensnachricht brachte, obgleich nur als Gerücht, daß Erzherzog Ferdinand mit der ganzen Armee in Deutschland in die Gefangenschaft der Franzosen gerathen sei.

Wiewohl jeder Brief der drei estensischen Brüder die seltene Freundschaft und Liebe bezeugt, womit diese drei edlen Herzen vereinigt waren, so ist doch der Ausdruck des schmerzlichen Gefühles der Theilnahme bei diesem Anlasse zu rührend, als daß man es sich versagen könnte, den Inhalt eines Schreibens des Erzherzogs Maximilian an seinen Bruder Franz hier anzuführen.

„Carissimo Francesco!“ so lautet dasselbe: „So eben hat mir Erzherzog Karl eine Nachricht mitgetheilt, bei der mir das Blut in den Adern erstarrte; Feldmarschall-Lieutenant Jelačić hat aus Tirol berichtet, daß Ferdinand mit der ganzen Armee von dem Feinde gefangen worden sei. Die Nachricht ist nicht offiziell, aber mein Herz sagt mir, sie könnte leider wahr sein. Das, was mich an der Wahrheit dieser Nachricht zweifeln macht, gründet sich auf Ferdinand's Charakter, den ich zu gut kenne, als daß ich glauben könnte, er werde sich ergeben, wenn es irgend möglich war, sich zu retten. Ich seufze, ich zittere, und kann nicht aussprechen, welch ein Sturm des Gefühles mein Herz zerreißt. Dein Herz wird gewiß nicht weniger als das meinige ergriffen sein. Dieses fürchterliche Ereigniß trifft mich auf der empfindlichsten Seite, und mich tröstet nur der Gedanke, daß der Herr solche Trübsale zuläßt, um uns hiedurch an das wahre letzte Ziel unserer Bestimmung zu führen, und daß seine Heimsuchungen vielmehr Zeichen seiner Gnade sind. Ich beziehe diese Gedanken auf Ferdinand und seine traurige Lage. Wir wollen hoffen, daß der Herr dieß zum Besten

seiner Seele zugelassen hat, und ich bitte Gott, daß er ihm Kraft gebe, sein Unglück zu ertragen und für's ewige Leben zu benützen. Ich muß gestehen, daß es mir sehr schwer fällt, mich selbst durch solche Gedanken zu beruhigen. Die brüderliche Liebe muß sich Luft machen, ich habe ein paar bittere Stunden verlebt, und kann mich auch Niemanden mittheilen. Ein Blick in das geistliche Buch, das mir die theure Mutter mitgegeben, hat mir wieder etwas Ruhe verschafft. Aber eben so nahe geht mir der Schmerz unserer guten Eltern, und auch Dein liebendes Herz wird schmerzlich verwundet sein und nur Trost finden im Glauben und in der Religion.

„Wir wollen jedoch hoffen, daß die Bedingungen der Kapitulation gestatten, daß Ferdinand auf Ehrenwort entlassen werde; wie traurig, o mein Gott! wäre sonst seine Lage! In solch einem schrecklichen Falle wäre es mir doppelt schmerzlich von ihm getrennt zu sein, um ihn nicht trösten und sein Leiden theilen zu können."

Volpino, am 25. Oktober 1805.

Ein paar Tage später kam Erzherzog Karl aus der Entfernung einer halben Stunde eigens nach Volpino, um seinen lieben Vetter in Kenntniß zu setzen, daß Erzherzog Ferdinand bei der traurigen Katastrophe zu Ulm sich der unverantwortlichen Kapitulation der Armee nicht unterwerfen wollte, sondern sich mit beiläufig 4000 Mann Kavallerie und einer bedeutenden Abtheilung Infanterie, worunter auch ein großer Theil des Regimentes des Erzherzogs Maximilian war, auf heldenmüthige Weise durchgeschlagen habe, und sich auf dem Marsche nach Böhmen befinde.

Am 29. Oktober griff der französische Befehlshaber Massena die österreichische Armee in ihrer Stellung bei Caldiero an allen Punkten der Fronte mit der Wuth der Verzweiflung an. In dem Berichte des Erzherzogs Karl über diese denkwürdige Schlacht geschieht ausdrücklich Erwähnung, wie Erzherzog Maximilian, der

hiebei zum erstenmale in's Feuer kam, sich durch Tapferkeit und Muth ausgezeichnet habe, wie er die bei einem furchtbaren Angriffe der Franzosen zurückweichenden und zerstreuten Truppen wieder sammelte, sich an die Spitze der neu formirten Bataillone setzte, und sie mit klingendem Spiele auf's Neue gegen den Feind zum Siege führte.

In einem Schreiben an Erzherzog Franz macht zwar sein Bruder Maximilian von dieser seiner ersten Waffenthat, vermöge seiner Bescheidenheit beinahe kaum Erwähnung; er schildert aber einige Umstände dieser Schlacht, welche über den Verlauf derselben größeres Licht geben.

„Es war besonders der 30. Oktober," so schreibt er, „ein sehr blutiger Tag, an welchem man wüthend kämpfte bis in die Nacht mit großem Verluste von beiden Seiten. Unser Verlust in diesen drei Tagen beläuft sich an Todten, Blessirten und Vermißten auf 5672 Mann mit Einschluß von 120 Offizieren; jener des Feindes kann füglich auf 8000 Mann berechnet werden, von welchen sich gegen 1700 in unserer Gefangenschaft befinden. Die feindliche Armee besteht beinahe ganz aus leichter Infanterie, und ist großentheils aus Picmontesen und Deutschen vom linken Rheinufer zusammengesetzt, jedoch immer mit Franzosen untermischt. Viele Ueberläufer erzählen uns, daß sie mit größter Grausamkeit in's Feuer gejagt werden. Auf unserm rechten Flügel wurden diese Unglücklichen von ihren Offizieren zweimal zum Sturm auf unsere Verschanzungen getrieben, aber die Regimenter Schröder, Staray und Hohenlohe stiegen auf das Parapett und griffen sie mit dem Bajonnete dergestalt an, daß wir später auf einem einzigen Punkt 382 Tode begruben und 400 wurden auf der Flucht von der Kavallerie gefangen. Ueberhaupt hat sich diese Letztere sehr ausgezeichnet und hatte auch leichtes Spiel; denn die Feinde hatten blos Infanterie und eine solche Furcht, daß sie flohen, wo immer die

Reiter sich zeigten. Unsere Infanterie hingegen hat große Verluste erlitten, besonders die Grenadiere von Strassoldo, Anspach und Koburg, und die Regimenter Esterhazy und Ferdinand, welche mit vieler Bravour den Feind in den Dörfern Caldiero, Vago, Stra und Codell'ara angegriffen haben. Endlich aber machten die Franzosen einen neuen sehr heftigen Angriff auf allen Punkten, und die Unsrigen wichen nicht blos, sondern lösten sich so sehr in Unordnung auf, daß das ganze Feld vor dem Schlüssel unserer Position mit Fliehenden bedeckt war, welche der Feind mit Heftigkeit verfolgte, so daß man anfing zu fürchten, daß derselbe in's Herz unserer Stellung eindringen und uns aus dem Felde schlagen werde. Du kannst Dir vorstellen, welch einen Eindruck dieser Anblick auf mich machte. Es war schon so dunkel geworden, daß der Feind unsere Lage nicht mehr sehen konnte, da fiel glücklicherweise eine Division vom Regimente Kaiser über ihn her, und ein paar Bataillone, welche unter Trommelschlag vorrückten, machten ihn glauben, daß noch mehrere Truppen da seien, was aber nicht der Fall war, und so hielt er auf einmal inne und das Feuer hörte auf. Unsere gesammelten Bataillone bildeten unsere letzte Linie. Und als dann im Finstern gegen die feindlichen Kolonnen ganz in der Nähe eine Decharge gegeben und gegen dieselben Kartätschenschüsse abgefeuert wurden, flohen die Franzosen und nachdem ein neuer Angriff am nächsten Morgen ebenfalls abgeschlagen wurde, zogen sie sich am 1. November Früh, sowohl von da als von Val Pontena vollkommen zurück. Hätten wir sie verfolgen können, so würden sie viele Leute verloren haben; aber leider mußten wir uns selbst wegen der traurigen Katastrophe in Deutschland mit der ganzen Armee zurückziehen, indem wir das glückliche Verhältniß benützten, daß uns der Feind nicht verfolgen konnte, da er selbst gerade das Gegentheil erwartete."

Rückkehr aus dem Kriege.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Ereignisse des Krieges zu schildern, an welchem der junge Erzherzog Theil genommen hat. Aber wer könnte die flüchtigen Züge ohne Interesse lesen, mit welchen in folgendem Briefe des Erzherzogs ein Bild jenes für alle Zeiten merkwürdigen Rückzuges entworfen wird, zu welchem der Sieger von Caldiero durch die traurigen Kriegsereignisse in Deutschland genöthiget war. „Die Franzosen hatten sich am 2. November 1805 in aller Eile hinter die Etsch zurückgezogen, aus Furcht überflügelt zu werden, denn General Hillinger war beauftragt, vom Gebirge aus eine Demonstration gegen Verona zu machen, und rückte mit seinem ganzen Korps vor, so, daß die Franzosen von dort her einen ernstlichen Angriff erwarteten und deßhalb ihren Rückzug beschleunigten. Diese Kriegslist benützte Erzherzog Karl, um zur nämlichen Zeit ganz in geheim seinen eigenen Rückzug anzutreten, und daher kam es, daß beide Armeen, welche Tags zuvor nur einen Kanonenschuß weit einander gegenüber standen, den folgenden Tag, die Eine wie die Andere im Rückzug begriffen waren. Die Folge davon war, daß wir in so weite Entfernung vom Feinde kamen, daß Massena uns auf dem ganzen Rückzug von Caldiero bis Cilli nicht einholen konnte, außer mit einer geringen Abtheilung von Reiterei, die jedoch allezeit zurückgeworfen wurde, wenn sie uns anzugreifen versuchte."

Da inzwischen in Deutschland die Franzosen bereits über den Inn gegangen und gegen Salzburg vorrückten, so war die Kommunication mit Wien bedroht und zum Theil schon abgeschnitten, und kein Zufluß von Geld und Kriegsbedarf mehr zu hoffen. Deßhalb ersuchte Erzherzog Karl im Hauptquartier zu Palmanuova den jungen Maximilian persönlich, nach Triest zu eilen, theils um die dort vorhandenen Vorräthe zur Armee zu ziehen, theils um das Kriegsmaterial in Sicherheit zu bringen. Erzherzog Maximilian reiste auf der Stelle mit aller Bereitwilligkeit ab.

„Ich fand," so schreibt er in seinem Berichte, „noch gar nichts eingeschifft und weggeschickt. Meinem Auftrage gemäß nahm ich allsogleich die Civilkassa und die Kriegskassa, und was sonst vorräthig war, in Empfang, erwirkte von der Triester Stadtkassa ein Darlehen von 100,000 fl., und war auf diese Weise in der Lage, nach zwei Tagen meines Hierseins, der Armee mehr als zwei Millionen zuzusenden. Auf mein Zureden erhielt ich auch reichliche Lebensmittel und Kleidungsstücke für die Armee, 600 Eimer Branntwein, 90 Zentner Rauchtabak, 50 Ballen Tuch, u. dgl. Die Kriegsvorräthe, Kanonen und den größten Theil eines bedeutenden Magazins mit Lebensmitteln ließ ich einschiffen, und sendete dieselben nach Venedig, wo sie schon zu fehlen begannen; kurz ich that, was nur möglich war, denn ich hatte nur zwei Tage Zeit, hielt mich genau nach meinen Instruktionen, und weil ich Niemand in seinem Rechte und an seinem Eigenthume verletzte, so ging Alles in Frieden vorüber, und als ich zurück in's Hauptquartier kam, war Erzherzog Karl sehr zufrieden."

Die Liebe, welche Erzherzog Maximilian für den Kaiser und das Haus Oesterreich hatte, so wie die kindliche Theilnahme an seinen theuren Eltern, deren Schicksal mit jenem des erlauchten Kaiserhauses so innig verbunden war, macht es erklärbar, daß die

traurigen Kriegsereigniſſe, welche betrübende Folgen für Oeſterreich ahnen ließen, dem jungen Erzherzoge ſehr zu Herzen gingen; er verlor jedoch den Muth nicht; ſeine religiöſen Grundſätze ließen ihn die Schickſale der Menſchen aus einem höhern Geſichtspunkte anſchauen, und ſein kriegeriſches Herz hoffte mit Zuverſicht auf die Gelegenheit, wieder zu erkämpfen, was verloren war; daher war für ihn die Nachricht von dem Waffenſtillſtand niederſchlagend, welcher nach der Schlacht von Auſterlitz mit den Franzoſen abgeſchloſſen wurde.

Einer ſeiner Briefe an ſeinen Bruder, den Erzherzog Franz, in welchem er von dem Rückzuge aus Italien ſpricht, enthält in dieſer Beziehung ſo viel Intereſſantes, und iſt ein ſprechendes Zeugniß über ſeinen Scharfblick, daß es der Mühe lohnt, Folgendes aus demſelben in gedrängter Kürze anzuführen.

„Ich kann Dir nicht lebhaft genug beſchreiben, wie ſehr Deine lieben Briefe mein Gemüth aufgerichtet haben, welches durch die jetzigen traurigen Verhältniſſe ſehr niedergeſchlagen war. Ich erlaube mir nicht, den Gedanken an dieſelben nachzuhängen. So oft ſie mir in's Gedächtniß kommen, würde ich in Trauer verſinken, wenn mich nicht die chriſtliche Hoffnung aufrechthielte. Ich erhebe mich von der Welt, wo Alles vorübergeht, zu gründlichern Gedanken an die Ewigkeit, an Gottes Erbarmung. Und dann erfüllt mich das Vertrauen auf Ihn, der mit einem Hauche durch ganz unerwartete Ereigniſſe die Verhältniſſe ganz leicht verändern kann. Und wenn es Gott nicht gefällt, dieſes zu thun, ſo geſchieht es gewiß zu unſerem Beſten und größerem Gewinn nach dem Tode.“

„Geſtatte mir dieſe Worte als den Ausdruck der Gefühle, die mein Herz durchdringen. Dir darf ich ſie wohl mittheilen, denn ich weiß, daß Du Alles dieß viel tiefer empfindeſt als ich; ich kann Dich nicht erreichen; ich weiß auch, daß Deine Lage und die unſerer guten Eltern viel drückender iſt, als die meinige; denn Ihr habt

das ganze Unglück der Ereigniſſe und deren traurige Folgen mehr vor Augen und ſeht gleichſam nur von Weitem die Möglichkeit einer Hilfe, während ich ſo glücklich bin, ganz in der Nähe mich zu überzeugen, daß Hilfe und Rettung nicht ferne iſt. Ich beeile mich nun, Dir ein Bild unſerer Lage zu entwerfen."

„Wir ſind heute Morgens auf unſerem Rückzug zu Laibach eingetroffen. Vier Tage bleiben wir in der Stellung vor Prewald, um dem Erzherzog Johann Zeit zu laſſen, uns durch das Puſterthal vorzukommen, und er traf auch glücklich mit ſeinem ganzen Korps von beiläufig 30,000 Mann zu Klagenfurt ein. Erzherzog Karl trennte ſich nun von Bellegarde; er ließ denſelben mit einunddreißig Bataillonen und zweiundzwanzig Schwadronen in der Stellung vor Prewald, um Maſſena zu beobachten, und zog in angeſtrengten Märſchen gegen Marburg und Cilli, um ſich an Einem dieſer beiden Orte nach Umſtänden mit dem Erzherzog Johann zu vereinigen, der längs der Drau herunterzieht. Wir haben als Feind den General Marmont gegenüber, der mit 8000 Mann in Graz ſteht."

„Durch eine Verblendung, welche die göttliche Vorſehung zugelaſſen hat, geſchah es, daß die Franzoſen von Leoben aus nicht gegen Klagenfurt vorrückten. Wären ſie mit einiger Macht dahingezogen, ſo hätten ſie leicht die Vereinigung des Erzherzogs Johann mit uns verhindern können."

„General Hillinger marſchirte durch Südtirol; General Chateller machte mit einigen Bataillonen ebenfalls aus Südtirol einen Einfall in das Salzburgiſche, ganz nach ſeinem Gutdünken; kam über Radſtadt glücklich nach Judenburg, und von dort aus vereinigte er ſich mit dem Erzherzog Johann und uns. Oberſt Meſko näherte ſich mit ſeinem Regimente und einigen Bataillonen der Stadt Klagenfurt, ſchlug in einem Treffen die Franzoſen und war größtentheils Urſache, daß dieſe nicht vorrückten, weil ſie meinten,

daß ſie es mit der Avantgarde des Erzherzogs Karl zu thun hätten. Endlich verließ auch General Bellegarde Prewald und zog ſich hinter die Save zurück. In vier Tagen werden wir auf dieſe Weiſe mit dem Erzherzog Johann, mit Bellegarde, mit dem Korps von Hiller, Siegenthal, Chateller und dem Oberſt Mesko vereinigt ſein, und ſo eine ſtarke Armee bilden, die im Dreieck, zwiſchen Marburg, Feiſtritz und Pettau aufgeſtellt ſein wird, in einem Lande, wo Alles im Ueberfluß vorhanden, und die Zufuhr aus Ungarn leicht und gedeckt iſt.

Dieſe glückliche Vereinigung iſt das Reſultat der weiſen Anordnungen des Erzherzogs Karl, welcher in dieſem ganzen Feldzuge wunderbar vom Glücke begünſtigt war, das er aber auch vortrefflich zu benützen wußte."

Die vereinigte Armee war gegen neunzig tauſend Mann ſtark, und vom beſten Geiſte beſeelt; in Kroatien und in Ungarn ward das Aufgebot organiſirt, und ſo nährte man die Hoffnung, das Verlorene durch Tapferkeit wieder zu erſetzen. Doch alle Hoffnung wurde getäuſcht durch den inzwiſchen erfolgten Waffenſtillſtand nach dem Verluſte der unglücklichen Schlacht bei Auſterlitz.

Friede und Kriegsbereitschaft.

Der zu Preßburg abgeschlossene Friede zwischen Oesterreich und Frankreich hatte dem erlauchten Hause Oesterreich-Este einen neuen Unglücksschlag bereitet. Es wurde hiedurch nicht blos die Hoffnung der jungen Kriegshelden Ferdinand und Maximilian vernichtet, auf dem Schlachtfelde das Verlorne wieder gut zu machen, sondern der Familie Este wurde auch Breisgau und Ortenau, die ohnedies nur eine kleine Entschädigung für die italienischen Herzogthümer gewesen waren, für immer entrissen.

Den Drangsalen jener Zeit mit religiöser Ergebung sich fügend, tröstete sie doch der Gedanke, sich nach hergestelltem Frieden wieder im vertrauten Familienkreise unter einem Dache vereinigen zu können.

Als nach dem Abzuge der Franzosen am 19. Jänner 1806 der Erzherzog Karl an der Spitze der österreichischen Armee unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Wien hielt, war auch der junge Erzherzog Maximilian, welcher als Brigadier das Hußaren-Regiment Stipsicz anführte, in seiner Begleitung. Seine erste Aufgabe war ehrenvoll gelöst, und da er kein bestimmtes Kommando hatte, zog er sich vom praktischen Kriegsdienste wieder zurück.

Die drei folgenden Friedensjahre sollten manche Veränderungen im Kreise seiner erlauchten Familie herbeiführen.

Erzherzog Ferdinand wurde Kommandirender in Mähren. Sein jüngster Bruder Karl Ambros faßte den Entschluß sich dem geist-

lichen Stande zu widmen, und Kaiser Franz ernannte ihn bald darauf zum Administrator des Bisthums Waizen in Ungarn, wo er nach vollendeten theologischen Studien die bischöfliche Würde erhalten sollte.

Ein Jahr nach dem Tode der Kaiserin Theresia beschloß Kaiser Franz sich wieder zu vermählen, und wählte die jüngste Schwester des Erzherzogs Maximilian, die Erzherzogin Ludovika zu seiner Gemalin.

Am 24. Dezember 1806 rief Gott den alten Erzherzog Ferdinand in ein besseres Leben ab. Er starb, umgeben von seiner trauernden Familie, und nahm den Seelentrost mit sich in's Grab, alle seine lieben Kinder im Glauben fest begründet, mit Tugenden geschmückt und durch das Band der innigsten Liebe vereinigt zu sehen.

Des Vaters beraubt schlossen sich dieselben jetzt noch desto inniger an ihre gute in jeder Hinsicht ausgezeichnete Mutter, die Erzherzogin Beatrix, an, welche von jeher, wie dies überhaupt das glückliche Loos frommer christlicher Mütter ist, gleichsam der Mittelpunkt der Familie und die geliebte mütterliche Freundin ihrer Kinder war.

Im März 1807 wurde Erzherzog Maximilian Inhaber des zweiten Artillerie-Regimentes, und da seine Kenntnisse im Fache dieser Waffengattung immer mehr an's Licht traten, so zog ihn der Marschall Graf Colloredo nicht blos in den Geschäftskreis dieser wichtigen Branche der Armee, sondern er ward am 30. April 1807 sogar zum Stellvertreter des Artillerie-Direktors ernannt.

Der junge Erzherzog, dessen Scharfblick inzwischen unaufhörlich den großen Ereignissen der Zeit folgte und in dem Kriege Napoleons mit Preußen und Rußland ein Vorspiel dessen ahnte, was sich später verwirklichte, war zur klaren Erkenntniß gelangt, daß es schlechterdings nothwendig sei, um künftige Kämpfe siegreich zu bestehen, im Kriegswesen mancherlei Reformen und Verbesserungen vorzunehmen, und deshalb widmete er seine Zeit großentheils diesem

Studium, und da er die Leistungen der Artillerie für das Wichtigste hielt, und für dieses Fach von jeher besondere Vorliebe hatte, so ließ er sich vor Allem angelegen sein, bei dem Regimente, dessen Inhaber er war, den Fortschritt sowohl in der Ausbildung der Mannschaft, als in der Behandlung der Geschütze zu fördern. In dieser Absicht war er mit unermüdlicher Ausdauer nicht blos bei den Exercitien, sondern auch bei den Prüfungen der Soldaten zugegen, so daß er mehr als einmal zwölf Stunden in einem Tage dazu verwendete.

Sein schöpferischer Geist hatte schon in jener Zeit manche Pläne ausgedacht, das Geschützwesen vollkommener zu machen, namentlich hatte er eine Umgestaltung der Gewehre projektirt, wodurch bei einem kürzeren Laufe und geringerer Ladung die Kugel mit größerer Kraft und in weitere Entfernung getragen werden sollte.

Da Erzherzog Maximilian überdies durch sein liebevolles und leutseliges Betragen die Herzen der Soldaten an sich zog und ein sehr richtiges Urtheil über die Fähigkeiten der Offiziere fällte, welche er deshalb öfter zu seiner Tafel zog, um dieselben bei dieser Gelegenheit persönlich mehr kennen zu lernen, so ist es begreiflich, daß Erzherzog Karl als Generalissimus der österreichischen Armee den Erzherzog Maximilian dazu bestimmte, die Landwehr und das Corps der Freiwilligen in Ober- und Unter-Oesterreich zu organisiren, so wie er dasselbe Geschäft für Böhmen und Mähren dem Erzherzoge Ferdinand übertrug.

Die Gefahr, daß Oesterreich neuerdings in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werde, ward jeden Tag drohender; deshalb war das Geschäft der Organisirung der Landwehr ein dringendes. Erzherzog Maximilian entwickelte hiebei auch eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Stets in Berathung und im Einverständniß mit seinem Bruder Ferdinand, legte er seine Anträge zur Organisirung, Bekleidung und Bewaffnung der Landwehr und des Frei-

korps vor Allem dem Erzherzoge Karl zur Gutheißung vor, und waren sie durch dessen Ausspruch genehmigt, so sparte er keine Mühe sie in's Leben zu rufen. Er durchreiste Unter- und Ober-Oesterreich, munterte das Volk zur freudigen Theilnahme auf, wählte die besten Offiziere, theils aus dem Pensionsstande, theils aus dem Adel, sorgte dafür, daß die Leute so gut und so schnell als möglich exercirt und eingeschult wurden, und war so glücklich, dieses wichtige Geschäft der Organisirung der Landwehr und des Freikorps in Wien bis zum Ausbruche des Krieges vollkommen zu vollenden, ebenso wie sein erlauchter Bruder Ferdinand in Böhmen und Mähren, welcher daselbst bis 1809 fünf und siebzig Bataillone errichtet hatte.

Das für Oesterreichs Wohl glühende Herz des Erzherzogs Maximilian ward hiebei nicht wenig getröstet und erfreut durch den patriotischen Geist und die Opferwilligkeit, die sich bei diesem Anlasse offenbarte. Er schrieb über die in Oberösterreich errichtete Landwehr an seinen Bruder Ferdinand Folgendes:

„Ich kann es nicht aussprechen, wie zufrieden ich bin über den guten Willen, welcher alle diese guten Leute beseelt, und über den Fortgang, den sie in den militärischen Exercitien machten; sie sehen aus wie die alten Schweizer, und ich kann sie nicht ohne Rührung anschauen. Auch mit den Offizieren bin ich sehr zufrieden; sie haben gute Manieren und sehr viel Eifer. Ich habe nicht Ursache, meine Wahl zu bereuen. Ich pflege sie immer auf Mittag zu mir zu laden, um sie dadurch auszuzeichnen. Im Winter werde ich an verschiedenen Punkten Schulen eröffnen, und ich bin gewiß, daß die jungen Herren Offiziere sich gern daran betheiligen werden; denn zu meinem Erstaunen hat sich unter ihnen, obwohl sie aus verschiedenartigen Elementen bestehen, bereits ein Gemeingeist gebildet; kurz ich hoffe, daß bis zum Frühjahr die Landwehr eine wahre gute Truppe sein wird."

Neue Thätigkeit im Kriege.

„Den gestrigen Tag, an welchem meine in der Stadt Wien organisirten sechs Bataillone Landwehr zur Armee auszogen, werde ich nicht vergessen, so lange ich lebe,“ so lesen wir in einem andern Briefe unsers Erzherzogs vom 12. März 1809. „Schon die Fahnenweihe Tags zuvor bei St. Stefan, wobei die Kaiserin und der Erzherzog Karl zugegen waren, besonders aber der feierliche Segen mit dem Hochwürdigsten, welchen der Erzbischof vor dem Riesenthore dem aufgestellten Militär ertheilte, war sehr rührend. Am folgenden Tage schon vor 8 Uhr Früh war ich in der Landwehr-Uniform auf dem Glacis, wo sich alle 6400 Mann versammeln sollten. Die Kompagnien zogen einzelnweise herbei, und waren von einem solchen Schwarm von Volk, Frauen, Verwandten und Freunden begleitet, daß das ganze Glacis überfüllt war, so daß man die Truppen kaum in Ordnung aufstellen konnte. Ich war so von dem Volke umgeben, daß mein Pferd vor- und rückwärts mitten unter den Leuten stand. Ich fürchtete den Abschied und das Weinen der Frauen und Verwandten, doch ich habe mich getäuscht. Das Volk und die Wehrmänner waren ganz begeistert. Mit Freude waren sie bereit für's Vaterland in den Krieg zu ziehen, und als der Kaiser erschien und die Kaiserin mit meiner

Mutter in einem Wagen, wollte das Lebehochrufen kein Ende nehmen. Es war tröstlich und rührend zu sehen, welcher Muth und welche Opferwilligkeit diese guten Leute beseelte, unter denen viele adelige und wohlhabende Männer selbst als gemeine Soldaten dienten, wie das Volk um den Kaiser sich drängte, ohne daß ein einziger Soldat Wache hielt, wie es ihm nachfolgte, während er an der Fronte vorüber ritt, und wie es nicht aufhörte durch Zurufe seine Liebe und Treue zu bezeugen. Ich begleitete die abziehenden Bataillone bis zur Station und nahm dann herzlichen Abschied."

Nach vollendeter Organisirung der Landwehr hatte Erzherzog Karl seinen Vetter Maximilian zum Kommandanten der Feldartillerie für die ganze Armee ernannt, und derselbe war nun mit unermüdlicher Thätigkeit bemüht diesem Rufe zu entsprechen.

Die Feindseligkeiten bei dem neuen Kampfe, welche das ausdauernde Oesterreich mit dem Kaiser Napoleon, der damals auf den Gipfel seiner Macht und seines Glückes gelangt war, begannen in Baiern, und nach verschiedenen blutigen Zusammenstößen kam es unweit von Regensburg zur Schlacht. Sie fiel unglücklich für die Oesterreicher aus. Erzherzog Maximilian ließ unterhalb der Stadt Regensburg eine Brücke schlagen und sicherte heldenmüthig den Rückzug der Armee durch seine auf kluge Weise am linken Donauufer aufgestellte Artillerie.

Der Erzherzog hatte schon in früherer Zeit erkannt, daß der Feind sich im Falle eines Krieges durch das Donauthal auf Wien drängen würde, weil sich in demselben kein Punkt vorfindet, wo sich eine geschlagene Armee sammeln könnte. Er hatte deshalb sein Augenmerk auf Linz gerichtet. Seine Vorschläge aber hatten damals nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienten, und nur nach der verlornen Schlacht bei Regensburg gab man für einen Augenblick dem Gedanken Raum, den Erzherzog abzusenden, um Linz blos mit Feldverschanzungen zu befestigen, weil auf diesen Punkt ein Theil

der österreichischen Armee unter Kommando des Generals Hiller sich zurückzog. Aber der Gedanke, ein verschanztes Lager in wenigen Tagen vorzurichten, zu vollenden und zu armiren, war so wunderlich, daß dieser Vorschlag, kaum gemacht, als unausführbar erkannt wurde, und statt dessen erhielt der Erzherzog die undankbare und schwierige Aufgabe, die Stadt Wien so lange zu vertheidigen, bis die österreichische Armee den großen Bogen über Cham, Horn und Stockerau durchzogen haben würde, um sich auf dem linken Ufer der Donau Wien gegenüber aufzustellen. Um nun die Franzosen, welche längs des rechten Donauufers vorgingen, und die Sehne jenes Bogens durchschritten, aufzuhalten, sollte General Hiller allen möglichen Widerstand entgegensetzen und ihren Marsch nach Wien verzögern; eine Unternehmung, die er durchzuführen versuchte, indem er mit großer Hartnäckigkeit den Traun-Uebergang streitig machte, welche That unter dem Namen des Gefechtes von Ebersberg rühmlich bekannt ist. Die Zahl und der Ungestüm des Feindes überwanden endlich auch dieses Hinderniß und Erzherzog Maximilian hatte nur wenige Tage, um sich zur Vertheidigung der Hauptstadt vorzubereiten.

Am 8. Mai schrieb er um Mitternacht an seine Mutter:

„In diesem Augenblicke erhalte ich die Nachricht, daß der Feind mit vieler Kavallerie zu Sieghartskirchen angelangt sei. Es naht sich die Stunde, wo ich die aufgetragene Vertheidigung Wien's in's Werk setzen muß, wiewohl ich auf unglaubliche Weise aller Mittel hiezu beraubt bin. Ich erhebe die Augen gegen Himmel und denke, daß alle Macht von Oben kommt, und daß somit bei Gott Alles möglich ist. Uebrigens, wenn uns hier auf Erden auch Unglück trifft, so wird es Gott jenseits auf bessere Weise vergelten."

Die eigentliche Stadt Wien, von Vorstädten umgeben, erstreckt sich nicht unmittelbar bis zur Donau, sie ist daher nicht ver-

theidigungsfähig, besonders, wenn auf der andern Seite des Flusses keine Armee wäre. Um die ausgedehnten Vorstädte zu vertheidigen, welche von einer einfachen Mauer umgeben waren, die überdies an vielen Stellen dominirt ist, hätte es wenigstens eines Armeekorps bedurft. Erzherzog Maximilian hatte nur über wenige tausend Mann zu verfügen. Demungeachtet, obwohl er ganz leicht die Unmöglichkeit voraussah, Wien mit Erfolg zu vertheidigen, konnte er als Soldat den Befehl nicht zurückweisen. Als entschlossener Mann schickte er sich sonach an, Alles das zu thun, was möglich sein würde. Die feindliche Armee, welche außer dem sehr ehrenvollen Widerstande des Generals Hiller beim Uebergang der Traun kein weiteres Hinderniß und keine Art Befestigung vorfand, rückte rasch auf der großen Straße vor, welche sich in geringer Entfernung von dem rechten Ufer der Donau an derselben hinzieht, und erschien vor Wien, bevor die österreichische Hauptarmee daselbst anlangte, welche, wie gesagt, einen großen Bogen am linken Ufer des Flusses beschreibend, zur Hilfe der Hauptstadt herbei eilte. Im militärischen Gehorsam versuchte Erzherzog Maximilian sonach den Widerstand und hielt beinahe durch zwei Tage den Feind auf, der sich in den Vorstädten festgesetzt hatte, die wegen ihrer großen Ausdehnung in die Vertheidigungslinie nicht einbezogen werden konnten. Es war an der Westseite bei den kaiserlichen Stallungen, hinter welchen das Terrain sich, die Stadt dominirend erhebt, wo von den Franzosen die Batterien aufgeführt wurden, welche mit verschiedenen Projektilen die innere Stadt bewarfen, die an mehreren Punkten von zahlreichen Feuersbrünsten zu leiden hatte. Wenn gleich die Bevölkerung sehr beherzt und bereitwillig war dem Erzherzog beizustehen, und die Truppen sich entschlossen und ausgezeichnet erwiesen, so hatte doch die Idee, die Hauptstadt zerstören zu lassen, ohne irgend welche Hoffnung, dadurch die Geschicke des Krieges günstig zu wenden, bei den angesehensten Einwohnern große Besorgnisse erregt, und sie

fingen an, dem Erzherzog ihre Bedenken sehr ernstlich vorzutragen. Dieser sendete Couriere über Couriere, und da er durch dieselben in Erfahrung gebracht hatte, daß die kaiserliche Armee in keiner Weise vor acht Tagen zum Beistand eintreffen könnte, berief er einen Kriegsrath, welcher sich einstimmig für die Einstellung der Vertheidigung und für den Rückzug der Garnison über die Donau, so lange es noch Zeit wäre, aussprach, und der Ansicht war, die Sorge mit dem Feinde zu unterhandeln den Civilbehörden zu überlassen.

Es war in der That kein Augenblick zu verlieren; die Franzosen umgingen bereits die Stellung, und hatten sich gleichsam in der Flanke, d. i. beim Lusthaus im Prater festgesetzt, von wo aus die einzige Rückzugslinie über die Donaubrücke jeden Augenblick mehr bedroht erschien. Fürst Liechtenstein, ein sehr einsichtsvoller General und ein Soldat von großer Tapferkeit, war aus dem kaiserlichen Hauptquartier eingetroffen, und dieser wurde noch zuletzt von dem Erzherzoge zur Beurtheilung seiner Lage beigezogen. Nachdem der Fürst alle Vorkehrungen und alle Anordnungen des Erzherzogs zur Vertheidigung Wiens genau geprüft, und alle Umstände in Ueberlegung gezogen hatte, erklärte er mit Thränen in den Augen, und mit der Lebhaftigkeit, die ihm eigen war, daß Alles geschehen sei, was unter den gegebenen Umständen nicht anders geschehen konnte, und daß der Eifer und die Ausdauer des Erzherzogs jedenfalls das überaus wichtige Resultat erlangte, daß die Armee die Zeit für zwei Tagesmärsche gewonnen habe, und das feindliche Kriegsheer durch mehr als zwei Tage sei aufgehalten worden, daß endlich die Absicht der Vertheidigung Wiens vollkommen wäre erreicht worden, wenn die Armee ihren Marsch noch mehr hätte beschleunigen können.

Erzherzog Maximilian hatte demnach seinen schwierigen Auftrag auf die ehrenvollste Weise vollzogen.

Es war eine Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, daß, wenn er einmal einen Entſchluß gefaßt hatte, er denſelben auch ohne Verzug ausführte. Schwankungen und Aengſtlichkeiten, welche oft Alles verderben und engherzigen Männern eigen ſind, kannte er nicht. Nachdem er ſonach ſeine wenigen Truppen geſammelt hatte, zog er ſich ohne Aufſchub über die große Donaubrücke zurück, und ſteckte dieſelbe in Brand.

Der blutigere Theil des Feldzuges ſollte der durch die franzöſiſchen Waffen geſchehenen Beſetzung Wien's erſt nachfolgen.

Erzherzog Karl entfaltete die öſterreichiſche Hauptarmee gegen Mitte Mai auf dem Marchfelde, einer offenen Fläche am linken Donauufer im Angeſichte von Wien.

Napoleon, der ihm nicht Zeit laſſen wollte, daſelbſt Stellung zu nehmen, verſuchte den Uebergang über die Donau, indem er ſich zuerſt in der großen und gebüſchreichen Inſel Lobau feſtſetzte, und von da aus am 21. Mai in der Ebene auf der linken Seite zwiſchen Aſpern und Eslingen vordrang.

Die ſehr blutige Schlacht vom 21. und 22. Mai endigte mit dem Siege der Oeſterreicher, der immer als eine glorreiche That des Erzherzogs Karl und der Armee, die er befehligte, im Andenken bleiben wird, wenn auch unglücklicher Weiſe die Folge davon kein poſitiver Vortheil war. Aber weder dieſe Schlacht noch die folgende vom 5. und 6. Juli bei Wagram, berühren die Geſchichte des Erzherzogs Maximilian, weshalb wir uns auch nicht damit befaſſen.

Die Mission nach Siebenbürgen.

Se. Majestät der Kaiser Franz hatte bei Anfang des Krieges dem Erzherzog Ferdinand das Kommando des Armeekorps in Polen übertragen. Weil die Lage daselbst immer bedenklicher wurde, besonders dadurch, daß russische Truppen in Galizien erschienen und man nicht recht wußte, ob sie feindlich oder freundlich gesinnt wären, so wurde beschlossen, auch in Siebenbürgen ein Aufgebot zu organisiren, und dem Armeekorps in Polen zu Hilfe zu senden; und weil Erzherzog Maximilian bei der Errichtung der Landwehr in Oesterreich eine so ausgezeichnete Thätigkeit entwickelt, und dieses wichtige Geschäft mit so gesegnetem Erfolge zu Stande gebracht hatte, so wählte der Kaiser denselben, um auch in Siebenbürgen die Landwehr zu organisiren.

Die Aufgabe war eine sehr schwierige, um so mehr, weil der Erzherzog der dortigen Landessprache nur unvollkommen kundig war. Indeß der Wille des Monarchen und der sehnliche Wunsch, zum Wohle des Vaterlandes nach Kräften beizutragen, waren für den jungen Erzherzog Gründe genug, diese Mission mit Freude und Bereitwilligkeit zu übernehmen. Er trat sonach auf der Stelle die Reise nach Siebenbürgen an, und gönnte sich kaum so viel Zeit, um sich mit den nöthigsten Reisebedürfnissen zu versehen.

Da wir keine Kriegsgeſchichte ſchreiben, ſo ſchweigen wir über die Art und Weiſe, wie der Erzherzog dieſe wichtige Aufgabe löſte, und mit welcher Klugheit er die großen Hinderniſſe beſiegte, die ſich ihm entgegenſtellten. Dieſe Miſſion gibt uns aber Gelegenheit, einige ſehr intereſſante Blicke auf den edlen Charakter desſelben zu werfen.

Siebenbürgen iſt ein ſchönes, intereſſantes Land, reich an Gaben der Natur; doch ſeine Bewohner ſind von verſchiedener Nationalität, und jede Nation bewohnt ihren eigenen Diſtrikt, und bewahrt ihre Originalität, als ſtünde ſie mit der übrigen Welt in gar keiner Verbindung. Sitten, Sprache, Kleidung, körperliche Geſtalt und Gebäude, Alles iſt verſchieden in jedem Diſtrikte. „Am meiſten," ſo ſchreibt der Erzherzog, „habe ich mich über die Sachſen verwundert. Es ſind rieſenmäßige Geſtalten; ſie ſind vermöglich, wohnen bequem, und ſind induſtriös, aber in hohem Grade weichlich, furchtſam, friedfertig, wie das Geſchlecht der Celten, von denen ſie abſtammen. Dagegen haben die Wallachen etwas vom italieniſchen Typus, ſind muthig, robuſt und rühmen ſich, von den alten Römern abzuſtammen. Jedes Dorf hat zwei Wallachen zur Wache, welche dasſelbe gegen andere Wallachen ſchützen, ſonſt ſetzen zwei Wallachen ein ganzes ſächſiſches Dorf in Schrecken."

Das Reiſen im Lande iſt nicht blos beſchwerlich, ſondern auch gefährlich. Als Beweis hievon ein kleines Hiſtörchen, das der Erzherzog ſcherzend beſchreibt. „Ich mußte von Klauſenburg nach Biſtritz, und machte die Reiſe zu Pferd. Sieh'! da begegnete ich an einem Orte zwei Wallachen, mit Stöcken bewaffnet, und während ſie in ihrer Sprache ſchrieen: lu Lup, lu Lup, ſtießen ſie Flüche aus gegen einen ſchwarzen Wolf von ſeltener Art, der in einer Entfernung von 200 Schritten ſie ſo frech anblickte, als wollte er über ihre Flüche ſpotten, und als gäbe er ſeinen Plan nicht auf, einen Streich auszuführen. Dieſe Keckheit konnte man

nicht dulden. Ich ſtieg alſo von meinem Pferde, das ſchon müde war, ab, und ſchwang mich auf ein anderes, das ich bei mir hatte, und das ein ſehr guter Laufer war. Nun ſprengte ich gegen den Wolf, der bald die Flucht ergriff, und als mein feuriges Pferd ihn ſchon beinahe eingeholt hatte, wendete er ſich gegen mich um, und fing gleichſam drohend zu heulen an. Mein Pferd aber, mit einem ſeltenen Muthe, ließ ihm keine Zeit ſich zu wehren, ſondern ſprengte über ihn hin, ſchlug ihn mit den Hufen zu Boden, und ich gab ihm mit dem Säbel einen Streich, ſo daß er ſeine Stimme um ein paar Oktaven erhöhte. Ich hätte dieſem Konzert bald ein Ende gemacht, wenn das Pferd im vollen Laufe nicht zu weit vorgerannt wäre; denn bis ich umkehrte, raffte ſich der Wolf wieder auf, und ſprang ſeitwärts in einen Sumpf, wo ich und mein Pferd ihn nicht mehr verfolgen konnten. Dieſer Spaß ergötzte mich ſehr, und das Pferd war mir ſeitdem doppelt lieb."

Hinderniſſe ganz anderer Art hatte der Erzherzog zu überwinden, die aus der Beſchaffenheit des dortigen ungebildeten Volkes und den originellen Regierungsverhältniſſen der damaligen Zeit hervorgingen. Mehr als einmal hatten ſich die angeworbenen Wehrmänner gegen die Offiziere aufgelehnt, die ihnen nicht genehm waren; oder wollten nicht marſchiren, wohin ſie beordert wurden. Nur der Muth und die Entſchloſſenheit des Erzherzogs, welcher Milde und Strenge zur rechten Zeit zu benützen wußte, befreite ihn oft aus der bedenklichſten Lage. Er ließ jedoch nie die Hoffnung ſinken, ſein unternommenes Werk glücklich zu vollbringen.

Als er einſt von ſeinem Bruder Ferdinand die Kunde erhielt, wie ſehr ſich die öſterreichiſche Artillerie und die Landwehr ausgezeichnet habe, ſchrieb er an ſeinen Bruder: „Die Nachrichten, die Du mir von den Ueberreſten meiner guten Landwehr gegeben haſt, und Deine Sorge für die Artillerie haben mich mit Freude erfüllt; denn ich bewahre noch immer im Herzen meine volle Zuneigung

für diese beiden Korps, von denen ich das Letztere wie meinen Vater, das Erstere wie meinen erstgebornen Sohn ansehe; mein Zweitgeborner, den ich gerade jetzt in der Erziehung habe, hat keine so guten Anlagen, und obwohl schon ziemlich herangewachsen, so geht er doch noch in die Schule, während mein Erstgeborner im gleichen Alter bereits mit Ehren in der Welt erscheinen konnte. Nun denn, man muß Geduld haben."

Als Erzherzog Maximilian von den blutigen Kriegsereignissen hörte, welche sich während seines ruhigen Aufenthaltes in Siebenbürgen zutrugen, ward ihm das Herz schwer, daß er an den großen Kämpfen für Oesterreichs Heil nicht Theil nehmen konnte, und als sich der unglückliche Krieg mit einem so beklagenswerthen Frieden endigte, war es nur die Religion und der lebendige Glaube an die Vorsehung Gottes, der demüthigt und erhöht nach seinen ewigen Rathschlüssen, worin sein bekümmertes Gemüth Trost und Beruhigung fand.

Endlich war ihm während seines Aufenthaltes in Siebenbürgen noch ein Schmerz vorbehalten, der sein liebendes Herz tief verwundete. Er erfuhr nämlich durch ein Schreiben seiner erlauchten Mutter, der Erzherzogin Beatrix, daß sein jüngster Bruder Karl Ambros am 11. September 1809 in der Blüthe seines Lebens gestorben sei. Vor anderthalb Jahren hatte ihn Kaiser Franz zum Erzbischof und Primas von Ungarn ernannt, und der heilige Vater hatte ihn in dieser Würde bestätiget, obwohl er erst 24 Jahre alt war. Während der Kriegszeit hatte derselbe ein Spital für kranke und verwundete Soldaten gegründet. Er hielt es als Bischof für seine oberhirtliche Pflicht, die Kranken persönlich zu besuchen, und ihnen die Sakramente zu spenden. In diesem Dienste seines erhabenen Amtes hatte er den Typhus geerbt, und fiel nach wenigen Tagen zu großer Erbauung der Welt als ein heldenmüthiges Opfer der christlichen Liebe.

Der Brief, welchen Erzherzog Maximilian hierüber an ſeinen Bruder Ferdinand ſchrieb, iſt zu ſchön und ſchildert ſeine edle Geſinnung zu klar, als daß man aus demſelben dem frommen Leſer folgende Stellen vorenthalten könnte:

„Ach, lieber Ferdinand! welch' ein neues Unglück hat uns getroffen, ſeit ich Dir das letztemal geſchrieben habe! Im Vergleich mit dieſem Schlage ſind die andern Leiden, womit wir heimgeſucht wurden, gering. Für uns, die wir durch Gottes Gnade ſo innig durch das zarte Band der Liebe vereiniget ſind, kann es nichts Empfindlicheres geben. Der einzige und wahre Troſt in meinem tiefen Schmerze iſt der Gedanke an die erbauliche Weiſe, wie der gute Bruder in der Blüthe ſeines Lebens ſich als Opfer dargebracht hat, und zwar durch einen Akt der Liebe, weil er die Spitäler beſuchte. Ich habe deshalb die feſte Zuverſicht, daß Gott ihm einen guten Platz im Himmel zugewieſen hat, wohin zu gelangen auch wir uns ſehnen müſſen. Ja fürwahr, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand der Welt bedenkt, muß man es beinahe für ein Glück anſehen, wenn man ſie zur guten Stunde verlaſſen kann. Wer weiß es, vor welch' fürchterlicher Zukunft die Barmherzigkeit Gottes den guten Bruder bewahrt hat, denn in ſeiner geiſtlichen Würde konnten ihn Verhältniſſe treffen, die für ihn ſchwerer und gefahrvoller wären, als für jeden Andern. Bruder Franz iſt ihm im Tode getreu beigeſtanden. Mir hat die Vorſehung den Kummer erſpart, in der Entfernung von 100 Meilen eine ſo theure Perſon ſterbenskrank zu wiſſen. Deſto furchtbarer war der Schlag, als ich die Todesnachricht vernahm. Ich ſehe den guten Bruder ſehr oft vor meinen Augen, und meine Seele iſt ergriffen durch das Andenken an die Beweiſe ſeiner wahren innigen Freundſchaft, die er für mich im Herzen trug, und die er namentlich im vergangenen Sommer mir bezeugte."

Zurückgezogenheit.

Die vollkommene, heilige, uneigennützige Liebe ist ein glückliches und beglückendes Vorrecht der Himmelsbewohner. Nur dort im Reiche der ewigen Liebe ruft Einer dem Andern zu: was mein ist, ist dein; was dein ist, ist mein. Nur dort freut sich jeder Einzelne an dem Glücke und an der Seligkeit der Andern, als wäre es sein eigenes Glück, seine eigene Seligkeit.

Einen Vorgeschmack und einen schwachen Abglanz dieser himmlischen Freude finden wir hier auf Erden im Kreise einer Familie, wo alle Glieder derselben gleichgesinnt und mit dem Bande der Liebe umschlungen sind.

Was sich in dieser Beziehung im gewöhnlichen Leben nur selten findet, das sehen wir in der damals zahlreichen erlauchten Familie des Hauses Oesterreich-Este in einer Art ausgeprägt, wie man es in tausend andern Kreisen des Familienlebens vergeblich suchen würde. Ganz außerordentlich, wie schon oben bemerkt, war die Freundschaft, Liebe und Brüderlichkeit der drei Erzherzoge Franz, Ferdinand und Maximilian. Sie konnten nicht blos sagen, was mein ist, ist dein; was dein ist, ist mein: sondern ihre gegenseitige Achtung und Liebe war über alles Zeitliche so weit erhaben, daß das Glück und Wohl des Einen, auch das Glück und Wohl des

Andern war, ja, daß sogar ein Jeder den Andern höher schätzte, als sich selbst. Erzherzog Franz pflegte zu sagen: Maximilian ist der Beste unter uns. Erzherzog Maximilian sagte: Keiner aus uns ist so engelsgut wie Franz, und beide rühmten die Tugenden des Erzherzogs Ferdinand, welcher hinwieder seine zwei Brüder ebenfalls rühmte, lobte und liebte, mehr als sich selbst. — Die nämliche Liebe war auch in den Herzen der Schwestern, wovon zwei Königinnen und eine Kaiserin war. Namentlich sind die Briefe der Kaiserin Ludovika an ihren Bruder Maximilian so voll Zärtlichkeit und Innigkeit, daß man sie ohne Rührung nicht lesen kann. Oft schreibt dieselbe im mailändischen familiären Dialekt, und grüßt ihn gewöhnlich mit den zärtlichen Worten: Cara, carissima gioja! — Und alle Kinder hingen mit der höchsten Verehrung an ihrer alten, durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Mutter, der Erzherzogin Beatrix.

Die Zeit und ihre Ereignisse hatten diesen edlen Familienkreis beinahe vollkommen aufgelöst. Der Vater Erzherzog Ferdinand und der junge Prinz Karl Ambros waren gestorben. Der Erstgeborne Erzherzog Franz befand sich auf Reisen im Orient und in Sizilien. Erzherzog Ferdinand war bei der Armee, und sein Bruder Maximilian an der Spitze des Aufgebotes in Siebenbürgen.

Als nun nach dem unglücklichen Kriege von 1809 der Friede geschlossen war, die Erzherzogin Beatrix aus Großwardein, wohin sie während des Krieges sich geflüchtet hatte, wieder nach Wien zurückkehren konnte; dachte unser Erzherzog nach Vollendung seiner Mission in Siebenbürgen sich ebenfalls nach Wien zurückzuziehen, um dort ein selbstständiges Haus zu bilden, und sich hauptsächlich seinen eigenen ökonomischen Geschäften zu widmen, um welche er sich seit Jahren wenig bekümmert hatte.

Erzherzogin Beatrix konnte es jedoch nicht verhehlen, daß es ihr schwer falle, allein und von allen ihren lieben Kindern getrennt zu

sein; dieß war für das edle Herz ihres Sohnes Maximilian genug, seinen Plan aufzugeben und sich zu entschließen, bei seiner Mutter im Hause zu bleiben, welche dazumal in ihrem Garten außer der Stadt, in der Rabengasse wohnte.

Hier verlebte nun in großer Zurückgezogenheit und in der täglichen Uebung kindlicher Pietät Erzherzog Maximilian die folgenden Friedensjahre.

Auch nahm die Ordnung seiner eigenen Vermögens-Verhältnisse sowohl, als die vielerlei Geschäfte, welche seine beiden abwesenden Brüder ihm zur Besorgung anempfohlen hatten, ihn sehr in Anspruch.

Es war ihm kein bestimmtes Amtsgeschäft übertragen, aber seine hohe Stellung und Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe erforderte natürlich eine allgemeine Theilnahme an dem, was daselbst vorging, und er schloß sich auch von den Vergnügungen und Zerstreuungen nicht aus, zu denen er als Glied der Familie jedesmal geladen wurde. Demungeachtet blieb ihm, da er gewohnt war, früh morgens aufzustehen, viele Zeit übrig. Vor Allem erfüllte er seine religiösen Pflichten mit stets gewohnter Treue.

Außer seinen Privatgebeten wohnte er täglich der heiligen Messe, an Sonn- und Festtagen auch der Predigt sammt dem Abend-Gottesdienste bei, und empfing beiläufig monatlich die heiligen Sakramente.

Wenn ihn nicht die Audienzen hinderten, die er zu ertheilen genöthigt war, setzte er beharrlich seine Studien im Genieweſen fort, vergrößerte und ordnete die reiche und sehr kostbare Münzensammlung, welche seit Jahren für ihn und seinen Bruder Ferdinand ein Lieblingsgegenstand war, und beehrte mitunter auch die Bildungsschule seines Artillerie-Regimentes mit einem Besuche.

Nach einem solchen Besuche schrieb er seinem Bruder Ferdinand:

„Heute Morgens war ich mit sehr ernsten Dingen beschäftiget. Ich wohnte in der Kaserne am Rennwege einer Sitzung bei, welche ich mit mehreren Professoren der Bombardier-Schule abhielt. Der Gegenstand war, welche Methode beim Unterrichte in der Mechanik die zweckmäßigste sei. Ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß alle Gegenwärtigen meinen Ansichten beistimmten. Ich hatte mit Männern zu thun, die wohl unterrichtet waren, sehr guten Willen hatten, und ihren militärischen Beruf liebten. Es war ein wahrer Seelentrost, ihre Eintracht zu bemerken, und es war rührend zu sehen, wie Jeder nach Maßgabe seiner Talente zum gemeinschaftlichen Zwecke mitzuwirken bereit war, und ohne Unterschied des Ranges in Dingen nachgab, worin Andere ihm überlegen waren. Ich kannte diese Männer zwar schon früher, da ich sie zu dieser Arbeit gewählt hatte, aber heute überzeugte ich mich mehr als je, daß unsere Artillerie wahrhaft den echten Geist eines Korps habe, und dieß ist der wesentliche Grund ihrer ausgezeichneten Beschaffenheit."

Ein Gegenstand ganz anderer Art nahm ebenfalls die Thätigkeit des Erzherzogs Maximilian in Anspruch. Sein Bruder Franz hatte auf seiner Rundreise Sizilien und Sardinien besucht. Dort hatte er die junge Prinzessin Beatrix kennen gelernt, und den Entschluß gefaßt, dieselbe zur Gemalin zu nehmen. Die ganze Familie und namentlich die Erzherzogin Mutter, war über diese Wahl auf's höchste erfreut. Weil aber die Braut mit dem Erzherzoge Franz so nahe verwandt war, so mußte die Dispens zur Verehelichung vom Papste erlangt werden. Dieß war aber nicht leicht, weil der heilige Vater dazumal vom Kaiser Napoleon gefangen gehalten wurde, und die Kommunikation mit demselben sehr erschwert war. Es war für den Erzherzog Maximilian ein Seelentrost, in dieser Beziehung die nöthigen Schritte thun zu können, und es freute ihn sehr, die gewünschte Dispens endlich nach Genua

abſenden zu können, weil er die Zuverſicht hatte, daß ſein geliebter Bruder durch die Erfüllung ſeines Wunſches glücklich ſein werde.

Seine Briefe ſind ein lebendiger Ausdruck ſeiner Bruderliebe. „Liebſter beſter Bruder!“ ſchreibt er unter Anderem:

„Deine gute, edle, gefühlvolle Seele iſt in den acht Seiten Deines letzten Briefes ſo ausgeſprochen, wie ich ſie innigſt kenne, liebe und ſchätze, und wie ſie mir immer im Gedanken vorſchwebt, wenn ich in ungeſtörter Einſamkeit Dich meinem Geiſte zu vergegenwärtigen trachte und das Bewußtſein genieße, an Dir, wenn auch in der Ferne, einen Bruder zu beſitzen, der mir zugleich ein ſo wahrer Freund iſt, und deſſen Gedanken mich gewiß eben ſo aufſuchen werden, wie meine Dich ſtets begleiten. Ich ſehe aus allen Deinen Schreiben, wie glücklich Du mit Deiner lieben Beatrix biſt, wie ſehr ſie Deine Liebe, Deine Achtung, Dein Vertrauen zu verdienen weiß, und dieſe Ueberzeugung gießt Balſam in mein Gemüth, denn dadurch ſind alle meine Wünſche, die ich längſt für Dich im Herzen getragen habe erfüllt, im vollen Maße erfüllt. Der Gedanke, daß Du jetzt mit derjenigen vereiniget biſt, welche die göttliche Vorſehung für Dich beſtimmt hat, die Du durch Ueberwindung ſo vieler Hinderniſſe verdient haſt, und die dem Ideale ſo ganz entſpricht, das Du Dir von einer guten Gemalin entworfen haſt, welche Dich glücklich machen würde, dieſer Gedanke, mein lieber Franz! beſchäftigt mich immerdar, ſeitdem ich Deinen Brief erhielt, und er begleitet mich immerdar, ſo daß das Kreuz, was ich auf der Bruſt trage, mir gleichſam einen Vorwurf macht, und mir zuruft, daß Begeiſterung für ein ſolches Ereigniß für einen Mann nicht geziemend ſei, der, wie ich, einem ſolchen Glücke für immer entſagt hat. Aber ich beachte dieſe Stimme nicht, weil auch das ein Rath des Evangeliums iſt: Freuet Euch mit den Freuenden; und auf dieſen Text geſtützt, ſehe ich Dich immerdar im Geiſte vor mir, Freude und Glück auf dem Angeſichte, und

erfreue mich darüber in der Fülle meines Herzens. Lebe wohl, mein lieber, beſter Bruder und Freund! Ach, wie ſehnt ſich mein Herz nach dem Genuſſe, ſich in Deines zu verſchmelzen, und wie bleibt dieſer Wunſch ſo unerfüllt bei einer Mittheilung durch ein trockenes, kaltes Blatt Papier. Mutter, Schweſter und Bruder umarmen Dich tauſendmal, und ich eben ſo oft und noch einmal beſonders, für mich allein."

Ein anderer Ausdruck ſeines Geiſtes und ſeines Herzens war der Scharfblick und die Beharrlichkeit, womit er den Ereigniſſen der Zeit folgte, vorzüglich während des Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland, und worüber er ſeine Brüder, die in fernen Ländern lebten, durch einen ununterbrochenen Briefwechſel in Kenntniß ſetzte. Als Napoleon, verblendet von Stolz auf ſeine zeitliche Macht, in Rußland immer vorwärts eilte in der Hoffnung, nach Ueberwindung unzähliger Hinderniſſe und Beſchwerden, zu Moskau nebſt allen Hilfsquellen, gute Winterquartiere zu finden, um ſich im Mittelpunkte des Reiches aller Schätze Rußland's zu bemächtigen, und dann Frieden zu ſchließen, ſagte der Erzherzog mehr als einmal den Untergang des Glücksſternes des Kaiſers Napoleon, und das für ihn traurige Ende des blutigen Krieges voraus, und freute ſich, daß durch dieſen letzten Verſuch Napoleons, die Herrſchaft der ganzen Welt an ſich zu reißen, vielleicht der Weg zu einer beſſern Zukunft geöffnet werde. Als ein paar Monate ſpäter Gott der Herr der Heerſchaaren zeigte, daß er durch den bloßen Hauch ſeines Zornes alle ſeine Feinde zu vernichten vermag, und als das Gegentheil von dem geſchah, was Napoleon in frechem Uebermuthe ſagte, da er erfuhr, Papſt Pius habe gegen ihn die Exkommunikation ausgeſprochen, daß. nämlich deßwegen ſeinen Soldaten die Gewehre nicht aus den Händen fallen würden, ſo erwahrte ſich der Scharfblick des Erzherzogs, und an dem Tage, wo die Nachricht von dem furchtbaren Rückzug der franzöſiſchen

Armee in Wien eintraf, begegnete der Fürst Metternich dem Erzherzog, und rief ihm die Worte zu: „Euer königliche Hoheit! Sie sind ein Profet!“

Während dieser drei Jahre finden wir auch in der stillen Verborgenheit des zurückgezogenen Lebens gleichsam die Primiz jener unglaublichen Thätigkeit, die sich später, und zwar aus viel höheren Gesichtspunkten, im Leben des seligen Erzherzogs entwickelte; ich meine, seine Opferwilligkeit, seine vielen Bauten und sein Seeleneifer.

Bei seiner Vorliebe zur Artillerie that es dem Erzherzog leid, daß die Soldaten in der Bombardier-Kaserne auf dem Rennwege keinen Platz hatten, Luft zu schöpfen und sich zu erquicken. Er verschaffte sonach und schenkte dieser Kaserne einen kleinen daranstoßenden Garten. Das war der erste Ausdruck jener Opferwilligkeit, wovon uns das spätere Leben des Erzherzogs so viele und außerordentliche Beweise liefern wird.

Ein kleines Häuschen in Wien war, nebst so manchem andern Besitz, ein Eigenthum des Erzherzogs. Es entging seinem Scharfblicke nicht, daß dieses Häuschen, so klein und geringfügig es schien, sich auf eine sehr geeignete Weise umgestalten lasse. Sehr hoch auf der Löwelbastei gelegen, den Volksgarten in so geringer Entfernung vor sich, als ob er dazu gehörte, gewährte es eine überaus schöne Aussicht, war ganz nahe bei der kaiserlichen Burg, und erfreute sich einer größern Ruhe und einer bessern Luft, als irgend ein anderes Haus in der Stadt. Er faßte sonach den Entschluß, es gänzlich umzubauen. Mit großem Interesse machte er hiezu den Plan und die Abtheilungen der Lokalitäten, und führte diesen Plan auf eine so gelungene Weise aus, daß das neue Haus, mit seinen hohen Zimmern und seiner Tribüne auf der Plattform, einen sehr geräumigen, bequemen und reizenden Aufenthalt bietet, und viele Jahre hindurch von der durch ihre Bekehrung zur

katholischen Kirche, und durch ihre seltenen Gaben des Geistes und Herzens berühmten Herzogin von Anhalt-Köthen und späterhin von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Wilhelm bewohnt war. Dermal ist es Eigenthum der Gräfin Chambord.

Dieses Haus war der Erstlingsbau des Erzherzogs Maximilian, der späterhin so viele und merkwürdige Bauten herstellen ließ.

Eine andere Erstlingsfrucht seines zurückgezogenen Lebens war die Gründung eines Erziehungs-Institutes.

Der Erzherzog hatte nämlich in Wien die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der durch ungewöhnliche Geistesgaben und seine veröffentlichten Schriften bereits einen europäischen Ruf erlangt hatte. Adam Müller, im Protestantismus geboren und erzogen, war Eine jener edlen Seelen, welche durch das Studium der Geschichte besonders aufgefordert, ehrlich und aufrichtig die Wahrheit suchte. Er fand dieselbe als Bedürfniß seines Herzens und Geistes im Schooße der katholischen Kirche, und kehrte in dieselbe zurück, von welcher seine Voreltern leider abgefallen waren. Hiedurch seiner Stellung im protestantischen Deutschland beraubt, nahm er seine Zuflucht zu Oesterreich, wie so viele Andere in ähnlichen Verhältnissen, weil Oesterreich als katholische Großmacht dazumal nicht blos die Sympathien aller Katholiken für sich hatte, sondern gewöhnlich auch denen zu Hilfe kam, die um des Glaubens und der Liebe Jesu willen, in gedrückte und bedrängte Umstände geriethen.

Adam Müller gab in Wien öffentliche Vorlesungen für ein fein gebildetes Auditorium, wobei sich auch unser Erzherzog einfand, und weil derselbe in diesem Manne eine Kraft erkannte, die würdig war, in größeren Kreisen einflußreich zu wirken, so veranlaßte er nicht ohne große Hindernisse, und machte es durch seine großmüthige Hilfe möglich, daß Adam Müller ein Erziehungs-Institut eröffnete, um die adelige Jugend für das Christenthum und die

Armee in Wien eintraf, begegnete der Fürst Metternich dem Erzherzog, und rief ihm die Worte zu: „Euer königliche Hoheit! Sie sind ein Proset!"

Während dieser drei Jahre finden wir auch in der stillen Verborgenheit des zurückgezogenen Lebens gleichsam die Primiz jener unglaublichen Thätigkeit, die sich später, und zwar aus viel höheren Gesichtspunkten, im Leben des seligen Erzherzogs entwickelte; ich meine, seine Opferwilligkeit, seine vielen Bauten und sein Seeleneifer.

Bei seiner Vorliebe zur Artillerie that es dem Erzherzog leid, daß die Soldaten in der Bombardier-Kaserne auf dem Rennwege keinen Platz hatten, Luft zu schöpfen und sich zu erquicken. Er verschaffte sonach und schenkte dieser Kaserne einen kleinen daranstoßenden Garten. Das war der erste Ausdruck jener Opferwilligkeit, wovon uns das spätere Leben des Erzherzogs so viele und außerordentliche Beweise liefern wird.

Ein kleines Häuschen in Wien war, nebst so manchem andern Besitz, ein Eigenthum des Erzherzogs. Es entging seinem Scharfblicke nicht, daß dieses Häuschen, so klein und geringfügig es schien, sich auf eine sehr geeignete Weise umgestalten lasse. Sehr hoch auf der Löwelbastei gelegen, den Volksgarten in so geringer Entfernung vor sich, als ob er dazu gehörte, gewährte es eine überaus schöne Aussicht, war ganz nahe bei der kaiserlichen Burg, und erfreute sich einer größern Ruhe und einer bessern Luft, als irgend ein anderes Haus in der Stadt. Er faßte sonach den Entschluß, es gänzlich umzubauen. Mit großem Interesse machte er hiezu den Plan und die Abtheilungen der Lokalitäten, und führte diesen Plan auf eine so gelungene Weise aus, daß das neue Haus, mit seinen hohen Zimmern und seiner Tribüne auf der Plattform, einen sehr geräumigen, bequemen und reizenden Aufenthalt bietet, und viele Jahre hindurch von der durch ihre Bekehrung zur

katholischen Kirche, und durch ihre seltenen Gaben des Geistes und Herzens berühmten Herzogin von Anhalt-Köthen und späterhin von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Wilhelm bewohnt war. Dermal ist es Eigenthum der Gräfin Chambord.

Dieses Haus war der Erstlingsbau des Erzherzogs Maximilian, der späterhin so viele und merkwürdige Bauten herstellen ließ.

Eine andere Erstlingsfrucht seines zurückgezogenen Lebens war die Gründung eines Erziehungs-Institutes.

Der Erzherzog hatte nämlich in Wien die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der durch ungewöhnliche Geistesgaben und seine veröffentlichten Schriften bereits einen europäischen Ruf erlangt hatte. Adam Müller, im Protestantismus geboren und erzogen, war Eine jener edlen Seelen, welche durch das Studium der Geschichte besonders aufgefordert, ehrlich und aufrichtig die Wahrheit suchte. Er fand dieselbe als Bedürfniß seines Herzens und Geistes im Schooße der katholischen Kirche, und kehrte in dieselbe zurück, von welcher seine Voreltern leider abgefallen waren. Hiedurch seiner Stellung im protestantischen Deutschland beraubt, nahm er seine Zuflucht zu Oesterreich, wie so viele Andere in ähnlichen Verhältnissen, weil Oesterreich als katholische Großmacht dazumal nicht blos die Sympathien aller Katholiken für sich hatte, sondern gewöhnlich auch denen zu Hilfe kam, die um des Glaubens und der Liebe Jesu willen, in gedrückte und bedrängte Umstände geriethen.

Adam Müller gab in Wien öffentliche Vorlesungen für ein fein gebildetes Auditorium, wobei sich auch unser Erzherzog einfand, und weil derselbe in diesem Manne eine Kraft erkannte, die würdig war, in größeren Kreisen einflußreich zu wirken, so veranlaßte er nicht ohne große Hindernisse, und machte es durch seine großmüthige Hilfe möglich, daß Adam Müller ein Erziehungs-Institut eröffnete, um die adelige Jugend für das Christenthum und die

Armee in Wien eintraf, begegnete der Fürst Metternich dem Erzherzog, und rief ihm die Worte zu: „Euer königliche Hoheit! Sie sind ein Profet!"

Während dieser drei Jahre finden wir auch in der stillen Verborgenheit des zurückgezogenen Lebens gleichsam die Primiz jener unglaublichen Thätigkeit, die sich später, und zwar aus viel höheren Gesichtspunkten, im Leben des seligen Erzherzogs entwickelte; ich meine, seine Opferwilligkeit, seine vielen Bauten und sein Seeleneifer.

Bei seiner Vorliebe zur Artillerie that es dem Erzherzog leid, daß die Soldaten in der Bombardier-Kaserne auf dem Rennwege keinen Platz hatten, Luft zu schöpfen und sich zu erquicken. Er verschaffte sonach und schenkte dieser Kaserne einen kleinen daranstoßenden Garten. Das war der erste Ausdruck jener Opferwilligkeit, wovon uns das spätere Leben des Erzherzogs so viele und außerordentliche Beweise liefern wird.

Ein kleines Häuschen in Wien war, nebst so manchem andern Besitz, ein Eigenthum des Erzherzogs. Es entging seinem Scharfblicke nicht, daß dieses Häuschen, so klein und geringfügig es schien, sich auf eine sehr geeignete Weise umgestalten lasse. Sehr hoch auf der Löwelbastei gelegen, den Volksgarten in so geringer Entfernung vor sich, als ob er dazu gehörte, gewährte es eine überaus schöne Aussicht, war ganz nahe bei der kaiserlichen Burg, und erfreute sich einer größern Ruhe und einer bessern Luft, als irgend ein anderes Haus in der Stadt. Er faßte sonach den Entschluß, es gänzlich umzubauen. Mit großem Interesse machte er hiezu den Plan und die Abtheilungen der Lokalitäten, und führte diesen Plan auf eine so gelungene Weise aus, daß das neue Haus, mit seinen hohen Zimmern und seiner Tribüne auf der Plattform, einen sehr geräumigen, bequemen und reizenden Aufenthalt bietet, und viele Jahre hindurch von der durch ihre Bekehrung zur

katholischen Kirche, und durch ihre seltenen Gaben des Geistes und Herzens berühmten Herzogin von Anhalt-Köthen und späterhin von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Wilhelm bewohnt war. Dermal ist es Eigenthum der Gräfin Chambord.

Dieses Haus war der Erstlingsbau des Erzherzogs Maximilian, der späterhin so viele und merkwürdige Bauten herstellen ließ.

Eine andere Erstlingsfrucht seines zurückgezogenen Lebens war die Gründung eines Erziehungs-Institutes.

Der Erzherzog hatte nämlich in Wien die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der durch ungewöhnliche Geistesgaben und seine veröffentlichten Schriften bereits einen europäischen Ruf erlangt hatte. Adam Müller, im Protestantismus geboren und erzogen, war Eine jener edlen Seelen, welche durch das Studium der Geschichte besonders aufgefordert, ehrlich und aufrichtig die Wahrheit suchte. Er fand dieselbe als Bedürfniß seines Herzens und Geistes im Schooße der katholischen Kirche, und kehrte in dieselbe zurück, von welcher seine Voreltern leider abgefallen waren. Hiedurch seiner Stellung im protestantischen Deutschland beraubt, nahm er seine Zuflucht zu Oesterreich, wie so viele Andere in ähnlichen Verhältnissen, weil Oesterreich als katholische Großmacht dazumal nicht blos die Sympathien aller Katholiken für sich hatte, sondern gewöhnlich auch denen zu Hilfe kam, die um des Glaubens und der Liebe Jesu willen, in gedrückte und bedrängte Umstände geriethen.

Adam Müller gab in Wien öffentliche Vorlesungen für ein fein gebildetes Auditorium, wobei sich auch unser Erzherzog einfand, und weil derselbe in diesem Manne eine Kraft erkannte, die würdig war, in größeren Kreisen einflußreich zu wirken, so veranlaßte er nicht ohne große Hindernisse, und machte es durch seine großmüthige Hilfe möglich, daß Adam Müller ein Erziehungs-Institut eröffnete, um die adelige Jugend für das Christenthum und die

Wiſſenſchaften auszubilden. Adam Müller konnte zwar nicht lange an der Spitze dieſes Unternehmens bleiben, weil er in dem großen Befreiungskriege von Seite Oeſterreichs mit einer politiſchen Sendung beehrt wurde; aber dieſes durch den Einfluß des Erzherzogs Maximilian in's Leben gerufene Erziehungs-Inſtitut kam in die Hände eines andern Convertiten, des edlen Friedrich Klinkowſtröm, welcher durch eine lange Reihe von Jahren, durch Wort und That, im Fache der chriſtlichen Erziehung Großes geleiſtet, und in ausgezeichneter Weiſe ſegensvoll gewirkt hat.

Ein Freiwilliger im Befreiungskriege.

Bei den Kriegsrüstungen nach den Ereignissen in Rußland, wurde den beiden Erzherzogen Ferdinand und Maximilian aus Gründen, die nicht bekannt sind, anfänglich kein Kommando übertragen. Man wunderte sich darüber, weil der Erste im letzten Feldzuge sich so ausgezeichnet hatte, und Maximilian durch sein organisirendes Talent geeignet schien, wichtige Dienste zu leisten.

Der Gedanke, in bequemer Ruhe zu leben, während ganz Europa und namentlich Oesterreich in Bewegung war, um sich zu einem Völkerkampfe zu bereiten, welcher die Gewaltherrschaft des Kaisers Napoleon vernichten sollte, schien dem Herzen eines deutschen Ritters unerträglich, und deßhalb faßte Erzherzog Maximilian den Entschluß, als Freiwilliger wieder in den Krieg zu ziehen, und sich deßhalb an General Grafen Nugent, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, und der ein kleines Korps in Istrien kommandirte, anzuschließen. Er reiste Anfangs September 1813 von Wien ab, und hatte die Absicht, vorerst seinem Bruder Franz entgegen zu eilen, welcher bereits auf einem englischen Schiffe mit seiner jungen Gemalin Sardinien verlassen hatte, um nach Oesterreich zurückzukehren.

Erzherzog Maximilian kam in Fiume einen Tag früher an, als die Franzosen diese Stadt besetzten, weil General Nugent nicht

ſtark genug war, ſie zurückzuſchlagen, ſondern mit ſeinem Korps durch ein geſchicktes und fingirtes Manöver ſich ſeitwärts gegen Pola zog, und die Franzoſen dadurch zwang, nach wenigen Tagen Fiume wieder zu verlaſſen.

Sogleich nach ſeiner Ankunft zu Fiume begab ſich der Erzherzog auf das engliſche Linienſchiff, welches Admiral Freemantle kommandirte. Inzwiſchen war Erzherzog Franz von Zante nach Liſſa gekommen, wo er nach erhaltener Kunde ſeinen Bruder Maximilian erwartete.

Am 3. Oktober hatte ſich der Erzherzog mit ſeiner Gemalin auf einen Hügel, mit der Ausſicht auf das Meer begeben, um die Schiffe zu beobachten, welche ſich in der Ferne ſehen ließen. Sie erkannten bald, daß das Schiff, welches ſich dem Lande nahte, dasſelbe war, Adler genannt, auf dem ſie die Ueberfahrt aus Cagliari gemacht hatten, und bemerkten mit dem Fernrohre, daß ein Offizier in einem Boote eilig an's Ufer fuhr. Er überbrachte einen Brief des Erzherzogs Maximilian, der ſich auf dem Schiffe befand, und die Nachricht, daß der Admiral dieſes Schiff eigens abgeſendet habe, um ſie nach Fiume zu bringen, welche Stadt bereits von den kaiſerlichen Truppen beſetzt war. Alſobald eilte Franz mit Beatrix an's Meeresufer und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des Bruders, den er ſchon ſeit mehr als zwei Jahren nicht geſehen hatte. In der Nähe des Hafens beſtieg Maximilian ein Boot, das ihn an's Land brachte, und die Brüder waren glücklich, ſich wieder umarmen zu können. Maximilian freute ſich, ſeine junge Schwägerin kennen zu lernen, und war über ihr edles Weſen und ihre Tugend entzückt.

Am 15. Oktober kamen ſie nach Fiume, wo Erzherzog Franz einige Zeit ſich aufhalten wollte. Maximilian aber ging auf einem engliſchen Linienſchiffe, unter dem Kommando des Schiffskapitäns Rowley nach Trieſt, um Augenzeuge zu ſein von der Belagerung

des dortigen Forts, das noch in den Händen der Franzosen war. Die Belagerung unterblieb, weil die Besatzung kapitulirte, und Erzherzog Maximilian freute sich dessen, weil hiedurch das Blutvergießen erspart war, obwohl es ihm Freude gemacht hätte, bei der Belagerung gegenwärtig zu sein.

Wir übergehen nun, was zur Kriegsgeschichte gehört, wie der Erzherzog den General Nugent begleitete, bei mehreren Treffen thätig mitwirkte, wie er sich mit dem Korps des Generals Nugent auf englischen Schiffen nach Volano übersetzen ließ, dann an der Mündung des Po Comacchio einnahm, nach Ferrara vordrang, wo das Volk dem Erzherzog als dem Abkömmlinge ihres einstmaligen Landesherrn viele Ehre bezeigte, wie endlich nach manchen Querzügen, wobei Erzherzog Maximilian mehr als einmal seinen Muth, seine Tapferkeit und besonders seine ausgezeichnete Führung der Artillerie an den Tag legte, das kleine Korps des Generals Nugent Modena besetzte.

Die entscheidenden Schläge zur Vernichtung der Macht Bonapartes geschahen auf den Schlachtfeldern von Leipzig und jenseits des Rheins; nichts desto weniger hatte aber auch der Feldzug in Italien manche ruhmvolle Episode aufzuweisen. — Das Wirken mit geringen Mitteln erfordert gewöhnlicher Weise mehr Fähigkeit, als die Erreichung des gleichen Zweckes mit Größerem. Dort führten General Nugent und der Erzherzog Unternehmungen mit so geringen Kräften aus, wie dieß viele andere Generäle zu thun nicht gewagt haben würden. Der von Volano aus unternommene Feldzug, seine Operations-Basis auf Comacchio, sein Marsch nach Ferrara und in die Romagna, und endlich auf Modena, Parma und Toskana, verdient die Beachtung des Geschichtsschreibers, denn diese Thaten zeigen, daß einige Tausend Mann, mit einem äußerst geringen Verluste von Menschenleben, einen ansehnlichen Theil von Italien von dem Joche des Usurpators zu befreien, und mit

Beihilfe der Bevölkerung die rechtmäßige Regierung wieder einzusetzen wußten, die aus dem Herzen der alten Unterthanen auszulöschen, fast zwanzig Jahre der Abwesenheit nicht vermocht hatten.

Kaum hatte General Nugent mit seinen Truppen und einigen italienischen Freikorps Modena besetzt, so verkündigte er auch die Wiedereinsetzung der Estensischen Regierung, und ernannte eine Regentschaft der vornehmsten und hervorragendsten Männer der Stadt, welche die Zügel der Regierung im Namen des noch abwesenden Erzherzogs Franz IV. übernahm. Erzherzog Maximilian empfing in Ferrara, wo er zurückgeblieben war, die von der Regentschaft entsendete Deputation, und gab derselben ein Schreiben an den damals noch in Wien weilenden Herzog mit.

Nach erfolgtem Friedensschlusse und dem Einzuge des Herzogs Franz IV. in Modena, welcher am 15. Juli 1814 mit der Herzogin Maria Beatrix von Wien angekommen war, leistete Erzherzog Maximilian seinem regierenden Bruder in einer Menge von Geschäften, namentlich in der neuen Organisation und Einsetzung der rechtmäßigen Regierung, Beihilfe. Nachdem der herzogliche Palast, der bisher zu einer Genieschule des Königreiches Italien verwendet und umgestaltet, daher Alles dessen beraubt worden war, was dem Anstande nach zu einer fürstlichen Wohnung gehörte, so unterzog sich Erzherzog Maximilian mit seinem Talente und seinem auserlesen guten Geschmacke vor allem andern, ihn wieder in Stand zu setzen; er baute Stiegen, öffnete Eingänge, setzte Alles in kürzester Zeit in den gehörigen Stand, und im Vergleich zu den Arbeiten, mit sehr geringen Kosten.

Außerdem stand derselbe seinem erlauchten Bruder durch Rath und That bei der Reorganisirung des Herzogthums Modena bei und freute sich über die glückliche Wiederherstellung der geistlichen und politischen Ordnung in Italien und in der Welt; namentlich sprach er seine Zufriedenheit aus, daß Pius VII. die Gesellschaft

Jesu wiederherstellte, daß Erzherzog Franz die profanirten Kirchen zu Modena wieder eröffnete, den Klosterfrauen von der Heimsuchung Maria wieder ihr Eigenthum zurückstellte, die aufgelöste Universität wieder in's Leben rief, kurz, daß Ordnung und Religion wieder aufblühten, und Gottes Segen offenbar die edlen Gesinnungen und die Thätigkeit seines geliebten Bruders mit glücklichem Erfolge krönte.

Da der Erzherzog Maximilian aus der Ferne nebstdem auch seine eigenen Geschäfte mit aller Sorgfalt leitete, die Interessen des deutschen Ordens, so weit diese seine Ballei betrafen, nicht aus den Augen verlor, und den Ereignissen der Zeit, mit Hilfe eines ununterbrochenen Briefwechsels mit seiner lieben Mutter sowohl, als mit Bruder Ferdinand, sehr aufmerksam folgte, so verfloß ihm die Zeit schnell und angenehm, die er in freiwilliger Entfernung von Wien bis zum April 1815 verlebte.

Feldzug ohne Blutvergiessen.

Die Fürsten Europas waren noch beim Kongresse in Wien versammelt, als durch die am 26. Februar 1815 erfolgte Entweichung Napoleons von der Insel Elba, und seine unglaublichen Erfolge in Frankreich, ein neuer Kriegssturm herauf beschworen wurde.

Joachim Murat, der noch den Thron von Neapel und Sizilien inne hatte, zögerte nicht lange, wenn gleich Anfangs unter falschem Vorwande, mit seiner Armee dem wieder erschienenen Kaiser zu Hilfe zu eilen. In dieser Absicht fiel er in die päpstlichen Staaten ein, und zog nach Modena und Oberitalien.

Erzherzog Maximilian hatte zwar schon früher beschlossen, von Modena nach Wien wieder zurückzukehren, er würde jedoch seinen lieben Bruder in der neuen Gefahr, womit er bedroht war, nicht verlassen haben, wenn nicht dieser selbst in ihn gedrungen hätte, nach Wien zu eilen, um Seine Majestät den Kaiser über den Stand der Sache in Italien und die feindliche Absicht Murat's in Kenntniß zu setzen, und die nöthigen militärischen Vorkehrungen zu veranlassen.

Bei dem Anlasse des neuen Feldzuges der Fürsten Europa's gegen Napoleon und seine durch unglaubliche Thätigkeit neu organisirten Kriegsschaaren handelte es sich in Wien, ob dem Erz-

herzog Maximilian die Leitung der Artillerie übergeben werden solle. Der Feldmarschall Colloredo, welcher die Fähigkeiten des Erzherzogs in diesem Fache hoch anschlug und demselben aufrichtig ergeben war, hielt die Anstellung des Erzherzogs bei der Artillerie für den Augenblick nicht angemessen, weil die Oberleitung bereits dem General Reisner anvertraut, und dieser Posten überhaupt Kollisionen mit den andern Verbündeten ausgesetzt war; ein untergeordneter Platz gezieme sich aber für den Erzherzog nicht. Er machte sonach in diesem Sinne den Vortrag an den Kaiser, und dieser übertrug in Folge dessen dem Erzherzog das Kommando einer großen Linien-Division, welche zu dem Armee-Korps in Deutschland gehörte, das am Oberrhein aufgestellt ward und der Oberleitung des Erzherzogs Ferdinand anvertraut wurde, welcher in der Zwischenzeit zum General der Kavallerie ernannt worden war.

Erzherzog Maximilian freute sich dessen und schrieb seinem Bruder, er hoffe Alles zu thun, was seinen lieben Oberkommandanten zufrieden stellen werde.

Obwohl die Schilderung der Kriegsereignisse außer dem Bereiche dessen liegt, was wir uns bei dieser Lebensbeschreibung als Aufgabe gestellt haben, so erlauben wir uns doch diesen ganzen Feldzug des Erzherzogs Maximilian, welcher wunderbarer Weise ohne alles Blutvergießen vorüber gegangen ist, durch einen Auszug aus vielen seiner Briefe, und zwar fast ausschließend mit seinen eigenen Worten darzustellen; die edlen Charakterzüge des Erzherzogs werden durch manche seiner Bemerkungen in klares Licht treten.

Am 21. Mai 1815 reiste der Erzherzog von Wien ab, und schrieb das erstemal von Enns an die Erzherzogin Beatrix:

„Nach meinem Abschiede von Ihnen, liebste Mutter, ging ich zur Kaiserin Ludovika. Sie begleitete mich bis Purkersdorf, wo ich Sie bat, Ihnen noch einmal in meinem Namen innigst und ehrfurchtsvoll die Hände zu küssen. Zu St. Pölten hörte ich die

ausſprechen, welchen Eindruck mir der Gedanke machte, daß in dieſer einſt katholiſchen Kirche die Voreltern dieſes Volkes ebenfalls dieſem heiligen Opfer beiwohnten, welches ſeit undenklicher Zeit hier nicht mehr iſt gefeiert worden.

Nach angeſtrengten Märſchen gingen wir bei Baſel über den Rhein, ohne daß aus der Feſtung Hüningen auch nur ein Schuß gefallen wäre. Die Truppen waren voll Freude und brachten dem Bruder Ferdinand, der an der Kolonne vorüber ritt, begeiſterte Lebehoch, beſonders die Regimenter aus Mähren, was ihn freute.

Da wir inzwiſchen Kunde erhielten von der Schlacht bei Waterloo, ſo iſt es erklärbar, daß die Franzoſen überall ohne allen Widerſtand zurückwichen. Wir zogen am 30. Juni in die erſte Stadt auf franzöſiſchem Boden, nach Oſtheim bei Kolmar, ohne einen Schuß zu thun.

Am 8. Juli kamen wir nach Joinville. Weil auf dem Marſche manche bedeutende Exceſſe vorgefallen ſind, da die Leute meinen, im Feindeslande dürfe man ſich ſchon etwas erlauben, ſo mußte dieſem Uebel gleich Anfangs Einhalt gethan werden. Dies liegt mir Tag und Nacht am Herzen. Durch die Vorſorge, die ich mir erſonnen habe, iſt es mir auch gelungen, ohne mich zu rühmen, daß bei meiner Diviſion Alles in guter Ordnung iſt. Aber anderswo wurde leider geplündert und ſo weiter. Ich habe einſt einen großen Wagen voll Champagner und Burgunder angehalten, den man geraubt hatte.

Am 16. Juli war ich zu Fontainebleau. Es ſchwebte mir die Erinnerung vor den Augen an die Magnificenz der alten Könige und an den ekelhaften Luxus des letzten Uſurpators, an die fromme Reſignation, mit welcher der heilige Vater hier eine ſo lange Gefangenſchaft ertrug, und an die Wuth der Verzweiflung, mit welcher Bonaparte ſeine erſte Entſagung zu unterſchreiben

gezwungen war. Und dieſe Gegenſätze mahnen gewaltig an die Worte der Schrift: Vanitas vanitatum.

Die Architektur des Schloſſes iſt großartig, aber nicht ſchön. Zwei Dinge ſah ich mit dem höchſten Intereſſe, das Zimmer, welches der heilige Vater bewohnte, und das Kabinet und den Tiſch, worauf Bonaparte ſeine erſte Abdankung ſchrieb. Der Palaſt iſt beinahe ganz noch ſo eingerichtet, wie zu den Zeiten der Könige, nur hat Bonaparte manches hinzugefügt, was ſehr davon abſticht. Es iſt eine Gallerie da, ganz mit Marmorbüſten franzöſiſcher Generäle und der Helden des Alterthums, der griechiſchen Philoſophen und der Championen der Revolution. Die Kapelle iſt zu einer Bibliothek umgeſtaltet; kurz Alles trägt das Gepräge des Umſturzes; o unglückliches Land!

Zu Fontainebleau ſind die Preußen kantonnirt. Ich habe den Auftrag, ſogleich weiter zu ziehen und einen Theil der Loire zu beobachten, hinter welcher die Ueberreſte der franzöſiſchen Armee ſich befinden. Es wäre mir erwünſcht, ſie angreifen zu dürfen; auf den erſten Piſtolenſchuß würde das Weitere folgen.

Das Benehmen der Alliirten in dieſem Lande iſt ganz verſchieden. Die Engländer bezahlen Alles; die Preußen laſſen ſich zahlen, wir Oeſterreicher zahlen nicht, und laſſen uns nicht zahlen; und die andern kleineren Armeen bilden, wie ich glaube, ein Mittelding zwiſchen Preußen und uns.

Der Krieg iſt zu Ende, obwohl er für uns ſo zu ſagen kein Krieg war; ein Krieg ohne kriegeriſche Ereigniſſe. Nach mancherlei Märſchen an der Loire war meine Aufgabe gelöſt, die vorgeſchobene Linie längs dieſes Fluſſes zu bilden.

Das ganze Armeekorps, welches mein Bruder kommandirt, muß jetzt das ſogenannte Departement de la Côte d'Or beſetzen, das iſt, das alte Burgund. Ferdinand's Hauptquartier iſt zu Dijon, meines zu Semur. Dieſe Märſche als die erſte zurück-

kehrende Bewegung haben alles mit Freude erfüllt, und ich bin nicht der Letzte, der wünscht, bald aus diesem Lande zu kommen."

Am 7. August war ich zu Vermanton; heute am 9. bin ich in meiner neuen Residenz zu Semur in Burgund, wo ich vermuthlich längere Zeit zu bleiben habe. Es freut mich, daß uns bei der Dislokation der Armee Burgund getroffen hat. Diese Provinz unterscheidet sich sowohl in Hinsicht des Bodens, als der Gestalt und des Geistes der Bewohner sehr vortheilhaft von den andern, die ich durchzogen habe. Die Leute haben vieles von den Deutschen, so wie das Land einst zum deutschen Reiche gehörte.

Zu Semur lebe ich ganz zurückgezogen, und spreche beinahe mit keinem Franzosen. Ich habe den Oberst Zichy, den Mann der Molly, zum Platzkommandanten gemacht, der sehr viel zu thun hat, gern und viel spricht, und dieses lieben die Franzosen. Ich will keinen Urlaub nehmen, um nach Paris zu gehen, ich habe wahrhaftig keine Lust, Paris zu sehen; damit es aber nicht den Anschein von Sonderlichkeit habe, weil jetzt Alles nach Paris geht, so werde ich den Bruder Ferdinand nach Basel begleiten, um Zeuge der durch Erzherzog Johann beabsichtigten Belagerung von Hüningen zu sein, was in militärischer Hinsicht immerhin interessant ist.

Leider hat Hüningen kapitulirt, was mich zwar auch freut, damit kein Menschenblut vergossen werde, dafür habe ich aber die Festung und namentlich den Zustand der Artillerie sehr genau besichtigt, die ich mangelhafter fand, als die Unsere ist. — Dasselbe habe ich auch in Auxerre gethan, wo das ganze französische Artilleriedepot in unsere Hände fiel.

Zum Schlusse dieses Feldzuges sollte in Gegenwart der Monarchen, eine großartige Truppenschau und ein Manöver von siebzig Bataillonen und 140 Schwadronen österreichischer Truppen abgehalten werden, wie ein ähnliches von der russischen Armee in der Ebene von La Fere Champanoise am 10. September stattfand.

Fürst Schwarzenberg trug dieses Geschäft dem Erzherzoge Ferdinand auf."

„Am 3. Oktober hielt Fürst Schwarzenberg die Heerschau über die ganze Armee, ließ sie manöveriren und defiliren. Dies dauerte von 9 Uhr Morgens bis spät Abends. Hierauf gab er den Befehl, daß am folgenden Tage ein Manöver von der ganzen vereinigten Kavallerie abgehalten werden soll. Es waren nicht weniger als 120 Schwadronen, d. i. 18,000 Pferde."

„Die Aufgabe war riesenhaft auch für den erfahrensten General der Kavallerie. Bruder Ferdinand mußte während der Nacht den Plan des Manövers entwerfen, und es war nicht Zeit, Jemanden davon in Kenntniß zu setzen. Als nun am nächsten Morgen alle Truppen versammelt waren, rief Ferdinand, der diese ungeheure Masse Reiterei in Person kommandiren mußte, alle Generäle und Stabsoffiziere zu sich in einen Kreis, und in Gegenwart des Fürsten Schwarzenberg und vieler fremden Gäste setzte er sie in Kenntniß von Allen dem, was ein Jeder ausführen sollte; und er that dies mit einer solchen Klarheit, daß ein Jeder verstand, was er zu thun hatte. Sie gingen zur Truppe zurück und Alles wurde mit großer Präcision ausgeführt."

„Fürst Schwarzenberg war darüber sehr erfreut, und Alle bewunderten dies, weil vielleicht niemals ein Manöver mit einer solchen Masse Kavallerie gemacht wurde."

„Nachmittags kam Kaiser Franz nach Dijon, und empfing alle Generäle. Des andern Tages Früh um 5 Uhr war die große Heerschau. Die ganze Armee, 130,000 Mann, waren in fünf Treffen aufgestellt auf einer Ebene, die von Dijon her durch eine sanfte Anhöhe verdeckt war, so daß man, auf jenem Punkte angekommen, überrascht war, auf einen Blick diese ganze ungeheure Truppenmasse zu sehen. Mich traf das Kommando der Avantgarde, welche die erste Linie bildete. Ich befand mich sonach auf dem

rechten Flügel, als unser Kaiser, der etwas vor dem Russischen gekommen war, den Degen zog, sich an die Spitze der Armee stellte, und mit den gewöhnlichen militärischen Formalitäten, den Kaiser von Rußland empfing, und ihm auch schriftlich den Stand der Truppen überreichte. Nachdem die Monarchen, und mit ihnen auch Lord Wellington und verschiedene andere Fürsten, alle Linien besichtigt hatten, gab ein Kanonenschuß das Signal zum Anfange des Manövers. Es wurde zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt. Meine Aufgabe war, den linken Flügel zu umgehen, und den Feind aus einigen Dörfern und von einer Anhöhe zu vertreiben. Mein Feind, welcher General Degenfeld, General-Adjutant des Erzherzogs Ferdinand war, setzte mir einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und die Truppen, von der einen und der andern Seite, erhitzten sich so sehr, als ob es sich um einen wirklichen Kampf handelte. Es ereignete sich jedoch, Gott sei Dank, gar kein Unglück. Das Manöver endigte mit einer Aufstellung der ganzen Armee auf der früher von feindlicher Armee besetzten, nun eroberten Anhöhe, was einen sehr schönen Anblick darbot. Hierauf zog Kaiser Franz wieder das Schwert, setzte sich an die Spitze der Armee, begrüßte den Kaiser von Rußland, der sich dann an die Spitze seines Regimentes begab, und die Armee defilirte. Abends war Tafel beim Kaiser."

„Des folgenden Tages war das große Kavallerie-Manöver. Ferdinand kommandirte durch Kanonenschüsse. Die Bewegungen der Kavallerie wurden mit solcher Schnelligkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, daß Alle auf's Höchste erstaunt waren. Lord Wellington äußerte sich, es sei dies eines der schönsten Schauspiele gewesen, die er jemals gesehen habe. Nach dem Manöver defilirte die ganze Kavallerie im Galopp, nur die Küraſſiere im Trab. Hierauf besuchten die Monarchen verschiedene Lager. Das meiner Jäger, 4000 an der Zahl, alle lustig und gleich gekleidet, war besonders

anziehend. Abends gab Kaiſer Franz wieder Tafel zu Dijon und nahm Abſchied vom Kaiſer Alexander.“

„Se. Majeſtät unſer Kaiſer war ſo zufrieden, daß er dem Bruder Ferdinand eine Auszeichnung geben wollte. Er ſollte ſelbſt wählen, von welchem Orden er das Großkreuz zu haben wünſche. Ferdinand wählte das Großkreuz des St. Stefans-Ordens.“

„Zwiſchen morgen und übermorgen gehen die Truppen auseinander; Ferdinand und ich ſind unſerer Bürde enthoben, und wir reiſen über Lyon und die Schweiz nach Italien.“

Familienleben.

Mit freudigem Herzen verließen die beiden Brüder Ferdinand und Maximilian Frankreich. Modena war das Ziel ihrer Reiſe. Dort ſollte ſich ein kleiner Kongreß der Familie Eſte verſammeln. Zwei Tage verblieben die Erzherzoge zu Lyon, um die Merkwürdigkeiten und die Alterthümer dieſer zweiten Stadt Frankreich's zu beſehen, fuhren dann nach Genf, erfreuten ſich an der wundervollen Schönheit des Genfer See's, an deſſen Ufern ſie der ganzen Länge nach fuhren, und kamen endlich über den Berg Mont-Cenis, nach Turin. Der König von Sardinien nahm ſie auf's Herzlichſte auf, und die Königin war glücklich, ihre zwei Brüder, von welchen ſie ſeit 24 Jahren getrennt war, wieder umarmen zu können. Sie eilten nach Modena und verlebten dort wenige, aber glückliche Tage. Ihre Mutter, die Erzherzogin Beatrix, war dahingekommen, ebenſo die Kaiſerin Ludovika und die Königin Thereſia; und die drei Brüder, die ein Herz und ein Sinn waren, hatten ſich Manches zu erzählen, und Vieles zu beſprechen.

Bald darauf begab ſich Erzherzog Maximilian nach Mailand und verweilte am Hoflager des Kaiſers Franz, welcher ſich dort längere Zeit aufhielt. Er ſah Monza wieder, als eine ſüße Erinnerung an ſeine Jugendjahre, und obwohl er alle die Feſtlichkeiten mitmachen mußte, welche zu Ehren der kaiſerlichen Familie veranſtaltet wurden,

ſo heftete er ſein Herz doch nicht im geringſten an die zeitlichen Freuden und Ehren, ſondern für ihn war es ein wahrer Troſt an ſeinem Arbeitstiſche zu ſitzen und ſeinen theuren Bruder von Allem, was vorging, mit beharrlicher Treue in Kenntniß zu ſetzen.

Er begleitete dann die Kaiſerin Ludovika nach Brescia, und reiſte bald darauf nach Wien ab. Kaum dort angelangt, erhielt er die Nachricht von dem unerwarteten Todesfalle der Kaiſerin, ſeiner geliebten Schweſter.

„Als ich dieſe Trauerbotſchaft erfuhr," ſchreibt der Erzherzog an ſeine Mutter, „kam ich gerade nach Hauſe, nachdem ich die Oſterkommunion empfangen hatte. Es war Gründonnerſtag. Freilich iſt man in einem ſolchen Augenblicke in einer Seelenſtimmung, wo man mit Gottes Beiſtand leichter ſagt: Es geſchehe Dein Wille, ſo groß auch das Opfer iſt; demungeachtet ſchmerzt mich ihr Verluſt unausſprechlich. Wenige Tage früher erhielt ich von ihr einen Brief, der mich zu Thränen bewegte; er war kurz, aus Schwäche ſchlecht geſchrieben, aber voll von Gefühl und Ergebung; am Ende bittet ſie mich um mein Gebet und um meine Liebe. Ich werde dies Brieflein bei mir behalten, ſo lange ich lebe. Ein Blick auf dasſelbe ſoll mir Troſt geben in meinem Schmerze; ihre letzten Worte laſſen mich aber die ganze Größe unſeres Verluſtes fühlen."

„Ich eilte ſogleich nach Brünn zum Bruder Ferdinand, und Sie können ſich denken, wie wir ergriffen waren, als ich ihm die traurige Nachricht mittheilte. Wir beteten gemeinſchaftlich, laſen im Buche von P. Croiſet, was auf den Tag fiel, es war Charfreitag, und das war allerdings geeignet, Betrübte zu tröſten, wenn wir unſere Leiden mit den unendlichen Leiden unſeres Herrn verglichen. Hierauf gingen wir beide in die Kirche und erfüllten vor dem Bilde Mariä eine Pflicht, die unſere Herzen erleichterte. Was mir Beruhigung gewährt, iſt der Gedanke, daß Ludovika viel und mit Ergebung gelitten hat, und Gott liebt diejenigen, welchen er

leiden schickt, und daß sie die überaus große Gnade hatte, mit vollem Bewußtsein die heiligen Sakramente zu empfangen, und sich zum Tode bereiten zu können."

Die Kaiserin Ludovika hatte den Herzog von Modena zu ihrem Universalerben eingesetzt, dieser aber hatte das ganze Geschäft der etwas verwickelten Verlassenschafts-Abhandlung dem Erzherzoge Maximilian anvertraut, so wie er denselben überhaupt nicht bloß von Allem in Kenntniß setzte, was er in seinem Herzogthume als Landesfürst that und thun wollte, um sein Volk glücklich zu machen und seine Aufgabe als christlicher Regent auf eine Gott wohlgefällige Weise zu erfüllen, sondern ihn auch in allen, auch in den kleinsten Dingen zu Rathe zog. Er machte so zu sagen keine Aenderung in seinem Palaste, er verlieh keine Stelle von Bedeutung und Einfluß, er ergriff keine Maßregel um die Bedürfnisse der Zeit, welche im Jahre 1816 hauptsächlich wegen der gänzlich mißlungenen Ernte eine sehr bedrängte war, ohne daß er den Rath seines lieben und erleuchteten Bruders eingeholt hätte. Es scheint unbegreiflich, wie es dem Erzherzoge Franz bei all' seinen Regierungssorgen, bei seinen Reisen und bei allen den Geschäften, welche die Zeit eines Regenten in Anspruch nehmen, nur möglich war, einen so ununterbrochenen, detaillirten Briefwechsel zu führen, wie sich derselbe in den hinterlassenen Schriften des Erzherzogs Maximilian noch heute gesammelt vorfindet. Erzherzog Maximilian nennt ihn selbst seinen unermüdlichen Korrespondenten. Nur die Liebe und das Vertrauen, welches die Herzen dieser zwei edlen gleichgesinnten Fürsten verband, vermag dies zu erklären. Ueberdies unterhielt auch Erzherzog Ferdinand, welcher in diesem Jahre zum General-Kommandanten für Ungarn ernannt wurde, und seinen Sitz von Brünn nach Ofen übertrug, einen ununterbrochenen Briefwechsel, worin er seinen Brüdern mit Umständlichkeit alle seine militärischen Vorkehrungen mittheilte. Er war der Dritte im Bunde dieser drei seltenen Männer.

Erzherzog Maximilian blieb keine Antwort schuldig und setzte überdies noch seine Mutter, die Erzherzogin Beatrix, so lang sie von Wien abwesend war, von Allem in Kenntniß, was sich zur Mittheilung eignete, und seine Freimüthigkeit war eben so groß, als seine Klugheit.

Es erklärt sich sonach von selbst, daß die Zeit des Erzherzogs, wiewohl ihm kein öffentliches Amt übertragen war, sehr in Anspruch genommen wurde, besonders weil er hiebei nie unterließ, seine religiösen Pflichten mit großer Treue zu erfüllen, um auf diese Weise den Geist wahrer Frömmigkeit und christlicher Tugend, der ihn von Jugend an beseelte, immerdar zu nähren, und sein Leben als ritterlicher Ordensmann nach den Grundsätzen unserer heiligen Religion einzurichten.

Wie sehr unser guter Erzherzog nach dem Vorbilde so mancher Fürsten aus dem österreichischen Kaiserhause dieses irdische Leben nicht als sein Hauptgeschäft ansah, sondern mit großer Klarheit erkannte, daß des Christen Wandel auf Erden nur eine Freiheitsprobe ist, und einen entschiedenen Einfluß auf seine Stellung im Himmel nimmt, die um so seliger sein wird, je mehr er hier auf Erden im Glauben gelebt, für die Tugend gelitten, für Gottes Ehre geeifert, und für die heilige Kirche als Braut Jesu Christi gekämpft und sich durch heroische Thaten geheiliget habe, davon soll ein Zug seines innerlichen Lebens Zeugniß geben, der sehr Wenigen bekannt, aber würdig ist, in seiner Lebensbeschreibung als einer der schönsten Punkte zu glänzen, und deshalb auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Der Herzog von Modena war durch Gottes Vorsehung und allmächtige Regierung der Welt gegen alle menschliche Erwartung in den Besitz des nach allem Rechte ihm gebührenden angestammten Thrones der Herzogthümer Modena, Massa und Carrara gelangt. Man konnte nun mit Zuversicht erwarten, daß nach dem Siege

über Napoleon und die Revolution, und nach Herstellung der alten Rechtsordnung in Europa dieser glückliche Zustand fortdauern werde. Es war sonach für die Estenfische Familie eine nicht geringe Herzensangelegenheit, daß Gott die Ehe des Erzherzogs Franz segnen und ihm einen Erben seines Thrones schenken möchte. Es schien jedoch, daß nach dem anbetungswürdigen Rathschlusse Gottes, dieser Wunsch keine Erhörung finden sollte. Erzherzog Franz war schon vier Jahre verehelicht, und seine Ehe war kinderlos.

Der zweitgeborne Bruder, Erzherzog Ferdinand, der den nächsten Anspruch auf die Nachfolge hatte, lebte im ehelosen Stande, und der dritte Bruder, wiewohl mit zeitlichem Vermögen reichlich ausgestattet, war Ordensmann im deutschen Ritterorden.

Der Gedanke lag sonach nicht ferne, daß es für die Familie Este erwünscht wäre, wenn sich der Erzherzog Maximilian vor seinen Gelübden durch den heiligen römischen Stuhl dispensiren ließe, wie dies aus wichtigen Gründen in der Kirche Gottes schon mehr als einmal vorgekommen ist.

Der Antrag um diese Dispens anzusuchen, mit der Entwickelung aller Beweggründe, warum dieselbe für das Haus Este höchst wünschenswerth wäre, wurde dem guten Erzherzoge Maximilian sehr an's Herz gelegt, und bei der innigen Liebe und Vereinigung der Gesinnung dieser edlen Familie konnte er nicht umhin, diesen Gegenstand in reife Erwägung zu ziehen. Wir finden das Resultat seines Nachdenkens in einem Briefe vom 6. Mai 1816 aufgezeichnet. Ein Auszug aus demselben ist ein lebendiger Beweis, daß Erzherzog Maximilian das Christenthum in seiner ganzen Tiefe erfaßt hat, und daß er von dem Gedanken, für die Ewigkeit zu leben, innigst durchdrungen war.

„Nachdem ich," so schreibt er, „zu Gott unserm Herrn in der Charwoche inbrünstig gebetet habe, nachdem ich mich bemüht habe, und mir scheint mit günstigem Erfolge, mich über die zu fassende

Entſcheidung in vollkommene Gleichmüthigkeit zu ſetzen mit der einzigen und aufrichtigen Abſicht, nur das zu thun, was ich als den Willen Gottes und als meine Pflicht erkennen würde, nachdem ich mich oftmals mit Demjenigen berathen habe, welchen die göttliche Vorſehung mir als Gewiſſensführer und geiſtlichen Rathgeber zugewieſen hat, ſo iſt es mir klar geworden, daß im vorliegenden Falle kein genügender Grund vorhanden ſei, um die Dispens von den Gelübden anzuſuchen, und ich geſtehe es, daß ich nach dieſem gefaßten Entſchluſſe eine überaus große Zufriedenheit im Herzen gefühlt habe, meinen Gelübden treu bleiben zu können, welche ich ſo feierlich abgelegt habe, und auszuharren in jenem Stande, zu welchem mich Gott ſeit mehr als 14 Jahren berufen hat, und dem gemäß ich getrachtet habe, meinen Wandel in den ſchönſten Jahren meines Lebens einzurichten."

„Es thut mir wahrhaft weh, ſehr weh, Dir dieſen meinen Entſchluß mitzutheilen, weil ich weiß, daß Du einer andern Anſicht biſt; aber andererſeits kenne ich auch Deine große Frömmigkeit und Hingabe in den Willen Gottes, ſo daß es Dir nicht ſchwer fallen wird, auch in dieſem Stücke zu ſagen: Fiat voluntas tua. Ich hoffe auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, daß Er auf andere Weiſe Deine allerdings gerechten Wünſche erfüllen wird; ſie ſind auch die meinigen, und wie lebhaft, wie feurig ſind ſie es!"

„Bitten wir Gott mit unbegränztem Vertrauen, daß Er Alles zu unſerm wahren Beſten leiten wolle, und erwarten wir Alles von der göttlichen Vorſehung, welche von dem unendlich verſchieden iſt, was wir mit unſern armſeligen Augen zu durchſchauen meinen; ſo daß wir uns oft unſerm Ziele nähern, wo wir glauben uns davon zu entfernen, und umgekehrt. Wir wollen nur bemüht ſein, dafür zu ſorgen, daß keiner unſerer Schritte dem göttlichen Geſetze ungleichförmig ſei; iſt dies geſchehen, ſo gehen wir furchtlos vorwärts, wir können nicht irren und wir werden gewiß auf dem Wege des Heiles ſein."

„Verzeihe mir dieſe Art von Predigt, aber ich ſchreibe Di
müthig das, was in meiner Seele und in meinem Herzen vo
Bleibe feſt überzeugt, daß ich in Allem, was ich kann, mit
Deine Wünſche zu erfüllen bereit bin, wenn auch diesmal
Anſicht von der Deinigen verſchieden iſt.“

Für ein gläubiges Herz, welches Verſtändniß von dem i
Seelenleben hat, iſt der wahre und tiefe Sinn dieſes Briefes,
der Zuſammenhang, welcher ſolche Tugendakte, wovon derſel
Ausdruck iſt, mit dem praktiſchen Leben haben, leicht erkl
Weil das Chriſtenthum ein Geſetz der Entſagung iſt, ſo iſt es
tauſendmal geſchehen, daß Gott nach ſeinen unerforſchlichen
ſchlüſſen gewiſſe Gnaden nicht ertheilt, außer Er wird dur
Opferwilligkeit einer Seele dazu gleichſam gezwungen. Und
ſo gewiß iſt es, daß Gott durch die Opfer der chriſtlichen
welche in übernatürlicher Abſicht Ihm dargebracht werden,
leicht und gern bewegen läßt, Gnaden zu gewähren, welche er
ſeinem unergründlichen Rathſchluſſe ſonſt verſagt haben würde

Es ſteht dem Menſchen nicht zu, die Thaten der Menſche
der Wage des Heiligthums abzuwägen und den Zuſamme
zwiſchen Opfer und Gnade zu erforſchen. Aber ſo viel iſt g
daß Jeſus, der König jungfräulicher Herzen, auf die edle, jun
liche Treue ſeines Ihm geopferten Dieners, Maximilian ge
mit Wohlgefallen herabgeblickt haben wird. Und das hiſt
Faktum iſt ebenfalls gewiß, daß nach Verlauf eines Jahres
14. Juli 1817, gerade am Geburtstag des Erzherzogs Maxim
dem Bruder desſelben, dem Herzoge von Modena das erſte
lein geboren worden iſt, die Prinzeſſin Maria Thereſia,
daß die Vorſehung Gottes die herzogliche Gemalin Beatrix ſpä
noch mit zwei Prinzen und einer Prinzeſſin geſegnet hat.

Reise nach England.

Ein Charakter, wie Erzherzog Maximilian, behält das Ziel fest im Auge, nach dem er steuert. Die Vorliebe, welche der Erzherzog seit seiner Jugend für die Artillerie hatte, wird sonach wesentlich beigetragen haben, den Gedanken endlich zur Reife zu bringen, der ihn schon lange beschäftigte, durch eine Rundreise in England, Schottland und Irland nicht blos seine Menschen- und Länderkenntniß zu erweitern, sondern bei diesem Anlasse Alles praktisch kennen zu lernen, was der militärische Geist in Bezug auf Fortifikation und Geschützwesen zum größern Fortschritte in diesem so wichtigen Fache der Kriegskunst ausgedacht und in's Werk gesetzt hat. Das Wohl Oesterreich's lag dem Erzherzog vor Allem am Herzen. Oesterreich, pflegte er zu sagen, ist die Citadelle von Europa. Er konnte es sich jedoch nicht verhehlen, daß in so mancher Beziehung und namentlich im Fache des Kriegswesens noch Vieles zu thun übrig blieb; deshalb um seiner Zeit gute und praktische Rathschläge geben zu können, studirte er mit so großer Beharrlichkeit, was sich auf diesen Gegenstand bezog, und bemühte sich auch den Fortschritt anderer Völker kennen zu lernen. Obwohl er das mannigfaltige Gute in der französischen Nation anerkannte, und oft, besonders in der spätern Zeit seines Lebens sich ganz begeistert fühlte für den Muth und die Entschiedenheit, mit welcher christlich und

edel gesinnte Franzosen ihren Grundsätzen und Ueberzeugung treu bleiben, und mit welcher Opferwilligkeit vorzüglich die Missionäre und die dem Dienste Gottes und den Werken der christlichen Liebe sich weihenden Jungfrauen Frankreichs auf heldenmüthige Weise die edelsten Tugenden üben, so hatte derselbe doch immer eine besondere Vorliebe für England. Die Bewohner Albions, wenn sie nicht in den Schlingen materieller Interessen gefangen liegen, oder von bloß irdischer Genußsucht berauscht und verblendet sind, besitzen nicht blos einen edlen und für alles Große empfänglichen Charakter, sondern man kann es nicht läugnen, daß in diesem Lande, dessen Boden von dem Blute unzähliger Märtyrer getränkt, und das in früheren Jahrhunderten die Insel der Heiligen genannt wurde, auch in seinem jetzigen Zustande die weltlichen Institutionen, obschon sie, und vielleicht eben weil sie noch vielfach an alten Traditionen festhalten, dennoch zu einer großartigeren Entwickelung gelangt sind, als man in den meisten andern Ländern findet.

Um nun Englands Zustände und besonders seine Fortschritte in Behandlung des Geschützes mit Augen zu sehen, wollte Erzherzog Max die Reise dahin in einem offiziösen Inkognito und in Begleitung seiner Kammerherren, des Obersten Wöber und des Grafen Hardegg und eines in England sehr bekannten Majors, Namens Heiliger unternehmen.

Nachdem der Erzherzog während der ersten Hälfte des Jahres 1818 einen Ausflug nach Ungarn gemacht hatte, und die Herrschaft Sarvar, die seinem Bruder Franz gehörte, inspizirte, um seinen Bruder Ferdinand zu sehen, auch das verwickelte Abhandlungs-Geschäft der Verlassenschaft seiner lieben Schwester Ludovika größtentheils in Ordnung gebracht hatte, trat er am 21. Juni die sehnlich gewünschte Reise nach England an.

Es wäre hier nicht am rechten Platze, eine umständliche Beschreibung der Reise des Erzherzogs aufzunehmen. Es würde

zwar leicht sein, die ganze interessante Reise umständlich zu schildern, weil derselbe vom ersten Tage an ein genaues Journal über alle Ereignisse derselben geführt, seine treffenden Bemerkungen beigefügt hat, und überdies seine beharrlich getreue Korrespondenz mit seiner Familie eine sehr genaue und geordnete Erzählung alles Merkwürdigen enthält.

Die Zeit hat sich aber in ihrem Fluge seit 45 Jahren so geändert, die Kraft des Dampfes zu Wasser und zu Land hat die entferntesten Punkte einander so nahe gebracht, der Besuch und die Schilderung Englands ist so allgemein geworden, daß die Aufzählungen eines Reisenden aus der alten Zeit Vieles enthalten würden, was man überall und vielleicht von manchem Touristen umständlicher und wohl auch romantischer geschildert finden könnte.

Wir wollen uns sonach nur auf einige Züge beschränken, die man in unserer Zeit kaum anderswo finden wird, und welche den edlen christlichen Charakter des Erzherzogs Max im Lichte seines wahren innerlichen Werthes darstellen, und zur Geschichte seines Lebens gehören.

Vor Allem ein flüchtiger Umriß seiner Reise. Ueber Stuttgart und München nach Mainz. Von da mit Sr. Majestät dem Kaiser Franz, der sich zum Kongreß nach Aachen begab, auf dem Rhein bis Köln. Von dort nach Maestrich, Antwerpen, Gent und Calais. Mit dem Packetboot nach Dover, dann über Canterbury nach London. Dort ein kurzer Aufenthalt, um sich mit dem Prinz-Regenten zu besprechen. Von London über Windsor, Oxford nach Birmingham, dann über Manchester, Liverpool, Preston, Leeds nach York. Von dort nach Edinburg, Buchanan, Glasgow und Carron, um dort die große Kanonen-Gießerei zu sehen.

Hierauf ging die Reise nach Irland, über Port-Patrick nach Dublin zurück über Watterford und Milford. Hierauf in den süd-

lichen Theil Englands in die Grafſchaft Wales nach Briſtol, Bath, Plymouth, Portsmouth und Brighton und dann wieder nach London.

Der Prinz-Regent, die hohe Ariſtokratie, die hohen Militärs, die Univerſitäten, kurz ganz England nahm den Erzherzog mit Auszeichnung auf. Alles ſtand ihm offen. Man wollte in der Ehrenbezeigung gegen ſeine Perſon die Freundſchaft und Achtung an den Tag legen, welche England gegen Oeſterreich damals kund gab.

Zu Oxford wollte man den Erzherzog zum Doktor kreiren: er wies dieſe Ehre aber zurück, wohnte jedoch der Feierlichkeit bei, wie man dem Großfürſten Michael die Doktorenwürde verlieh. „Die Glocke gab das Zeichen zur Verſammlung," ſchreibt der Erzherzog. „Ich ging in den Verſammlungsſaal, wo mir der Vice-Chancellor den Platz rechts neben ihm anwies, mitten unter den Divine Doctors, das iſt, der Doktoren der Theologie. Bald kamen die Doktoren processionaliter herein, alle in rothen Mänteln mit altdeutſchen runden Hüten unter Vortritt der Pedelle. Alle ſetzten ſich, da nahm der Vice-Chancellor das Wort, erklärte auf Latein, das ich wegen der fremdartigen Ausſprache faſt gar nicht verſtand, den Zweck der Verſammlung, gab dann dem Sekretär einen Brief des Chancellor zu leſen, und nachdem er die Frage geſtellt hatte zuerſt an die Doctors, dann an die Magistros artium, ob ſie nichts dagegen hätten, befahl er dem Akte das Siegel beizudrücken; worauf man mich ſehr ehrenvoll hinausbegleitete."

Ueberall bemühte man ſich dem Erzherzoge alle Alterthümer, die gothiſchen Dome, alle Feſtungen, Arſenale, kurz alle Schätze und Merkwürdigkeiten Englands zu zeigen.

Bei allen dieſen Zerſtreuungen, was lag unſerm Erzherzoge als das Wichtigſte am Herzen? Ach, was bei den Reiſenden unſerer Zeit gewöhnlich das Letzte iſt, die Sorge nämlich, der treuen Erfüllung der Obliegenheiten unſerer Religion und ſeines Standes Genüge zu leiſten.

Das Auge wird nicht erſättiget durch Sehen, und das Ohr nicht durch Hören. Der Menſch iſt zu etwas Höherem geboren. Es iſt ihm zwar erlaubt, alle Güter der Welt inner der Grenze der Geſetze Gottes zu genießen; der Herr hat ja Alles um des Menſchen willen erſchaffen; aber die Hauptſache bleibt doch immer ſeine Seele zu retten und zu heiligen. Was nützt uns ſonſt die ganze Welt, wenn wir an der Seele Schaden leiden?

Um aber ein wahrer Chriſt zu ſein, iſt der Gehorſam gegen die Kirche die erſte Bedingung. Man kann Gott nicht zum Vater haben, wenn man die Kirche nicht zur Mutter hat.

Aus ſolchen Grundſätzen ging die Erſcheinung hervor, daß der Erzherzog auf allen ſeinen Reiſen bemüht war, nicht bloß innerlich gegen Gott durch Reinheit des Herzens und Gebet treu zu ſein, ſondern auch die äußerlichen Pflichten eines wahren, katholiſchen Chriſten genau zu erfüllen.

Er richtete ſeine Reiſepläne ſo ein, daß er nie gehindert wurde, an Sonn- und Feſttagen dem Opfer der heiligen Meſſe beizuwohnen und freute ſich, mitten in einem irrgläubigen Lande, ſo viele und andächtige Chriſten in den katholiſchen Kapellen in England ſo wie in Schottland verſammelt zu ſehen.

Als er von Glasgow aus in's Gebirge fuhr, und im Voraus wiſſen konnte, daß am Ziele ſeiner Reiſe kein katholiſcher Prieſter zu finden ſein würde, ſo ſtellte er eigens an den Biſchof die Bitte, für den Sonntag, der gerade einfiel, einen Prieſter dahin zu verordnen.

Eben dieſelbe Treue bewies der echt altdeutſche Ritter in der Beobachtung des Faſtengebotes. Er ſchreibt an ſeine Mutter und an ſeinen Bruder, daß es in England nicht leicht ſei, andere Speiſen als Fleiſch zu bekommen. Die Koſt an Faſttagen, ſagt der Erzherzog, iſt wahrlich magro, magrissimo, denn man bekommt oft faſt nichts, nicht einmal Eier. Fiſche bloß geſotten und Kar-

toffel. Meine Bedienten, schreibt er scherzend, machten sich oft selbst eine Mehlspeise.

Der Erzherzog war charakterstark genug, um an manchen Tagen gute Kost zu entbehren, und dafür ein lautes Zeugniß zu geben, er sei ein treu gehorsamer Sohn der Kirche. Auch ein Jude, auch ein Ungläubiger kann ein ehrlicher Mann sein, aber dem Winke der Kirche gehorsamen in einer scheinbar kleinen Sache, das ist die Prärogative des Katholiken. Er erkennt in ihr die Mutter, die ihn für's ewige Leben geboren hat und erzieht, und er folgt ihrer Stimme, weil er sie liebt. Darum ist diese Treue gegen das Kirchengesetz gleichsam ein Stern auf der Brust des Christen. Dies Ehrenzeichen unterscheidet uns von Allen, die der Kirche nicht angehören.

Bei Newport wollte der Erzherzog bei Nacht über den Golf von Savera nach Bristol fahren, um daselbst, weil des kommenden Tages Sonntag war, die heilige Messe hören zu können. Der Bootsmann weigerte sich in der Nacht hinüber zu schiffen, weil dies, wegen des sich erhebenden Sturmes gefährlich sei. Des andern Tages früh bestieg der Erzherzog mit zwei Schiffleuten ein Boot, fuhr vom starken Winde getrieben in einer halben Stunde nach Bristol hinüber und kam gerade noch recht, um dem heiligen Opfer beiwohnen zu können, welches in einer ziemlich großen Kapelle, die gedrängt voll war, abgehalten wurde. Der Missionär war ein Jesuit. Das Gefolge des Erzherzogs kam erst mehrere Stunden später dahin.

Zu Plymouth gab die damals neu erfundene Taucherglocke dem Erzherzoge Gelegenheit seinen Muth und seine Liebe an den Tag zu legen.

„Ich wollte," so schreibt er an seinen Bruder Franz, „das Experiment selbst machen, in dieser Glocke in die Tiefe des Meeres hinunter zu steigen. Ich begab mich in diese Glocke mit meinen

Reiſegefährten, den Oberſt Wöber ausgenommen, und mit einem Manne vom Fache. Als wir anfingen hinunter zu ſinken, ſchmerzte der Druck der Luft den Grafen Hardegg und Heiliger ſo ſehr in den Ohren, daß wir alſobald wieder in die Höhe ſtiegen. Als Beide aus der Glocke hinausgetreten waren, ließen wir, ich und Hauptmann Schweighart, uns bis auf den Grund des Meeres hinunter, wo ich mit meinen Händen einige Steine ſammelte und mich überzeugte, daß man da unten ganz gut ſehen und Athemſchöpfen kann; wiewohl wir 40 Fuß tief unter dem Meeres-Spiegel waren.

Die Glocke iſt ganz aus einem Stücke Eiſen gegoſſen, und oben hängt ſie an einem Seile, welches ſich um eine Winde dreht, die im Schifflein iſt. Sie empfängt die Luft mittelſt eines Schlauches aus Leder, in dem die Luft hineingepumpt wird, und oben iſt eine Oeffnung mit zolldickem Glaſe geſchloſſen, wodurch das Licht hineinfällt. Wir waren beiläufig eine halbe Stunde unter Waſſer.

Man bewegt die Glocke mit Leichtigkeit von einem Punkte auf den anderen, und kann auf dieſe Weiſe den Grund des Meeres unterſuchen, und die hinabgefallenen Gegenſtände auffinden.

Hievon einen Beweis zu geben, ſchrieb ich einige Worte an Dich und die Mutter auf ein Blatt meines Taſchenbuches, um dadurch zu bezeugen, daß es keinen Ort in der Welt gibt, wo ich nicht Deiner und unſerer lieben Mutter gedächte."

Auf dem Blatte für den Erzherzog Franz, das uns vor Augen liegt, ſteht ſehr deutlich und ſchön geſchrieben: „Carissimo Francesco! Queste parole sono scritte nel fondo del mare, ove vi amo, come sopra l'acqua."

Der Erzherzog erhielt während ſeiner Rundreiſe die Nachricht, daß Se. Majeſtät der Kaiſer Franz ihn zum General-Feldzeugmeiſter ernannt habe. Dieſe Beförderung freute ihn deſto mehr, je weniger er dieſelbe erwartete, und in einem Schreiben an ſeine Mutter, welche ihm dieſe Mittheilung gemacht hat, ſpricht er ſeine Dank-

barkeit ganz beſonders für die zarte und liebevolle Aufmerkſamkeit aus, daß der Kronprinz (ſpäterhin der gute Kaiſer Ferdinand) alſogleich nach der Ernennung der Erzherzogin Beatrix davon Kenntniß gab und ihr perſönlich ſeine herzlichen Glückwünſche darbrachte. Die Dankſagung an den Kaiſer zu ſenden, behielt er ſich vor, bis er offiziell davon würde in Kenntniß geſetzt ſein.

Beinahe zu gleicher Zeit erfuhr der Erzherzog den Todesfall des Feldmarſchalls Joſef Colloredo. Er ſchreibt hierüber an ſeine Mutter:

„Ein langes Leben meines lieben und guten Marſchalls Colloredo konnte ich mir bei ſeinem vorgerückten Alter freilich nicht erwarten; immerhin hoffte ich ihn doch wieder zu ſehen. Sein Tod iſt für mich ein wahrer Verluſt. Dieſer liebe Mann war für mich eine Art von Anker. Seine edle großmüthige Geſinnung hatte ihm nach und nach mein ganzes Herz zugewendet, und in dem Maße, als ich öfter mit ihm umging, ſchenkte auch er mir immer größeres Vertrauen. Es hat mich ſehr gerührt, was Sie mir ſchrieben, daß er noch am letzten Tage vor ſeinem Hinſcheiden ſich meiner mit ſo großer Theilnahme erinnerte, und es hat mich ſehr getröſtet, daß er ſo auferbaulich die heiligen Sakramente begehrt und empfangen hat, und mit einer Seelenruhe ſtarb, welche den Ehrenmann und den guten Chriſten charakteriſirt. Ja fürwahr, er war ein edler Mann, und es wird ſchwer ſein, ihn zu erſetzen. Ich zweifle nicht, daß das ganze Artillerie-Corps und die einzelnen Individuen, für welche er auf väterliche Weiſe geſorgt hat, ſeinen Verluſt aufrichtig bedauern, und es thut mir leid, daß ich nicht in der Lage bin, ihm die letzten Ehren zu erweiſen. Ich bedauere ſeine Familie, ſeine Verwandten und Freunde, deren Mittelpunkt er gleichſam geweſen iſt. Wie groß wird ihre Betrübniß ſein! Niemand begreift das beſſer als ich, denn ich glaube, wenige Menſchen haben den Werth dieſes ausgezeichneten Mannes ſo zu erkennen Gelegenheit gehabt wie ich; zudem bin ich ihm Dankbarkeit ſchuldig. Das Wohlwollen und

die Liebe, die er mir bezeigte, obwohl ich ihn erſt im vorgerückten Alter kennen lernte, wo man ſich an junge Leute nicht mehr anzuſchließen pflegt, weiß ich ſehr zu ſchätzen. Das Artillerie-Corps, ja man kann ſagen, die ganze Monarchie hat an ihm eine Säule verloren, an welcher ſich oftmals die Fluthen des Böſen gebrochen haben."

Nachdem der Erzherzog alles Merkwürdige zu Plymouth und Portsmouth mit Begeiſterung angeſehen hatte, beſuchte er neuerdings den Prinz-Regenten zu Brighton, der ihm mit möglichſter Freundlichkeit entgegen kam, und eilte dann nach London.

Er verweilte in der Hauptſtadt Englands vom 13. Jänner bis 17. März 1819; wohnte den Sitzungen des Parlamentes bei, nahm Alles in Augenſchein, was dieſe Weltſtadt Außerordentliches darbietet, vom brittiſchen Muſeum angefangen bis zum Spitale der Irrſinnigen, und wurde von der hohen Ariſtokratie mit einer Zuvorkommenheit ohne Gleichen empfangen. Am meiſten intereſſirte ihn jedoch ein Ausflug nach Woolwich, wohin ihn der Herzog von Wellington perſönlich begleitete, und wo er das ganze rieſenhafte Arſenal der Artillerie in Augenſchein nahm, in welchem nicht bloß 27,400 Kanonen mit allem Zugehör auf einem Platze vereinigt waren, ſondern auch die Congreve'ſchen-Raketen-Batterien und unzählige Maſchinen und Kriegsapparate.

Endlich nahte der Tag ſeiner Rückreiſe. Er nahm Abſchied vom Prinz-Regenten, ſchiffte in ein paar Stunden über den Kanal, und fuhr dann Tag und Nacht von Calais über Cambrai, Rheims, Nancy und Straßburg nach Wien zurück, wo ihm ſeine Mutter, die Erzherzogin Beatrix, bis Purkersdorf entgegen kam, und wo er am 3. April 1819 gerade an demſelben Tage eintraf, den er ſeiner Mutter von London aus bezeichnet hatte.*)

*) Wenn man das Tagebuch über die Reiſe in England ganz einfach abdrucken wollte, würde es als Denkmal der alten Zeit und der edlen Geſinnung des Erzherzogs, einen intereſſanten Band bilden.

Der Erbprinz.

Man hatte erwartet, daß Kaiſer Franz nach dem Tode des Feldmarſchalls Colloredo dem Erzherzog Max die Artillerie-Direktion übergeben werde, weil derſelbe ſich ſeit Jahren vorzugsweiſe dem Studium dieſes Faches der Kriegswiſſenſchaft gewidmet, und bereits in den früheren Kriegen ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe in dieſem Fache an den Tag gelegt hat.

Ein Schreiben ſeiner Mutter Beatrix vom 23. Jänner 1819 brachte ihm, während er noch in London war, die Nachricht, daß Se. Majeſtät der Kaiſer den Erzherzog Ludwig zum Artillerie-Direktor ernannt habe. Die Mutter fügt bei: „Dieſe Ernennung hat überraſcht, vielleicht den Erzherzog Ludwig ſelbſt. Es hat mir Freude gemacht, daß man ziemlich allgemein erwartete, Du würdeſt dieſen Poſten erhalten, weil Du für denſelben beſonders geeignet wäreſt; ich ſchwieg jedoch immer ſtill, wenn davon die Rede war. Erzherzog Ludwig iſt zwar der Bruder des Kaiſers und hat viele gute Eigenſchaften, indeſſen Dir will ich es doch nicht verhehlen, daß es Deine Mutter geſchmerzt hat, daß Du nicht für dieſen Platz ernannt worden biſt, den Du mit Ehren und mit Nutzen des Dienſtes bekleidet haben würdeſt, und den Dein ſeliger Vater von jeher für Dich gewünſcht hatte. Nun denn, der Gedanke beruhigt mich wieder, daß Gott Alles zum Beſten lenkt."

Die Antwort auf diesen Brief ist des edlen Charakters des Erzherzogs Maximilian würdig, der fern von aller Ehrsucht und Eitelkeit war. Er schreibt:

„Liebste Mutter! ich sehe aus Ihrem Schreiben mit wahrer Rührung des Herzens die Gefühle, mit welchen Sie mir die Ernennung des Erzherzogs Ludwig zum Direktor der Artillerie mittheilen. Ich kann Sie mit größter Aufrichtigkeit versichern, daß ich hiebei einen zweifachen Beweggrund habe, sehr zufrieden zu sein; in Bezug auf mich selbst, weil ich hiedurch aus dem Stande der Ungewißheit gezogen bin, der immer etwas sehr Mißliches ist, und in Bezug auf das Artillerie-Corps, theils weil nun meine Furcht beseitigt ist, daß man den Posten eines Artillerie-Direktors in seinem ganzen Wirkungskreise, den ich für nothwendig und nützlich ansehe, würde eingehen lassen, theils weil dieser Platz nun einer Persönlichkeit anvertraut ist, welche ich ganz positiv für sehr geeignet halte, segensreich zu wirken; denn Sie wissen, wie ich von jeher die Eigenschaften beurtheilte, welche ich an dem Erzherzoge Ludwig zu durchschauen meinte, weßhalb ich demselben auch immer auf eine ganz besondere Weise zugethan war, und auch er hat gezeigt, daß er mir wohl will. Ich bin überzeugt, daß Ferdinand bei seinem großen Eifer für das Beste des Staatsdienstes mit mir derselben Ansicht ist. Ich bitte Sie also, liebste Mutter, seien Sie in dieser Beziehung ganz ruhig. Meine Liebe zur Artillerie und mein Verlangen mir Kenntnisse zu verschaffen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, ist ganz unabhängig von dem Gedanken, hiedurch eine praktische Stellung zu erlangen. Zudem kann es doch sein, daß meine diesfälligen Erfahrungen irgendwie von Nutzen sein können; wenn Erzherzog Ludwig es wünscht, so würde ich ihm dieselben mit Freuden mittheilen."

Da dies nun wirklich der Fall war, und das ganze Artillerie-Corps eine Mittheilung von Seite des Erzherzogs erwartete,

ſo verfaßte derſelbe nach ſeiner Rückkehr einen weitläufigen Bericht über ſeine in England gemachten Bemerkungen in Bezug auf die Artillerie, und überreichte denſelben dem Erzherzoge Ludwig, der ihn mit freundlicher Dankbarkeit entgegennahm.

Nachdem der Erzherzog mit der Abfaſſung dieſes Berichtes fertig geworden, und ſeine anderen Privatgeſchäfte zu Wien in Ordnung gebracht hatte, reiste er Ende April nach Modena ab, wohin ſich ſchon früher ſeine verehrte Mutter und ſein Bruder Ferdinand begeben hatten.

Die Erwartung, warum ſich die meiſten Glieder der Eſtenſiſchen Familie am Hofe des Herzogs von Modena wieder vereinigt hatten, wurde dieſesmal durch Gottes Güte nicht getäuſcht. Am 1. Juni 1819 wurde der Erbprinz von Modena geboren.

War die Freude der Familie groß, als die kleine Erzherzogin Maria Thereſia das Licht der Welt erblickte, ſo war natürlich der Jubel bei der Geburt des erſtgebornen Sohnes noch weit größer, nicht bloß in den Herzen der Eltern und der Familie, ſondern im ganzen Herzogthume.

Es wurde dem jungen Prinzen in der Taufe der Name Franz beigelegt. Der Kaiſer von Oeſterreich hatte ſchon im Voraus zugeſtimmt, ſein Pathe zu ſein. Bei der feierlichen Funktion vertrat Erzherzog Ferdinand deſſen Stelle. Dankgebete in allen Kirchen ſtiegen zum Himmel empor. Eine öffentliche Feſtlichkeit folgte der andern. Der Herzog wollte aber nach ſeiner angeſtammten Großherzigkeit ſeinen Dank gegen Gott durch Werke der Liebe beſiegeln. Nicht weniger als 24,000 Lire theilte er unter die Armen aus zur Einlöſung ihrer Pfänder; er kleidete 240 Kinder, gab dem Militär und ihren Familien eine Gratifikation, ſetzte Gefangene in Freiheit u. ſ. w.

Als die Gemalin des Herzogs geneſen war, zog die ganze Familie auf das wunderbar ſchöngelegene Landgut Cattajo, und

von da aus reiste die Erzherzogin Mutter nach Mailand und Genua, der Erzherzog Ferdinand über München nach Ofen, und Erzherzog Max kehrte nach einem Ausfluge nach Mailand wieder in den Kreis der Familie nach Modena zurück, wo er bis in das Jahr 1820 verweilte, und seinem Bruder als Gefährte und Freund beistand, sein Erbland zu organisiren.

Gegen Ende Juni reiste der Erzherzog Max nach Wien zurück, um dann im September das große Lager bei Pest zu besuchen, wobei sich Se. Majestät der Kaiser, der Herzog von Cambridge und sehr viele Fremde einfanden. Nach Aufhebung desselben blieb der Erzherzog noch ein paar Wochen zu Ofen bei seinem Bruder Ferdinand, und reiste dann über Stuhlweißenburg und Graz wieder nach Modena.

Italienische Revolutionen.

Da der Herzog von Modena im Jahre 1821 sich zum Fürsten-Congreß nach Laibach begeben mußte, so drückte er den Wunsch aus, daß Erzherzog Maximilian inzwischen seine Stelle in der Regierung des Herzogthums vertrete, und dieser, der mit seinem Bruder ein Herz und ein Sinn war, weigerte sich nicht, seinem Wunsche zu entsprechen, obwohl es seinem Scharfblicke nicht entging, daß gerade in dieser Zeit wohl auch für Modena manche Stürme hereinbrechen dürften.

Zu Neapel war durch die Sekte der sogenannten Carbonari, welche nichts Anderes waren, als Freimaurer unter andern Namen, bereits die Revolution ausgebrochen, und hatte durch die Treulosigkeit so vieler Affiliirten und durch die Feigheit der Bessergesinnten einen so schnellen Fortgang gehabt, daß der König fliehen mußte, und ein Parlament eingesetzt wurde.

Zu Genua und Turin brach etwas später ebenfalls die Revolution aus, und der König von Piemont, welcher meinte, ganz von Freunden umgeben zu sein, überzeugte sich nun vom Gegentheile.

Zu Modena hatten die Studenten noch zur Zeit, als der Herzog dort war, auch nicht unterlassen, einen kleinen Anfang zu machen. Die Mode, rothe Mützen zu tragen, wurde als ein Zeichen gewählt, an welchem die Brüder sich gegenseitig erkennen sollten. Der Herzog hatte jedoch mit fester Hand bald Ruhe gestiftet. Es schien aber, als ob die Sektirer sich verabredet hätten, während der Herzog

abwesend und beim Congresse in Laibach war, irgend einen Streich auszuführen. Zur nämlichen Zeit, als man in der Stadt Versuche machte, die ungarischen Soldaten zu verführen, waren auf dem Lande Emmissäre zerstreut, und setzten das Volk durch Meuchelmorde, Anfälle und Brandlegung in Schrecken.

Es verging kein Tag, wo dem Erzherzoge Maximilian nicht Anzeige gemacht wurde, daß irgend ein Verbrechen ausgeführt wurde. Die Verworfenheit der Verschwörer ging so weit, daß man vor der Thüre eines Hauses ein großes Strohfeuer machte, und dann das Gebäude an allen vier Ecken anzündete, so daß die Bewohner sich nur mit Mühe vom Feuertode retten konnten.

Zu Modena selbst ward eine abscheuliche That vollbracht. Ein Verschworener der Carbonari-Sette, M*** mit Namen, welcher gegenwärtig General in sardinischen Diensten ist, wurde durch das Loos gewählt, den Polizei-Direktor in Modena, Dr. Besini, zu ermorden. Er zauderte nicht, die ruchlose That zu vollführen, indem er als Meuchelmörder ihm mit einem Dolche rücklings einen Stich zwischen die Schultern versetzte.

Ein junger Student, der in die Verschwörung hineingezogen war, fiel in eine schwere Krankheit. Das Gewissen peinigte ihn, der alte Glaube war in seinem Herzen erwacht. In der Angst als schuldbewußt für eine Ewigkeit verloren zu gehen, war er gesinnt, Alles zu offenbaren und sich mit Gott, im Vertrauen auf seine Barmherzigkeit wieder zu versöhnen. Seine Gefährten bewachten ihn aber, und ließen ihn nicht aus den Augen. Sieh da, eines Tages stürzte er aus dem Fenster herab und blieb todt. Man gab vor, er sei aus dem Fenster gesprungen; alle Umstände aber lassen vermuthen, daß ihn seine Carbonari-Brüder herabgestürzt haben.

Bei solchen Verhältnissen hielt es der Erzherzog für angemessen, mit allem Ernste einzuschreiten; er ließ viele Verdächtige verhaften.

Der Erzherzog war der Ueberzeugung, daß es die Pflicht der Regierung sei, solchen verbrecherischen Plänen mit aller Festigkeit und Entschiedenheit entgegen zu treten, um die Bösgesinnten einzuschüchtern und die Gutdenkenden zu ermuthigen.

Während dies zu Modena geschah, hielt es der Erzherzog für nothwendig, auch zur Beruhigung des Landes außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, weil durch die verübten Meuchelmorde und Brandlegungen das Volk sehr in Schrecken und Furcht gesetzt war. In dieser Absicht ernannte er den Grafen Volo zum bevollmächtigten Kommissär. Derselbe war ein sehr zuverlässiger, gutgesinnter Mann, welcher früher die Stelle eines Vize-Delegaten im Venezianischen bekleidet hatte, und deßhalb in Geschäften sehr erfahren war. Auf das Ansehen und die Rechtlichkeit dieses Mannes konnte man sich verlassen, und es wurde demselben noch ein Kriminalrichter und militärischer Beistand beigegeben.

Die Folge dieser energischen Maßregeln war, daß man der Bande der Brandstifter bald auf die Spur kam; fast alle Gefangenen wurden zum Geständniß gebracht, und auf diesem Wege gelangte man zur Kenntniß der Pläne der Verschworenen, und die Mailändische Regierung konnte nicht umhin anzuerkennen, daß man der Modenesischen Regierung und dem Eifer und der strengen Gerechtigkeit der dortigen Gerichtsstellen und Beamten die Entdeckung der geheimen Wege und Pläne der Umsturzpartei verdanke.

Inzwischen hatten die zu Laibach versammelten Monarchen beschlossen, der italienischen Revolution mit aller Macht entgegen zu treten.

Es wurde eine Armee von beiläufig siebenzig Tausend Mann unter dem Commando des Generals Frimont nach Neapel gesendet, und weil dieselbe in fünf starken Colonnen unter den Befehlen der Generäle Baron Stutterheim, Graf Wallmoden, Prinz Ried-Runkel, Prinz Hessen-Homburg und Baron Lederer ihren Weg durch das Herzogthum Modena nahmen, so war es keine kleine Aufgabe für

den Stellvertreter des Herzogs, für die Verpflegung und Weiterbeförderung ſo großer Truppenmaſſen zu ſorgen.

Den umſichtigen Vorkehrungen des Erzherzogs Maximilian war es zu verdanken, daß der Durchmarſch von 49 Bataillonen Fußvolk, 39 Eskadronen Reiterei und 108 Kanonen mit allem militäriſchen Zugehör in größter, ungeſtörter Ordnung vor ſich ging. Der Erzherzog empfing jedes Korps perſönlich, ließ es vorbei defiliren, und die höheren Offiziere ſpeiſten an der herzoglichen Tafel.

Das modeneſiſche Volk erbaute ſich an der Disziplin und ehrenvollen Haltung des ausgezeichneten öſterreichiſchen Militärs, und es fiel bei dem ganzen Durchzuge kein Exzeß vor.

Gegen die Revolution in Piemont verſammelte ſich ein öſterreichiſches Heer an der Grenze unter Commando des Generals Bubna. Ehe noch dasſelbe in's Feld zog, fand ſich aber der König beſtimmt, ſeinem Throne zu Gunſten ſeines Bruders Karl Felix zu entſagen.

Wie Erzherzog Maximilian erwartete, ſo geſchah es; die Revolution in Neapel und Piemont war ohne große Schwierigkeit beſiegt, und der Erzherzog freute ſich innigſt, als er die ſchnellen Erfolge des Generals Frimont erfuhr, und vielleicht mehr noch, als die Nachricht eintraf, daß fünfzig öſterreichiſche Hußaren die Citadelle zu Alexandria ohne Schwertſtreich eingenommen haben, und die revolutionäre Beſatzung ſich aus dem Staube machte.

Nach der Rückkehr des Herzogs von Modena von dem Kongreſſe zu Laibach verblieb ſein Bruder Maximilian noch einige Zeit bei ihm, beſonders, weil die italieniſchen Fürſten, deren Länder revolutionirt waren, bis zur gänzlichen Herſtellung der Ordnung ſich ebenfalls daſelbſt aufhielten, und reiſte dann im Monate Juni nach Wien, wo er ſeine Zeit der Ordnung ſeiner Privatgeſchäfte und neuen Studien im Fache der Artillerie widmete. In den letzten Tagen des Jahres 1821 aber gab er dem dringenden Wunſche ſeines Bruders Franz nach, und verfügte ſich abermals nach Modena.

Eifer für Erziehungs-Institute.

Der Herzog von Modena Franz IV. war ein Fürſt, welcher feſt entſchloſſen war, die ihm von Gott zugewieſene Aufgabe ſo zu löſen, daß er dabei nicht nur ſeine eigene Seele rette und heilige, ſondern, daß er die Bewohner ſeines kleinen Staates, ſo weit es möglich iſt, nicht bloß zeitlich glücklich mache, ſondern von ſeiner Seite Alles thue, um auch das geiſtliche Wohl und die ewige Seligkeit ſeiner Unterthanen zu begründen und zu ſichern.

Ein Fürſt kann aber nicht ſelbſt und allein Alles thun, gewöhnlich hängt das Reſultat ſeiner Regierung von dem Einfluſſe ſeiner Rathgeber ab. Deshalb lag es ihm ſo ſehr am Herzen, den Bruder Maximilian ſo viel als möglich in ſeiner Nähe zu haben, der mit ihm gleich edel und chriſtlich geſinnt war, und deſſen erleuchtete Rathſchläge ihm eine zuverläſſige Hilfe darboten, um in allen Dingen das Beſte und Gott Wohlgefälligſte zu erwählen.

Die Ereigniſſe in Italien und die furchtbare Gottloſigkeit, mit welcher die ſchrecklichſten Verbrechen begangen wurden, beweiſen ſchlagend, wie ſehr die Grundſätze des Rechtes und der Gottesfurcht in den Herzen ſo Vieler verloren gegangen ſind, und wie die ganze Hoffnung einer beſſern Zukunft von der Erziehung der Jugend abhänge, die ja eben deßhalb die Männer des Umſturzes und der

Revolution bis zum heutigen Tage von jeder Bildung und Veredlung durch das Christenthum fern zu halten oder wegzuziehen trachten.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hatte Erzherzog Maximilian seinem erlauchten Bruder, welcher gleich nach dem Antritte seiner Regierung vor Allem besorgt war, sich durch die Gründung und Ausstattung von Seminarien einen Klerus heranzuziehen, der durch Wort und That auf die christliche Bildung des Volkes einwirke, den Rath gegeben und den Vorschlag gemacht, eine adelige Militär-Akademie zu errichten, welche den höheren Klassen der Gesellschaft, welche sich in Italien dem Müßiggange und dem weichlichen Leben zuneigen, Gelegenheit darbiete, ihre Kinder für einen weltlichen Lebensberuf in einem Institute heranbilden zu lassen, das ganz besonders den Bedürfnissen des Militärstandes entspreche, und wo die jungen Leute durch eine männliche und sorgfältige Erziehung fähig gemacht werden, einst ihrem Landesherrn und ihrem Vaterlande wichtige Dienste leisten zu können.

Der Herzog von Modena ging vollkommen in die Idee seines erlauchten Bruders ein, und nachdem die beiden Brüder die Sache wohl überlegt und besprochen hatten, errichtete der Herzog von Modena die Estensische adelige Militär-Akademie, und erließ hierüber am 21. Dezember 1821 ein landesfürstliches Dekret, dessen Wortlaut in der vom Cesare Galvani verfaßten Lebensgeschichte desselben enthalten ist, und dessen Inhalt ein sprechendes Zeugniß seiner erleuchteten christlichen Gesinnung und Staatsweisheit gibt.

Der Herzog von Modena erklärte überdies, daß Hochderselbe, um den adeligen Zöglingen dieser Akademie zu zeigen, wie sehr ihm ihre Bildung und gute Erziehung am Herzen liege, seinen vielgeliebten Bruder, den Erzherzog Maximilian, bewogen habe, die Organisirung dieser Akademie und die Einrichtung ihrer Studien

auf sich zu nehmen, und dafür ganz besondere Sorge zu tragen; deshalb soll die Akademie einzig und allein und unmittelbar von Seiner königlichen Hoheit dem Erzherzoge Maximilian abhängig sein.

Erzherzog Maximilian entwarf sonach den Plan zur Errichtung derselben, bestimmte die Gegenstände der Studien und leitete sie; und so oft er nach Modena kam, verfügte er sich gerne in die Anstalt, wo er die jungen Leute prüfte, um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen. Man kann von der adeligen Militär-Akademie in Wirklichkeit sagen, daß darin fast nicht Ein Zögling zu finden war, der nicht nach Maßgabe seiner Befähigung den Erwartungen entsprochen hätte, die man von ihm hatte. Die vorzüglichsten Staats- und Hofämter von Modena wurden späterhin mit Zöglingen derselben besetzt, und als in der Folge die unglücklichen Ereignisse von 1859 eintraten, war es kein kleiner Theil dieser Zöglinge, welche ihrem Souverain in's Ausland folgten, und bis jetzt daselbst verweilen, was wohl beweist, wie Erzherzog Maximilian das Ziel zu erreichen wußte, das er sich vorgesteckt hatte, und wie sein Scharfblick jene Individuen auszuwählen verstand, welche fähig waren, sich die Lebensgrundsätze anzueignen, welche ihnen eingeflößt wurden.

In ähnlicher Weise genehmigte der Herzog von Modena den von seinem Bruder Maximilian gemachten Vorschlag eines besonderen Studienplanes, vermöge dessen die Universitätsfakultäten in Genossenschaften getheilt waren; eine den englischen Universitäten entnommene Einrichtung, durch welche unter Anwendung der gehörigen, jeden Betrug ausschließenden Vorsichtsmaßregeln die Verpflichtung eingeführt wurde, an jedem Donnerstage eine Aufgabe schriftlich auszuarbeiten. Dies waren gleichsam wöchentliche schriftliche Prüfungen. Unter diesen Genossenschaften widmete der Erzherzog seine meiste Sorgfalt jener der mathematischen Fakultät, da diese Wissenschaft von ihm ganz besonders bevorzugt war.

Hieraus gingen junge Leute von vielen Kenntniſſen hervor, und wenn ein oder der andere in der Folge nicht entſprach, ſo war es gewiß nicht die Schuld des Erzherzogs, nachdem bezüglich des Unterrichts auch die Feinde der Eſtenſiſchen Regierung zugeben mußten, daß er ausgezeichnet gut war.

Welchen hohen Werth Erzherzog Maximilian auf die Erziehung der Jugend legte, wie er ſeinen Bruder belobte, und ſich darüber freute, daß derſelbe bemüht war, zum Unterrichte der männlichen und weiblichen Jugend geiſtliche Inſtitutionen mit fürſtlicher Großmuth in's Leben zu rufen, und wie erleuchtet ſeine Anſichten über dieſe Gegenſtände waren, möge einer ſeiner Briefe beweiſen, welchen er am 15. September 1821 von Wien nach Modena ſendete:

„Mein liebſter Bruder!" ſo ſchreibt er, „Ich ſehe, daß Du mit ſehr vielen Geſchäften überladen biſt, weil Du ſo Vieles, ja Alles auf einmal vorgenommen haſt, was beitragen kann, Dein Land zu regeneriren. Du haſt wohl gethan; denn wer Zeit hat, muß nicht auf Zeit warten, und wer bei Zeiten ſäet, wird auch bei Zeiten ernten, und überdieß kannſt Du die Zeit und Dein Geld nicht beſſer verwenden, als zur Errichtung ſolcher Inſtitute, deren glücklicher Fortgang Dir ſpäterhin gründliche und wahre Freude machen wird."

„Ich wundere mich, daß Du die Rechtsakademien zu Mirandola und Fanano ſo ſchnell auf die Füße ſtellen und daß Du in ſo kurzer Zeit die Häuſer, die Einrichtung und auch das Lehrperſonale auftreiben konnteſt. Du haſt, wie ich glaube, etwas ſehr Gutes gethan, und durch den glücklichen Fortgang dieſer Inſtitutionen wird man ſich nach und nach überzeugen, daß dies die rechte Methode ſei; denn faſt überall werden der Regierung auf den Univerſitäten Verlegenheiten bereitet, weil dieſelben auf ein weſentlich falſches Erziehungsſyſtem gegründet ſind."

„Ach, wie viel Gutes für den Weltklerus und die Religion ſtiften bereits die Seminarien der Oblaten in Deinem Staate!"

„Daß die Jesuiten schon im November das Kollegium zu Modena eröffnen werden, ist ebenfalls eine Nachricht, die mir die höchste Freude macht. Du hast sehr wohl gethan, daß Du in diesem Jahre von ihnen nur zwei Klassen eröffnen läßt, und in jedem Jahre eine Klasse mehr. Ich halte es für sehr zweckmäßig, daß Du den Jesuiten die Gymnasien in den größern Städten übertragen hast, während die Oblaten an kleinern Orten thätig sind."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erziehung der Jugend aus tausend Gründen, welche die Erfahrung bestätigt hat, in die Hand des Klerus gelegt werden soll, und zwar eines Klerus, der durch tiefere Wissenschaft und eine großartige Weltanschauung einen eigentlichen Lehrkörper in der katholischen Kirche bildet, um so die Einheit der Lehre zu bewahren. Und ein solcher Lehrkörper sind die Jesuiten, und daher zur Erziehung der Jugend in größern Städten geeignet, für Jünglinge aus höheren Ständen, welche eben deshalb größere und gründlichere Kenntnisse besitzen, andere Sprachen erlernen, und großartigere Ideen haben sollen, während in kleinen Orten und auf dem Lande die Bewohner einen beschränkteren Gesichtskreis haben sollen, und ihrer Stellung nach geringerer Bildung bedürfen.

Der Sohn eines kleinen Besitzers zu Mirandola oder Correggio bedarf keine großen Gedanken, seine Provinz ist seine Welt, er spricht den Dialekt derselben und denkt nur an sie.

Aber ein Molza, ein Malaguzzi, zu Modena oder Reggio erzogen, muß größere und fremdartigere Gedanken haben, die Völker und die Welt kennen lernen, verschiedene Sprachen sprechen u. s. w. Und dies wird ihm am besten beigebracht durch eine große Corporation, wo Männer aus vielen Theilen der Welt vereinigt sind. Im Kollegium zu Modena ist vielleicht der eine Jesuit ein Italiener, der andere ein Pole, der dritte ein Deutscher, ein Niederländer u. s. w. und ein jeder kann dem Jünglinge einen eigenen Ideenkreis mittheilen,

und alle dieſe Gedanken ſind am Ende einem einzigen Hauptzwecke untergeordnet, dem Zwecke unſeres ewigen Heiles, und ſind Eines, was die Lehre betrifft, was die Methode betrifft, was die Grundſätze der katholiſchen Kirche betrifft, mit welcher der ganze Lehrkörper in beſtändiger Gemeinſchaft iſt, und der durch ſeinen Wandel und ſeine vollkommene Unterordnung unter ſeine Obern dem Jünglinge als beſtändiges und lebendiges Vorbild vor Augen ſteht.

Ich habe oft bei mir ſelbſt gedacht, daß es für unſere Erziehung eine beſonders glückliche Fügung war, daß wir von Perſonen aus ſo verſchiedenen Ländern und Nationen, wie Bali Valenti, Draghetti, Keller, Gambon, Balſami, Nichen, Glöckner, Aloard, Franchi, Haraſty u. ſ. w., umgeben waren. So haben wir eine große Verſchiedenheit der Ideen in uns aufgenommen, und gelernt die Dinge dieſer Welt auf mannigfaltige Weiſe zu beurtheilen, nicht aber durch ein gefärbtes Glas von Vorurtheilen eines Landes oder einer Perſon anzuſchauen, und eine ſolche Bildung iſt demjenigen nothwendig, welcher in einem größeren Wirkungskreiſe thätig ſein ſoll.

Draghetti und der hier befindliche Provinzial der Jeſuiten, Pater Landes ſind ſehr erfreut über die bevorſtehende Eröffnung des Kollegiums zu Modena, weil Beide ſich angelegentlich bei dem P. Generalen wegen dieſer Sache verwendet haben, und von ihm die Antwort erhielten, daß er, während er das Kollegium zu Modena annehme, aus Mangel von Perſonen fünfzig anderen Städten eine abſchlägige Antwort geben mußte, welche ebenfalls Kollegien verlangten.

Fürwahr ein ſchönes Zeugniß des allgemeinen Zutrauens, das man zu dieſem geiſtlichen Orden hat.

Maximilianische Thürme.

Nach der Rückkehr aus Modena hielt ſich Erzherzog Maximilian mehr als ein Jahr ohne Unterbrechung in Wien auf. Er hatte um den Preis von 80,000 Gulden Conv.-Münze das Haus und den großen Garten gekauft, welches zunächſt an dem Palais in der Rabengaſſe gelegen war, wo die Erzherzogin Beatrix, ſeine Mutter, ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegte.

Wiewohl die Herrichtung desſelben, ſo wie die Vollendung ſeines Hauſes auf der Löwelbaſtei, die Ordnung ſeiner Privatgeſchäfte, die Sorge und Pflege ſeiner lieben Mutter und der treu fortgeſetzte Briefwechſel mit ſeinen Brüdern ſeine Zeit ſehr in Anſpruch nahmen, ſo war der Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung doch ganz ein anderer.

Das Wohl Oeſterreichs und der Wunſch, etwas zu thun, um den Kaiſerſtaat bei künftig hereinbrechenden Gefahren ſicher zu ſtellen, lag ihm vorzugsweiſe am Herzen, und weil ihm kein Wirkungskreis nach Außen zugewieſen war, ſo hoffte er wenigſtens dadurch gemeinnützig wirken zu können, daß er den Studien des Kriegsweſens mit allem Ernſte oblag. Ich thue das Meinige, dachte er bei ſich ſelbſt, und bin zufrieden, wenn die Gedanken und Erleuchtungen, die Gott mir gibt, von Andern benützt, und in's Werk geſetzt werden.

Alle Zweige des Kriegswesens waren der Gegenstand seines Nachdenkens, wie dies durch das große gedruckte Werk klar wird, welches er hierüber abgefaßt hat, und wovon späterhin in einem eigenen Abschnitte gehandelt werden soll.

Weil er aber die Artillerie für die wichtigste Waffengattung hielt, und von jeher hiezu besondere Vorliebe trug, so wählte er die Verbesserungen in diesem Fache und die damit in Verbindung stehenden Formen der Befestigungsarbeiten zum Gegenstande seiner vorzüglichen Studien.

Die Erfahrung lehrt, so hatte er erkannt, daß bei den großen Armeen der Neuzeit die Festungen nach dem alten Systeme keinen großen Werth mehr hätten. — Der Einfall der Alliirten in Frankreich im Jahre 1814 hatte ihm dargethan, daß eine große Armee nicht durch kleine Festungen aufgehalten wird, und daß die Geschicke der Staaten sich in großen Schlachten entscheiden. Er ersah hiernach die Nothwendigkeit, nicht kleinen Truppenabtheilungen, sondern einer ganzen großen Armee Zufluchts- und Sicherheitsorte zu bereiten, und nachdem es sich gezeigt hat, daß die passive Defension, die gut und fast unerläßlich für kleine Truppenkörper ist, schädlich für Armeen war, so schloß er daraus, daß große Armeen, in befestigten Plätzen angesammelt, das System der offensiven Defension sich aneignen sollten, und zwar in ausgedehnter Weise.

Unter offensiver Defension versteht man beiläufig ein Armeekorps, oder eine ganze Armee, die für den Augenblick genöthigt ist, sich in eine feste Stellung oder in ein verschanztes Lager, wo man sich gleichwohl vertheidigt, zurückzuziehen, um von dessen Stärke den Vortheil zu benützen, bei günstigen Gelegenheiten kräftige Ausfälle zu machen, welche zuweilen zu wahren Schlachten führen können. Sind diese für den Belagerten günstig ausgefallen, so können sie Veranlassung zur Ergreifung der wirklichen Offen-

ſive ſein; im ungünſtigen Falle nimmt das verſchanzte Lager jene, welche die Offenſive verſuchten, von Neuem auf, und beſchützt ſie. Dieſe Ausfälle ſind geeignet, die Belagerungsarbeiten zu zerſtören, und können nicht von kleinen, in Feſtungen nach alter Konſtruktion eingeſchloſſenen Garniſonen unternommen werden, weßhalb dieſe letzteren bemüßigt ſind, dem Feinde in einer nahezu paſſiven Defenſion Widerſtand zu leiſten, indem ſie ihr Heil von auswärtiger Hilfe eher, als von ſich ſelbſt erwarten.

Die alten Feſtungen boten keine Möglichkeit des Austrittes, als durch enge Pforten, und anderntheils würden Feſtungen zur Aufnahme von Armeen ungeheure Koſten in Anſpruch genommen haben. — Geleitet von dieſen Betrachtungen, machte der Erzherzog den Schluß, daß befeſtigte Lager die Zufluchtsplätze für die moderne Armee ſein ſollten; und dieſe verſchanzten Lager könnten entweder für ſich beſtehen, oder an wichtigen Punkten, wo die Regierung ihren Sitz hat, angelegt werden.

Nachdem dieſe Hauptgrundſätze feſtgeſtellt waren, erkannte der in der Artilleriewiſſenſchaft ſo wohlerfahrene Erzherzog klar, daß die Vervollkommnung dieſer Waffe theilweiſe wenigſtens die Mängel einer Umwallung erſetzen müſſe, die er nicht anwenden wollte, da dieſe die Offenſive weniger ungebunden gemacht haben würde. Aber wie ſollte das bloße Kanonenfeuer eine Courtine, das heißt, die Ringmauer zwiſchen einer Baſtion und der andern erſetzen? Er ſuchte hier mit der Genauigkeit des Schuſſes und durch die Möglichkeit abzuhelfen, das Feuer der Vertheidigungswerke auf irgend welchen Punkt der von dem Feinde eingenommenen Angriffsfronte zu konzentriren. Aus dieſem Inbegriffe der Beobachtungen und Vernunftſchlüſſe entſtanden die Thürme, welche den Namen der Maximilianiſchen hatten, obgleich uneigentlicherweiſe dieſer Name in der Folge auf alle gemauerten Werke von runder Form angewendet wurde, ohne auf die Gattung der Artillerie und der

Lafetten zu achten, die innerhalb und darauf aufgestellt wurden, und ohne zu berücksichtigen, ob das System der Kasematten oder jenes der Plattformen angewendet wurde, was doch der grundsätzliche Punkt dieser Gattung von Befestigung ist.

Das von dem Erzherzoge vorgeschlagene System war in ökonomischer Beziehung vortheilhaft durch die geringe Ausdehnung des Werkes, und gewährte den noch weit größeren Vortheil, daß aus eben demselben Grunde das Werk vor den feindlichen Kugeln mehr geschützt war, da es hiedurch sehr erschwert ist, es zu treffen. Bei Allendem hatte er, um sein Projekt in Aufnahme zu bringen, große Schwierigkeiten und Widerstand zu überwinden.

Mit dieser Idee von den einzeln dastehenden Thürmen muß aber noch die Eigenthümlichkeit der Behandlung des Geschützes in nothwendiger Verbindung stehen. Der Erzherzog hielt sich mehr als einmal darüber auf, daß nur immer von der Konstruktion des Thurmes die Rede wäre; die Hauptsache dabei ist die Stellung der Kanonen, ihre eigenthümlichen Lafetten, die Leichtigkeit sie zu bewegen und zu bedienen, und die Möglichkeit alle Kanonen von drei verschiedenen Thürmen nach einer Richtung hin spielen zu lassen, und so ihre Wirkung auf eine ungeheure Weise zu konzentriren.

Bevor diese neue Art der Befestigung auch nur annäherungsweise in's Werk gesetzt werden konnte, stellte der Erzherzog eine Reihe von Versuchen an, theils in Bezug auf die Lafetten, theils auf die Wirkung des Angriffes gegen die projektirten Thürme, zu welchem Zwecke er auf der Simmeringer Haide von den Kanonieren seines Regiments auf eigene Kosten einen halben Thurm als Gegenstand der Versuche herstellen ließ.

Den Schwerpunkt der strategischen Bedeutung dieser Thürme stellt der Erzherzog in den Umstand, daß dieselbe dem feindlichen Geschütze ein ungemein beschränktes Ziel bieten. Die Thürme sollen

tief in die Erde eingegraben ſein, und bloß mit einem kleinen Theile über die Oberfläche des Terrains hervorragen. Sie ſind nach dem Muſter der Kriegsſchiffe eingerichtet. Munition und Lebensmittel ſind zu unterſt in bombenfeſten Gewölben untergebracht.

Das Mittelgeſchoß enthält die Wohnungen der Beſatzung und die Batterien der Wurfgeſchütze. Auf der Plattform ſind drehbare Geſchütze angebracht, welche nach Kommando gerichtet werden. Die Bedienung der Geſchütze wird durch ſehr wenige Artilleriſten vollſtändig beſorgt.

Wechselfälle.

Seitdem der Herzog von Modena in den Beſitz ſeines angeſtammten Herzogthums gelangt war, pflegte Erzherzog Maximilian wenigſtens einmal im Jahre ſeinen Bruder zu beſuchen.

Mit dem Erzherzoge Ferdinand, der wie oben geſagt, kommandirender General in Ungarn war, kam Erzherzog Maximilian gewöhnlich in Sarvar zuſammen, ein Schloß und eine große Beſitzung in Ungarn, die ein Eigenthum des Herzogs von Modena war. „Ich bin unſtät wie ein Schiff," ſchreibt derſelbe an ſeinen Bruder, „und laſſe nie lange Zeit vergehen, ohne alle theuren Mitglieder unſerer Familie zu beſuchen, in deren Geſellſchaft ich das höchſte Glück finde, das man hier auf Erden genießen kann. Es thut mir nur leid, daß wir ſo weit von einander getrennt ſind. Daher kommt es, daß ich eigentlich überall und nirgends bin; — mein Aufenthalt iſt der grüne Wagen, — eine Lage, die allerdings ihre Schattenſeiten hat, beſonders, wenn uns in nicht großer Ferne ein Alter in Ausſicht ſteht, wo man nicht mehr Alles wie früher thun kann, und wo man anfängt, Bedürfniſſe zu fühlen, die man früher nicht kannte. Bis jetzt zwar, Gott ſei Dank, fühle ich mich ganz wohl und geſund; aber es iſt vernünftig, an das zu denken, was ganz gewiß eintreffen wird, und Du weißt, daß ich meiner Natur nach immer mehr für die Zukunft, als für die Gegen-

wart lebe, und nach dieſem Grundſatze kann die künftige Ewigkeit vielleicht ſchon bald hereinbrechen, und wie klein und unbedeutend iſt die Spanne Zeit unſeres irdiſchen Lebens zwiſchen jetzt und jener unausbleiblichen Zukunft! Benützen wir alſo wie bisher heiter und fröhlich unſer Leben, um uns mit Gottes Hilfe eine Wohnung in der Ewigkeit zu bereiten, und dies können wir überall und in jeder Lage. Ach, wie ſehr ſoll uns dies freuen!"

Die Reiſen, wozu ihn die Bruderliebe antrieb, deren Beſchwerden er ſich jedoch dadurch erleichterte, daß er eine Vorrichtung erfand, den Reiſewagen in ein förmliches Bett umzugeſtalten, weßhalb er ihn Liegwagen nannte, benützte er auch dazu, um die einzelnen Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerthums, für deſſen Wohl er wünſchte thätig zu ſein, immer genauer kennen zu lernen, weßhalb er auch bei ſeiner Reiſe nach Modena im Jahre 1825, nach Beendigung des großen Lagers in der Gegend von Peſt, den großen Umweg über Slavonien, Kroatien und Iſtrien machte.

Die zwei darauffolgenden Jahre verlebte Erzherzog Maximilian großentheils in Wien; nur einmal im Herbſte des Jahres 1826 machte derſelbe eine größere Reiſe durch Galizien. Er wollte dieſes Land, und namentlich die Karpathen perſönlich kennen lernen. Bei dieſer Reiſe hatte der Erzherzog ganz gewiß die Abſicht, geeignete Plätze für verſchanzte Lager, ſo wie jenes bei Linz zu ſuchen, da er in der Folge ein Vertheidigungsſyſtem für die ganze Monarchie entwarf, und zu dieſem Zwecke zuerſt Stry in Galizien, zuletzt dann Lemberg in Vorſchlag brachte.

Er wählte deßhalb nicht den direkten Weg nach Lemberg, ſondern er beſuchte die kleineren Städte, die der Grenze gegen Ungarn näher lagen, machte zu Pferde durch einen Grenzpaß einen Ausflug bis in's Königreich Ungarn und zurück, ging dann nach Czernowicz in die Bukowina, und kehrte über Jakobeni und Hermannſtadt durch Siebenbürgen und Ungarn wieder nach Wien zurück.

So wenig auch das Leben und der Aufenthalt in der Hauptstadt seiner Neigung zusagte, so edel waren die Beweggründe, welche ihn dazu bestimmten.

Der halbe Probethurm, welchen Erzherzog Maximilian auf der Simmeringer Haide aufführen ließ, hatte sein Ziel erreicht. Es wurde hiedurch nicht bloß er selbst über die praktische Brauchbarkeit der neuerdachten Befestigungsweise beruhigt, sondern es war der Plan derselben und namentlich die neue Lafettirung und Behandlung des Geschützes den militärischen Autoritäten klar vor Augen gestellt.

Der Erzherzog mußte nun abwarten, ob von den Machthabern in Kriegssachen seine Erfindung auch in Wirklichkeit zur Ausführung gebracht werden wolle.

Es lag in der Natur der Sache, daß sich mancherlei Einwendungen und Schwierigkeiten erheben würden, und daß Viele, die das Alte aus Gewohnheit liebten, ihre Stimme gegen solche Neuerungen würden laut werden lassen. Andere aber, deren Geist sich nicht durch alte Vorurtheile binden ließ, hätten es gewünscht, den großgedachten Plan einer solchen Befestigung in's Leben treten zu sehen.

Als es sich handelte die Festungswerke der Bundesfestung Mainz zu verstärken, brachte General Langenau den Gedanken in Anregung, hiebei den Plan des Erzherzogs zu benützen. Auch zur Sicherung von Galizien war der Gedanke aufgetaucht, ein nach diesem Plane eingerichtetes Lager zu errichten.

Endlich verlangte Se. Majestät der Kaiser Franz, daß Erzherzog Maximilian ihm alle seine Zeichnungen und Modelle vorlegen sollte, was im November 1827 geschah; und es war für den Erzherzog kein geringer Trost, daß der Kaiser mit so großem Interesse eine ganze Stunde hindurch sich alle Einzelnheiten erklären ließ, und seine Gedanken und Pläne mit Wohlgefallen und großem Sachverständnisse aufnahm und billigte.

In diesem Jahre starb der Erzieher der drei modenesischen Brüder, P. Draghetti, nachdem er das hohe Alter von 89 Jahren erreicht und 45 Jahre bei der erzherzoglich österreichisch-estensischen Familie verlebt hatte. Es ist rührend, mit welcher Theilnahme und dauernden Ergebenheit Erzherzog Maximilian seinem alten Lehrer und Erzieher zugethan war. In seinen Briefen an die Mutter grüßte er ihn unzählige Male, sorgte dafür, daß seine philosophischen Schriften nach dessen Wunsche in Druck gelegt wurden, und schilderte seinen Heimgang in's himmlische Vaterland mit gerührtem Herzen in einem Schreiben an seinen Bruder.

Ein anderer Beweggrund seines für diesesmal längern Aufenthalts in Wien war die kindliche Sorgfalt für seine Mutter. Die edle fromme Erzherzogin Beatrix, deren fürstliche Kinder in alle Welt zerstreut waren, und deren Hausgenossen und Hofleute Einer nach dem Andern das Zeitliche segneten, fühlte es immer schmerzlicher, so wie alle Menschen, die ein hohes Alter erreichen, daß man bei langem Leben nach und nach von allen seinen Freunden und Bekannten getrennt, sich allein und halb verlassen in der Welt erblickt. Erzherzog Maximilian hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seine theure bejahrte Mutter, so viel es seine anderweitigen Berufsverhältnisse erlaubten, durch seine Gegenwart zu trösten und aufzuheitern. Er benützte jeden Erinnerungstag in der Familie, sei es ihr Geburts- oder Namensfest, um durch zarte Aufmerksamkeit und unschuldige Vergnügungen sie zu überraschen und ihr hiedurch Zeichen seiner Liebe und Achtung zu geben. Die Feste, welche er in dem Garten ihrer Villa auf der Landstraße bei solchen Gelegenheiten veranstaltete, waren eben so geistreich als tief gedacht, und er achtete die Zeit nicht verloren, welche er seinen Studien entzog, um solche Familienfeste zu bereiten; denn er war eingedenk, daß die Liebe zu einem treuen Mutterherzen auch eine übernatürliche Tugend sei.

Sein Briefwechsel mit seinen Brüdern war ebenfalls ein lebendiger Ausdruck einer so großen Liebe und innigen Freundschaft, wie

die Geſchichte hochgeſtellter Perſönlichkeiten gewiß nur wenige Beiſpiele aufzuweiſen vermag.

Auch für die heranwachſende Familie des Herzogs von Modena intereſſirte ſich der Oheim Maximilian in einer Weiſe, die man nicht ohne Rührung leſen kann. „Ich freue mich innigſt — molto, molto" — ſo ſchreibt er — „daß der kleine Erzherzog Franz ſich ſchon ſo gut an männliche Leitung gewohnt, daß er noch als ſo junger Knabe phyſiſch und moraliſch ſo entwickelt, ſo gelehrig, ſo eifrig im Studiren und ſo verſtändig iſt, und daß er einen ſo offenen, geraden, entſchiedenen Charakter zeigt.

Von der kleinen Thereſe ſchreibt er: Geggina è tanto buona, tanto intelligente, tanto cara, che bisogna amarla; und von dem Prinzen Ferdinand ſagt er: Dando è bello, allegro, gaudente e spiega arditezza e cordialità; endlich von der jüngeren Schweſter: Beatricina poi ha un' intelligenza, una grazietta, un dono di combinazione veramente singolare congiunto con una vivacità somma.

„Ach, die guten Nachrichten von Deiner Familie," ſo leſen wir in einem anderen Briefe an ſeinen Bruder, „freuen mich über die Maßen, und beſonders jene von der Verſtändigkeit und dem Fortſchritte des kleinen Franz. Du haſt allen Grund zu hoffen, daß er Dir einſt wahren Troſt bringen wird, ſo wie alle Andern; denn Alle ſind zum Guten geneigt, und bilden einen ſeltenen Komplex von ſchönen, guten, geſunden und geweckten Kindern. Umarme ſie Alle im Namen des Oheims Maximilian, an den ſie ſich, wie ich hoffe, manchmal erinnern werden. Es hat mir Freude gemacht, was Du ſchreibſt, daß nämlich der kleine Ferdinand dem Bruder Franz den Katechismus auffagen muß. Dies ruft mir die Zeit in's Gedächtniß, wo Du unſere Fehler korrigirteſt, mit ſo großer Gerechtigkeit und zugleich mit ſo großer Liebe, und wie Du gewiſſe fürchterliche Kreuze gemacht haſt, ſo daß manchmal das Blatt ausſah, wie ein Gottesacker."

Im Sommer 1827 ward der Erzherzog von einem sehr hartnäckigen Gichtleiden heimgesucht, so daß er das Bett hüten mußte, und längere Zeit hindurch nur mit Hilfe eines Stockes gehen konnte. Da dies Uebel durchaus nicht weichen wollte, so mußte derselbe die Dampfbäder zu Ischl gebrauchen. Auf der Reise dahin übernachtete er zu Strengberg in dem nämlichen Zimmer, wo der Kaiser Franz vor 18 Jahren, im Jahre 1809 von ihm Bericht erhielt über die unglückliche Schlacht bei Regensburg, und wo Allerhöchstderselbe dem Erzherzoge den Auftrag gab, Wien zu vertheidigen; ein Auftrag, dessen Ausführung eine Unmöglichkeit schien, und dem er sich mit heldenmüthigem Gehorsame dennoch unterzog, wiewohl er voraussehen konnte, daß er für ihn nur ein Mißgeschick sein werde. „O welch' ein Gegenstand des Nachdenkens!" bemerkte der Erzherzog bei dieser Veranlassung.

Nach sechs Wochen war seine Gesundheit hergestellt, und sein Aufenthalt daselbst hatte auf's Neue sein Herz mit Liebe zum schönen Oberösterreich und zu dem dortigen einfachen und gutherzigen Volke entflammt.

Ehe er Ischl verließ, wo er durch seine gründliche Frömmigkeit und herablassende Güte ein Gegenstand der allgemeinen Erbauung gewesen, gab er zur freudigen Erinnerung an die Herstellung des Erzherzogs Rudolf, der von einer todesgefährlichen Krankheit durch Gottes Gnade wieder genesen war, ein Volksfest, das alle Anwesenden ergötzte und erfreute, und reiste dann über Linz und Mölk, wo er mit seiner hochverehrten Mutter, der Erzherzogin Beatrix zusammentraf, nach Wien, von wo aus er in den letzten Tagen des Jahres 1827 nach langer Abwesenheit sich wieder nach Modena in den Kreis der seinem Herzen so theuern Bruderfamilie begab.

Thurmbau.

Während Erzherzog Maximilian sich zu Modena im Kreise der Familie befand und sich erfreute, zu sehen, mit welchem gesegneten Erfolge der Herzog sein Land regierte, und das Wohl seiner Unterthanen durch so viele geistliche und weltliche Institutionen, die in seiner Lebensgeschichte aufgezählt sind, zu befördern trachtete, erließ Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich ein Handbillet, wodurch die Befestigung eines strategisch wichtigen Punktes im lombardisch-venetianischen Königreiche angeordnet wurde. Die Nothwendigkeit dieser Maßregel zum Schutze einer so wichtigen Provinz des österreichischen Kaiserstaates war dem Erzherzoge schon längst klar geworden. Es scheint, pflegte er zu sagen, als ob die Monarchie von der Etsch anfange, und als ob es nicht der Mühe werth wäre, die Lombardie zu vertheidigen. Der Gedanke, daß diese schöne und reiche Provinz so ganz offen da liege, und gegen einen feindlichen Angriff gar nicht geschützt sei, war für ihn, der einzig auf Oesterreichs Wohl bedacht war, ein Dorn im Herzen, und er hatte es nicht unterlassen, in dieser Beziehung Studien und Vorschläge zu machen, wie dieser großen Unzukömmlichkeit könnte abgeholfen werden.

Mit Freude vernahm er sonach die Absichten des Kaisers. Es wurden mancherlei Punkte vorgeschlagen, die zur Befestigung am meisten geeignet wären, vor Allem Lecco am Eingange des Thales

Valtelina. Die Entscheidung in Bezug auf die Zweckmäßigkeit dieses Punktes wurde dem Erzherzoge Johann überlassen; dieser verlangte, wie vernünftig, daß vorläufig ein Augenschein an Ort und Stelle sollte eingenommen werden. Der Hofkriegsrath schlug hiezu den Feldmarschall-Lieutenant Stutterheim vor. Der Kaiser designirte jedoch den Erzherzog Maximilian.

Kaum war dieser Ruf nach Modena gelangt, so entschloß sich der Erzherzog auf der Stelle abzureisen, um in einer so wichtigen Sache auch nicht einen Tag zu verlieren. „Ich begab mich," so schreibt er, „ohne Mailand zu berühren, unmittelbar nach Lecco. Dorthin beschied ich den Oberst-Lieutenant Weißkirch vom Genie-Corps und den Major Martiny vom Generalstab mit allen Landkarten. Zu Lecco verweilte ich neun Tage; es war gerade die Charwoche."

Der Erzherzog brachte seine Zeit theils in der Kirche, theils bei der Aufnahme der Gegend zu. Am Ostermontag Abends reiste er von Lecco nach Wien ab. Er hatte sein Geschäft beendigt, seinen Bericht entworfen. Da bei dieser Gelegenheit aber noch mehrere Befestigungen zur Sicherung des lombardisch-venetianischen Königreiches in Antrag gebracht wurden, als zu Fuentes beim Wormser Joch, zu Trient und auf den Feldern von Malghera bei Venedig, so zog sich die Geschichte in die Länge und am Ende geschah von Allen dem nichts.

Inzwischen besprach sich der Kaiser mehrmal über diesen Gegenstand mit dem Erzherzoge Maximilian, schien in seine Ansichten vollkommen einzugehen, Befestigungen nach seinem neuen Plane herzustellen, und sprach wiederholt die Absicht aus, vor Allem einen Thurm bauen zu lassen, um den Plan des Erzherzogs in jeder Beziehung zu erproben.

Der Erzherzog schlug dem Kaiser nun vor, auf eigene Kosten einen solchen Thurm zu Linz bauen zu wollen, weil dies ein Platz sei,

wo derſelbe dann in dem Kreiſe der wirklichen Befeſtigung ſtehen bleiben und benützt werden könne, und wo ſich auch die ganze Idee dieſer Befeſtigungsweiſe entwickeln ließe. Der Erzherzog hoffte vor Ende des Herbſtes einen Thurm ganz vollenden und die Plätze für die übrigen Thürme bezeichnen zu können. Es ließen ſich dann an Ort und Stelle alle gewünſchten Verſuche über ihre Brauchbarkeit machen, und wenn der Kaiſer ſodann nach Linz kommen wolle, ſo würde er in der Lage ſein, den Bau der Thürme auf wohl begründete Weiſe prüfen, und die Koſten dafür und die Zweckmäßigkeit beurtheilen zu können.

Seine Majeſtät nahm dieſen Antrag ſehr gnädig auf, ließ dem Erzherzoge ganz freie Hand, erlaubte ihm aus ſeinem Regimente Offiziere und Kanoniere zu wählen, ſo viele er benöthige, und verſprach nach Vollendung des Baues perſönlich nach Linz kommen und das Ganze in Augenſchein nehmen zu wollen.

Der Erzherzog war über dieſe Aufgabe ſehr erfreut, hoffte nun ſehr günſtige Reſultate ſeiner langen Studien, um Oeſterreich, das ihm ſo ſehr am Herzen lag, gegen einen Angriff von Weſten her zu ſchützen, und es ließ ſich erwarten, daß die Ausführung dieſes Planes ſpäterhin auch für Lecco und die Sicherheit des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches eine günſtige Rückwirkung haben werde.

Schon am folgenden Tage, am 1. Mai 1828, reiſte Erzherzog Maximilian nach Linz ab, und nahm die Offiziere Karaczay und Hranaky und ein paar geſchickte Kanoniere, ſo wie die zu ſeinem Zwecke nöthigen Inſtrumente mit.

Wir wollen nun zur Schilderung des Thurmbaues faſt ausſchließend die Worte des Erzherzogs anführen, welche mehreren Briefen desſelben entnommen ſind.

„Ich freue mich", ſo ſchreibt er an ſeinen Bruder Ferdinand, ‚daß Du mit mir die Ueberzeugung theileſt, meine Aufgabe ſei von größter Wichtigkeit für unſer Kaiſerreich, das ein wahres Bollwerk

für die echten Grundsätze im Bezug auf Politik und Religion ist. Mit dieser innigen Ueberzeugung lege ich mit allem Eifer Hand an's Werk, und hoffe mit Gottes Gnade alle Hindernisse zu besiegen, die sich entgegen stellen werden.

Mein erstes Geschäft war, das ganze Terrain genau kennen zu lernen, und die Punkte zu bestimmen, auf welchen die Thürme aufgestellt werden sollten. Nachdem dies mit Beihilfe des Obersten Schönemark vom Generalstabe, der die Mappirung des Landes geleitet hatte, geschehen war, handelte es sich, jeden einzelnen Punkt in Augenschein zu nehmen und zu prüfen. Hiebei gab es der Schwierigkeiten viele, weil die Beschaffenheit des Landes, viele Bäume und Hütten hinderlich waren, über die Zweckmäßigkeit der Punkte ein Urtheil zu fällen. Ich mußte deßwegen den Theodolit zu Hilfe nehmen, und die Gegend nivelliren. Zu diesem Ende ließ ich sieben bis acht Klafter hohe Bäume aufstellen, und mich auf dieselben mit einem Stricke in die Höhe ziehen, um auf diese Weise sowohl den Punkt, auf welchem jeder Thurm stehen soll, als die Höhe desselben und die Gestaltung des Landes umher genau zu bestimmen, damit die wesentliche Bedingung erreicht werde, daß kein Thurm dominirt werde, sondern vielmehr sein Bereich beherrsche, daß der Feind sich nicht auf einem gedeckten Wege nähern könne, daß ein Thurm den andern vertheidige, so daß die zwei nächst liegenden auf jeden Punkt des Angriffes ein Kreuzfeuer machen können. Zugleich mußte ich immer die Lage der Gegend vor Augen haben, daß unsere Armee mit aller Leichtigkeit einen Ausfall machen könne, und daß der Feind nirgends eine gute Stellung zum Widerstande habe.

Es scheint mir, daß ich nun über die Wahl der Punkte beruhigt sein kann; ich habe mich jedoch für diesmal nur auf das rechte Ufer der Donau beschränkt und hoffe, daß fünfzehn Thürme zum Anschluß an das andere Ufer der Donau genügen werden, und zwar in einer solchen Distanz von der Stadt, daß sie von dem

Feuer des Feindes nichts zu fürchten hätte, und daß Platz genug wäre für ein größeres Feldlager.

Ich schritt dann zur Wahl des Punktes, auf welchem der erste Thurm nun in Wirklichkeit gebaut werden soll, und da gab es wieder eine Menge Hindernisse. Ich ließ den Platz nivelliren, nahm sein Profil auf, ließ den Grund wegen der Fundamente untersuchen, ob Wasser zu finden sei u. s. w. Ueberdieß mußte der Kauf des Grundes und Bodens abgeschlossen, für gutes Baumaterial gesorgt, die Straßen zur Zufuhr auf den Freienberg hergerichtet und ein paar Hütten für die Arbeitsleute gebaut werden. Ich vertraue auf die Hilfe Gottes, daß dieser erste Thurmbau glücklich zu Stande kommen werde."

Der Erzherzog kehrte nach einem Aufenthalte von siebenzehn Tagen wieder nach Wien zurück, und hatte so energische Anordnungen getroffen, daß, als er im Juli 1828 wieder nach Linz kam, die Ausgrabungen, das Sprengen der Felsen, auf welche man im Graben stieß, das Lichten des Waldes, die Zufuhr des Materials und alle Vorarbeiten schon so weit gediehen waren, daß man eine feierliche Grundsteinlegung bereitet hatte. Der Erzherzog liebte aber die Feierlichkeiten nicht und beschränkte sich darauf, den Arbeitern einen Gratis-Tageslohn auszuzahlen, worüber die armen Leute, die dazu verwendet wurden, sehr erfreut waren. Ihre Zahl belief sich auf fünfhundert.

Nun ging der Mauerbau rasch vorwärts, weil die Offiziere, die ihn leiteten, und die Artilleristen, welche die Arbeiten dirigirten, bereits durch die Probe auf der Simmeringer Heide in das vollkommene Verständniß des Planes eingeübt waren.

Mittlerweile hatte der Erzherzog Sorge getragen, daß die Kanonen, die neuen Lafetten und die ganze innere Ausrüstung des Thurmes von Wien nach Linz gebracht wurde.

Am 26. Oktober war der Thurm fertig. Man fürchtete Anfangs die ſchweren Kanonen auf das friſche Gewölbe aufzuſtellen, „aber," ſo ſchreibt der Erzherzog, „es figuriren jetzt eilf Achtzehn-Pfünder auf dem Tilliac und das Gebäude erlitt, Gott ſei Dank, nicht die geringſte Erſchütterung. Es lag mir viel daran, durch die That zu beweiſen, daß man in fünf Monaten einen ſolchen Thurm, ganz zur Vertheidigung ausgerüſtet, aufzuſtellen im Stande ſei, was bei anderen Befeſtigungen in ſo kurzer Zeit nicht geſchehen könnte. Jetzt üben ſich die Kanoniere in der Bedienung des Thurmes, der eine große Aehnlichkeit mit einem Kriegsſchiffe hat, und meine braven Offiziere, die mit den Kanonieren in den Hütten auf dem Freienberge wohnen, ſind ganz paſſionirt für die Sache.

Als ich eine Probe machte, hatte ich einen köſtlichen Tag. Es war eine ungeheure Maſſe Zuſchauer da aus allen Ständen; ich brauchte aber alle Vorſicht, daß kein Unglück geſchehe. Das Geſchäft als Vormeiſter übertrug ich meinem zuverläſſigen Kanonier Schmidt, und er machte ſeine Sache ſo gut, daß faſt alle Kugeln ganz nahe dem geſteckten Ziele einſchlugen. Jedermann konnte ſich überzeugen, daß es für den Feind eine abſolute Unmöglichkeit geweſen wäre, an jenem Punkte eine Batterie zu errichten, weil eine Kugel auf die andere folgte.

Als ich am folgenden Tage den Punkt genau unterſuchte, wohin geſchoſſen wurde, ſo mußte ich mich in der That wundern, wie überraſchend nahe die Löcher waren, wo die zwanzig abgeſchoſſenen Kugeln einſchlugen, und zwar in einer Entfernung von achthundert Schritten, alſo in einer weit größeren Entfernung als von der zweiten Parallele und überdieß von der Höhe in die Tiefe, wo es immer ſchwerer iſt zu treffen. Das Hauptverdienſt gebührt allerdings der Geſchicklichkeit des Kanoniers, der die Kanonen richtete, indeſſen einen Theil muß ich doch auch für die Lafetten in Anſpruch nehmen; denn nach dem erſten Schuſſe einer jeden Kanone war es oftmals

gar nicht mehr nothwendig, weder die Direktion, noch die Elevation derselben zu verändern.

Ich erfuhr, daß auch hier in Linz zwei Parteien waren, die eine für, die andere gegen die Thürme; und diese Letzteren behaupteten sogar, der neugebaute Thurm würde bloß durch die Gewalt und den Stoß der Kanonenschüsse zusammenfallen; man ging sogar Wetten ein, und deßwegen war man gestern auf das äußerste gespannt. Ehe als der erste Kanonenschuß fiel, war allgemein ein düsteres Schweigen und Alles hatte sich in die Ferne gestellt. Nachdem ich mich einige Zeit mit den ansehnlicheren Militär- und Civilpersonen auf dem Platze vor dem Thurme unterhalten hatte, ging ich in den Thurm hinein um anzufangen. Niemand folgte mir als der gute Oberst Derro, und da ich glaubte, die Generäle und Offiziere blieben draußen, weil ich sie nicht ausdrücklich eingeladen hatte mir zu folgen, so schickte ich hinaus und ließ sie einladen. Meine Einladung wurde aber mit langen Gesichtern aufgenommen. Als jedoch die ersten Schüsse abgefeuert waren, gab es eine Art Bewegung allgemeiner Freude, und man näherte sich fast zu sehr. Graf Ugarte kam sogar oben hinauf; weil er ein Jagdliebhaber ist, so interessirte es ihn, die Richtigkeit der Schüsse zu beobachten.

Ich erstattete am 30. Oktober dem Erzherzoge Ludwig den Bericht, daß der Thurm fertig und im Vertheidigungszustande sei, und daß nun dessen Widerstandskraft geprüft werden könne.

Seine Majestät der Kaiser verschob jedoch seinen persönlichen Besuch auf eine spätere Zeit und ernannte dafür eine Commission, bestehend aus dem Major Hauser vom Genie-Corps und dem Major Racca von der Artillerie, um Alles genau zu untersuchen.

Als diese beiden ausgezeichneten Offiziere ankamen, hatte ich sogleich mit ihnen Konferenzen, Proben, Berechnungen, und sie gingen vollkommen in meine Ideen ein. — Daß die Gewölbe bombenfest seien, darüber hatten sie keinen Zweifel, aber die Wirkungen des

Zerplatzens einer Bombe auf dem Tilliac, waren noch problematisch. Zu diesem Zwecke schlug ich vor, einige Bomben auf dem Tilliac, am Platze, wo sie am meisten schaden könnten, zerspringen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit Freude aufgenommen. Die Offiziere legten selbst an jene Stellen, wo es ihnen gefällig war, drei Bomben von 120 Pfund Schwere mit Pulver und geschmelztem Zeug gefüllt. Sie wurden angezündet. Die Stücke der geplatzten Bomben flogen 1200 Schritte weit, zerstörten einige Stufen des Thurmes, beschädigten einige Lafetten, aber die Gesammtwirkung der drei Bomben machte die Kanonen doch nicht unbrauchbar.

Auch die Rechnungen über die Kosten wurden genau geprüft. Im ganzen habe ich 48,000 fl. ausgegeben; aber auf den Bau des Thurmes fallen weniger als 30,000 fl. Die andern 18,000 fl. wurden zum Ankauf des Bodens, zur Herstellung der zwei hölzernen Häuser, zu Einrichtungsstücken, zu Geschenken, um den Bau zu beschleunigen, und zu vielen andern Dingen verwendet, die eigentlich nicht zum Bau gehören.

Morgen wird das Protokoll geschlossen, und ich danke Gott vom ganzen Herzen, daß Er dieses Unternehmen so sichtbar gesegnet hat, und von seinem Segen erwarte ich auch für die Zukunft nachhaltige gute Folgen."

Edle Gesinnung.

Eine so edle Gesinnung, wie sie sich bei den drei erlauchten Brüdern des Estensischen Fürstenhauses zeigte, ist eine so seltene und großartige Erscheinung, daß es jedem Herzen, das für Edles und Großes empfänglich ist, wohl thun muß, einzelne Züge kennen zu lernen, welche ein lebendiger Ausdruck der innersten Gesinnung sind.

Der Gegenstand, wo am leichtesten wahre Freundschaft und Liebe auf die Probe gestellt wird, ist der Finanzpunkt. Wir sind, sagt der heilige Augustinus, Gefäße, die sich einander den Platz eng machen, und das kalte Wort Mein und Dein gibt den meisten Anlaß hiezu.

Was Erzherzog Maximilian im vertraulichen Gespräche mit Worten ausgesprochen hat, wie schon oben bemerkt, daß nämlich die drei Brüder so sehr durch Freundschaft und Liebe vereinigt waren, daß Einer dem Andern in den Sack greifen konnte, hat sich bei hundert Gelegenheiten wirklich im Werke an den Tag gelegt.

Als Erzherzog Maximilian die Stelle seines beim Kongreß zu Laibach abwesenden Bruders Franz zu Modena versah, hatte dieser ihn auch bevollmächtigt, alle an ihn einlaufenden Briefe zu eröffnen und zu erledigen. Da geschah es nun, daß ein Brief des Erzherzogs Ferdinand an den Herzog Franz ankam, in welchem ihn jener ersuchte, ihm 200 Dukaten zu leihen, damit er eine

Schuld an den Bruder Maximilian abzahlen könne. Als Erzherzog Maximilian diesen Brief durchlesen, schrieb er sogleich an seinen Bruder Ferdinand: „Nicht 200 Dukaten, sondern meine ganze Kasse und der Herr derselben als Zugabe steht zu Deiner Verfügung, und ich beschwöre Dich, nimm daraus, so viel Du willst; ja ich bin ganz unglücklich, wenn Du nicht sogleich 500 Dukaten aus derselben nimmst, und zwar nicht als Darlehen."

In einem andern Briefe des Erzherzogs Maximilian an den Herzog von Modena lesen wir: „Du bist ungehalten und zankst mich aus, weil ich zehntausend Gulden in Deine Kassa gezahlt habe, die ich Dir schuldig war; sie sind ja Dein Eigenthum; aber um mich zu rächen, werde ich in diesen Tagen nicht zehn, wohl aber neun oder eilftausend Gulden aus Deiner Kassa zu leihen nehmen, und zwar ohne auch nur um Erlaubniß zu fragen, damit Du siehst, daß ich auch den Trotzigen spielen kann."

Viel großartiger war noch ein anderer Fall. Erzherzog Maximilian hatte nämlich einen Rechtsstreit mit dem Könige von Preußen. Vermuthlich rührte derselbe aus der Verlassenschaft des Kurfürsten von Köln her, dessen Universalerbe der Erzherzog war. Der Erzherzog verlor diesen Prozeß, und am 31. Jänner 1829 zahlte er dem Könige von Preußen die große Summe von 316.642 Gulden Conventions-Münze aus, und war sehr zufrieden, daß dieser Prozeß endlich einmal beendigt, und die Forderung ausgeglichen sei. Natürlich bekamen dadurch die Finanzen des Erzherzogs wenigstens für den Augenblick einen gewaltigen Stoß.

Dieses mochte Erzherzog Ferdinand der Mutter geschrieben haben, und das liebende Herz der alten Erzherzogin Beatrix hatte ein solches Mitleid mit ihrem guten Sohne Maximilian, daß sie ihm ein Packet mit 100.000 Gulden Konventions-Münze in's Zimmer schickte, und den Werth dieses bedeutenden Geschenkes durch einen Brief noch erhöhte, in welchem sie ihm mit rührenden

Ausdrücken zärtlicher Liebe die Annahme gleichsam befehlsweise auftrug.

Die edle Gesinnung der drei Brüder zeigte sich bei diesem Anlasse in einem zu schönen Lichte, als daß ich mir es versagen könnte, den Inhalt einiger Briefe im Auszuge anzuführen, welche im Originale vor mir liegen.

„Unsere liebe Mutter", so schreibt der Erzherzog an seinen Bruder Ferdinand, „hingerissen von ihrem guten Herzen und wahrscheinlich durch Eines Deiner Schreiben dazu veranlaßt, hat mir einen Brief zugeschickt und mich durch das ganze Uebergewicht ihres liebevollen Mutterherzen im eigentlichen Sinne des Wortes genöthiget, ein angeschlossenes Packet anzunehmen, in welchem sich 100.000 Gulden Konventions-Münze in Banko-Obligationen nach dem Kourse von 95 Perzent befanden. Ich war ganz versteinert, als ich den Brief eröffnete, und dachte an eine Ausflucht, aber im Briefe selbst war dem schon vorgebeugt, und was sie dann mündlich beifügte, hat mich ganz und gar beschämt. Als ich die Sache dann ruhiger überlegte, schien es mir unmöglich, ihr Geschenk zurückzuweisen; sie würde es in der That übel genommen haben und es hätte ausgesehen, wie Arroganz und Stolz. Den einzigen Grund, der mich entschuldigt hätte, nämlich, daß ich ein schlechter Oekonom, und daß daher das Geld besser in ihrer Hand, als in der meinigen sei, und ich im Falle der Noth mich jedenfalls an sie wenden würde, konnte ich in Wahrheit nicht anführen, weil ich nach Abzug der Schuld an den König von Preußen wirklich ein jährliches Defizit habe, was ich nur durch Verwendung des Kapitals decken könnte. Mit dem Geschenke meiner Mutter aber und mit einer besseren Oekonomie hoffe ich dasselbe bald auszugleichen, und dies wird mir dadurch einen moralischen Nutzen bringen; denn ich gestehe es leider, wenn ich mehr habe, gebe ich zu leicht und zu viel aus, und wenn ich weniger habe, mache ich es ungefähr

eben so, und muß daher vom Kapital zusetzen; die Sorge also, meine Ausgaben und Einnahmen in's Gleichgewicht zu bringen, wird auf meine Handlungsweise wesentlichen Einfluß haben.

Nun werde ich erst einen Sturm mit dem Bruder Franz bestehen müssen, dem ich es auch mittheilte; denn ihm habe ich ein ähnliches Anerbieten rund abgeschlagen. Allein das ist ganz ein anderes Verhältniß, ihm fehlt die Autorität, welche die Mutter über mich hat; überdies wäre das, was er mir abtreten wollte, seinen Kindern entzogen, das Geschenk der Mutter aber käme einst, Gott gebe recht spät, wenigstens zum Theil an mich oder meine Erben.

Es thut mir ordentlich wehe, von solchen Dingen zu reden. Ach! es geht mir zu Herzen, zu sehen, daß die liebe Mutter ganz zufrieden war, nachdem ich ihr Geschenk angenommen habe; sie dankte mir viel inniger, weil ich es annahm, als ich ihr zu danken vermag. Ich bin so beschämt, daß wenn uns Jemand gesehen hätte, der nichts davon wußte, man hätte glauben müssen, sie hätte von mir ein Geschenk erhalten."

In Folge dieses Briefes schrieb Erzherzog Ferdinand an die Erzherzogin Beatrix: „An der so zarten und auf das Zartgefühl des Bruders Maximilian berechneten Weise, wie Sie ihm dieses bedeutende Geschenk gemacht haben, habe ich unsere liebste Mutter und ihr Herz erkannt, und erfreue mich dessen doppelt, weil es ihm hiedurch leichter sein wird, den Stand seiner Finanzen auszugleichen, und seine Einkünfte in Evidenz zu halten. Dieses Zeichen Ihrer Liebe wird, wenn es möglich ist, seine Dankbarkeit gegen Ihre Güte noch mehr erhöhen."

Ein Gegenstand anderer Art, wodurch sich die große, edle und liebevolle Gesinnung des Erzherzogs Maximilian offenbarte, ist die Theilnahme, die er am geistlichen und leiblichen Wohle seiner Mitmenschen nahm. Diese Theilnahme sprach er besonders klar

aus, wenn einer seiner Hausgenossen oder eine ihm theure Persönlichkeit Abschied nahm aus diesem Leben. Die Gelegenheit einer solchen Theilnahmsbezeigung bot sich natürlich sehr oft dar, und der Erzherzog benützte jede derselben, um seine Liebe auszusprechen, und ihnen Worte des Lobes oder des Bedauerns über ihren Verlust nachzurufen.

Als Beweis hierüber nur ein einziger Brief über mehrere solche Fälle, die sich gerade zusammen drängten.

Er schreibt am 20. Jänner 1829 an seinen Bruder: „Ich habe Dir heute nur traurige Nachrichten mitzutheilen. Der vergangene Samstag war in dieser Beziehung ein furchtbarer Tag. Der arme Oberst Clary, der schon seit längerer Zeit einen Anfall von Irrsinn hatte, starb eines plötzlichen Todes. Die Offiziere seines Regimentes gaben einen schönen Beweis ihrer herzlichen Anhänglichkeit, da sie sich vornahmen, diesen ganzen Fasching hindurch nicht zu tanzen. — Ich habe großes Mitleiden mit seinem Bruder und mit der armen Mutter.

Früh Morgens hörte ich die Nachricht von dem unerwarteten Tode der Fürstin Metternich; etwas später vernahm ich, daß gestern aus Dresden die Nachricht eintraf, der berühmte Friedrich Schlegel, welcher in der Staatskanzlei angestellt war, sei an einem Schlagflusse gestorben, und dann später erfuhr ich den ebenfalls unvorhergesehenen Tod des guten Adam Müller."

Schon die erstere Nachricht hatte mich sehr betrübt, theils weil der Tod einer jungen Person als Opfer der ersten Geburt immer zum Mitleiden bewegt, theils weil ich den Fürsten Metternich bedauerte, dessen Schmerz gewiß sehr groß sein mußte, da er sein häusliches Glück in einem Augenblicke zerstört sah, nachdem er so viele Hindernisse besiegt hat, dazu zu gelangen; aber ich kann es nicht aussprechen, wie mir der Verlust des Adam Müller zu Herzen ging. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften, wie

Wenige, Wenige auf dieser Erde, der klare Ansichten hatte, ein edles Gefühl, eine ganz ausgezeichnete Herzensgüte, die man beinahe englisch nennen kann, und überdies eine höchst auferbauliche Frömmigkeit. Er war Konvertit, aber in unserer heiligen Religion fest begründet, und beschäftigte sich immer damit. Der Herzog von Anhalt-Köthen hatte seine Bekehrung beinahe ganz ihm zu verdanken.

Auch die Art und Weise, wie der arme Müller starb, ist überaus traurig. Am Morgen erfuhr er den Tod seines großen Freundes Schlegel, der ebenfalls Konvertit, fromm, von großen Talenten, und in der Literatur ausgezeichnet war. Von der Nachricht erschüttert, und sehr ergriffen, ersuchte er seine Gattin, zur Witwe Schlegel zu gehen, die, ich weiß nicht in was für einer Vorstadt Wiens wohnte, um sie zu trösten. — Während diese vom Hause abwesend war, kam sein Freund Klinkowström, derselbe, in dessen Erziehungshause Ferdinand Desfours sich befindet, und brachte dem Adam Müller die Nachricht von dem Tode der Fürstin Metternich. Der arme Müller, schon durch die frühere Nachricht bewegt, war hiedurch so ergriffen, daß er von einem Schlaganfall getroffen, seinem Freunde Klinkowström in die Arme sank, und in einer halben Stunde war er eine Leiche.

Es ist tröstlich zu wissen, daß Schlegel am nämlichen Tage, wo er starb, seine Andacht verrichtete, und die heiligen Sakramente empfangen hatte, und eben so Müller wenige Tage vor seinem Tode. Gott hat also diesen beiden guten Männern ganz eigentlich Barmherzigkeit erwiesen.

Es thut mir leid, daß er während seiner irdischen Laufbahn niemals das erreicht hat, was er so sehr gewünscht, nämlich eine Stellung zu haben, wo er nach seinen Geistesgaben hätte wirksam sein können.

Der Kaiser und die gute Sache haben an ihm eine Stütze verloren, Deutschland eine wahre Zierde, und ich einen Mann, den ich sehr liebte, und hoch achtete, und mit dem ich seit beinahe achtzehn Jahren in vertrautem Umgange war. Man muß das Auge zum Himmel erheben, und sich in Gottes Willen ergeben; aber es ist schmerzlich zu sehen, wie die Kämpfer für's Gute, Einer nach dem Andern, vom Schauplatze verschwinden."

Daß die Gesinnung des Erzherzogs Maximilian auch für die verschiedensten Lebensverhältnisse gleich edel und großartig war, ließe sich noch bei einer andern Gelegenheit beweisen, die seines Eifers würdig war, aber mehr in die Lebensschilderung des Herzogs von Modena, als in seine eigene gehört.

Es handelte sich nämlich für den Erbprinzen, den jungen Erzherzog Franz einen andern Erzieher und Oberstthofmeister zu wählen, statt des austretenden Obristen Grafen Coronini. Der Herzog von Modena holte nach seiner Gewohnheit vor Allem die Rathschläge seines Bruders Maximilian ein. Was derselbe im Briefwechsel mit seinem Bruder hierüber schreibt, wie er die Nothwendigkeit schildert, daß der junge Erzherzog einen Mann neben sich habe, der sich durch Intelligenz und solide katholische Gesinnung auszeichnet, wie er seinen Blick auf verschiedene Persönlichkeiten wendet, deren Licht- und Schattenseiten er auf treffende Weise andeutet, wie er seine Hoffnungen für die Zukunft auf die Entwicklung des Charakters und der Geistesgaben des Erbprinzen setzt, und wie er sich zum Vater des Lichtes wendet, auf daß der Erzherzog jene Entscheidung treffe, welche am sichersten zum Ziele führen soll; Alles dies zeigt seine großartige Auffassung des christlichen Fürstenberufes und seine tiefe Menschenkenntniß und Lebenserfahrung.

Zum Schlusse dieses Absatzes einen andern Charakterzug, der auf beide Brüder des erlauchten Fürstenhauses den Glanz der rein-

sten, edelsten, christlichen Gesinnung wirft. Wir entnehmen ihn aus einem Schreiben des Erzherzogs an seinen Bruder vom 9. Dezember 1826.

„Ich war auf's Innigste gerührt, als ich das gelesen habe, was Du von Deiner traurigen Pflicht geschrieben, welche Dich genöthigt hat, das von den Gerichtsstellen gefällte Todesurtheil jener zwei unglücklichen Individuen zu bestätigen, welche das schauderhafte Verbrechen vollbracht haben, und welche, wie es offenbar ist, nicht würdig waren, begnadigt zu werden. Ich habe in Deinem so guten Herzen Schritt für Schritt gelesen und begriffen, welchen Kampf es Dich gekostet und welche große Selbstüberwindung, daß Du Deiner Pflicht Raum gegeben und Dein Gefühl besiegt hast. Ich kann dies nur mit einer überaus heftigen Versuchung vergleichen, die man durch das Pflichtgefühl überwunden hat. Ich meine aber, daß solche Akte auch vor dem Angesichte Gottes verdienstlich sind, eben weil es schwer ist, das Gefühl der Menschlichkeit bei Seite zu setzen, was leicht begreiflich am Vorabend des verhängnißvollen Morgens und bei dem Schalle der Todtenglocke am Morgen selbst den höchsten Grad erreicht hat. Die Art und Weise aber, wie Du jene bittern Augenblicke durchlebt hast, nämlich im Gebete, war gewiß die beste, und Deine Gebete in jenem Augenblicke und in solcher Stimmung waren zuversichtlich von großem Werthe vor Gott, und vom höchsten Nutzen für die Unglücklichen selbst, denen Gott in seiner Barmherzigkeit mit seiner Gnade beigestanden ist, daß sie reumüthig und ergeben gestorben sind, und allen Gegenwärtigen hindurch ein gutes Beispiel gegeben haben, wie in jeder Lage des Lebens Trost und Zuversicht in unserer heiligen Religion zu finden ist, was ganz gewiß auf das Volk einen sehr tiefen Eindruck gemacht hat."

Belagerung des Thurmes auf dem Freienberg.

Se. Majestät der Kaiser Franz hatte den 17. September 1829 als den Tag bestimmt, an welchem die Zweckmäßigkeit des vom Erzherzoge Maximilian zu Linz erbauten Befestigungsthurms geprüft, und dessen Widerstandskraft durch einen förmlichen Belagerungs-Angriff zur Evidenz gebracht werden soll.

Da diese Belagerung mitten im Frieden etwas Ungewöhnliches war, da die Idee der Thürme ganz gewiß dem Nachdenken und Genie des Erzherzogs Maximilian angehört, da dieser militärische Zerstörungs-Versuch in der Lebensgeschichte des Erzherzogs einen merkwürdigen Moment bildet, und das Resultat derselben für die Geschichte der damaligen Zeit eine bleibende Folge hatte, so möge es erlaubt sein, diesen jedenfalls interessanten Gegenstand etwas weitläufiger zu behandeln, und die Einzelnheiten, die hier als ein Ganzes zusammengestellt werden, den eigenhändigen Briefen des Erzherzogs zu entnehmen.

Erzherzog Maximilian war im Laufe des Sommers mehrmals von Wien nach Linz gereist, um den im vorigen Jahre erbauten Thurm auf dem Freienberge auf die bestmögliche Weise in vollkommenen Stand zu setzen. Anfangs September war der Thurm allen Anordnungen des Erzherzogs gemäß zum Kampfe gerüstet, die Kanoniere brannten von Eifer und waren vortrefflich für die Bedie-

nung des Geschützes eingeschult. Die Hauptsorge des Erzherzogs ging dahin, alle Vorkehrungen zu treffen, daß kein Unglück geschehe.

Der Kaiser hatte die Leitung des Angriffes auf den Thurm den Generälen Milanes und Blumenfeld übertragen.

Mittlerweile fing es an auf dem Freienberge sehr kriegerisch auszusehen. Von allen Seiten kamen Soldaten, Kanoniere, Bombardiere herbei, Kanonen von verschiedenem Kaliber, Munition, Raketen, Genie-Offiziere, kurz Alles war in Bewegung, um den armen Thurm zu Grunde zu richten, welcher ganz geduldig sein Schicksal erwartete, im Innern aber Alles bereit hielt, um Rache zu nehmen.

Die Neugierde der Bewohner von Linz und so vieler Fremden, welche diese Versuche zu sehen wünschten, war ungeheuer, und die Sache war auch in der That merkwürdig, weil Alles die Form einer wirklichen geregelten Belagerung haben sollte, mit dem einzigen Unterschiede, daß das Feuer der Belagerer und der Belagerten nicht zu gleicher Zeit, sondern jedes für sich Statt finden, und dabei kein Menschenblut vergossen werden sollte. Der Erzherzog wählte vor Allem einen Platz für den Kaiser und die Kaiserin aus, wo sie vollkommen gesichert wären, und Alles genau sehen konnten. Er bereitete dort einen Pavillon und Zelte. Mit dem Kaiser kamen die Erzherzoge Anton, Johann und Ludwig, dann die Grafen Czernin, Lazansky, Wurmbrand, späterhin auch Fürst Metternich und unzählige Generäle und Offiziere. Die Belagerer fingen an Schanzen aufzuwerfen, und boten alles Mögliche auf, um den Thurm zu zerstören; „ich hoffe jedoch", schreibt Erzherzog Maximilian, „daß ihnen dies nicht so leicht gelingen wird. In einem Punkte mußte ich mit aller Festigkeit Einsprache thun. Sie wollten nämlich eine Batterie auf einer Anhöhe errichten, welche den Thurm beherrschte. Dieser Punkt war aber kein Platz, wo für einen wahren Feind die Errichtung einer Batterie möglich gewesen wäre; denn gerade diese

Anhöhe war für den Bau eines andern Thurmes bezeichnet, deſſen Feuer vielmehr jenen auf dem Freienberg geſchützt haben würde. Meine Gegner wollten jedoch nicht nachgeben, obwohl dieſer Fall für Jedermann ſelbſtverſtändlich war. Ich mußte an den Ausſpruch des Kaiſers appelliren, welcher ſpäterhin, wie nicht zu zweifeln war, ſich zu Gunſten meiner Einſprache erklärte.

Ich habe Sr. Majeſtät dem Kaiſer ein Programm vorgelegt; dem zufolge kam am 16. Morgens der Kaiſer und die Kaiſerin, drei Erzherzoge und das ganze Gefolge auf den Thurm. Ich zeigte denſelben vor Allem, wie der Thurm durch die Erdwälle beinahe ganz gedeckt ſei, ſo, daß der Kaiſer mehrmals wiederholte, wenn man es nicht wüßte, ſo würde man kaum merken, daß hinter dem Graſe, welches ich vorſätzlich höher heranwachſen ließ, eine Kanonen-Batterie verborgen ſei. Hierauf beſichtigte der Kaiſer den Thurm in allen ſeinen Theilen und blieb auch oben, während geſchoſſen wurde, jedoch ohne Kugelladung, ſo daß ich mich wunderte, wie derſelbe in ſolcher Nähe aushalten konnte, obwohl ich nur ſchwache Ladungen nehmen ließ. Es ſchien, daß Alles auf den Kaiſer ein ſehr günſtigen Eindruck machte, und daß er ſich ſehr dafür intereſſire.

Am folgenden Tage war es die Aufgabe des Thurmes, die feindliche Batterie zu zerſtören. Um 10 Uhr ſollte nach der Beſtimmung Sr. Majeſtät das Feuer beginnen.

Als ich zwei Stunden früher auf den Thurm kam, um zu ſehen ob Alles in Ordnung wäre, ſo kann man ſich mein Entſetzen denken, als ich bemerkte, daß die Infanterie, deren Aufſtellung ich ſchriftlich beſtimmt, und einem Generalen und der Polizei übertragen hatte, über alle Maßen ungeſchickt aufgeſtellt war, und doch war die Sicherſtellung für Menſchenleben das Erſte und Nothwendigſte. Da die Diſtanzen ſehr groß waren, konnte die Aenderung nicht ſchnell geſchehen, und ich machte ſonach einen Rapport an den Kaiſer, daß der Anfang

erſt um 11 Uhr ſtatt finden könne. Zur beſtimmten Stunde eröffnete ich das Feuer.

Während der Zeit von zwei Stunden feuerte ich 250 Kanonenſchüſſe ab, und ſchon nach dem achtzigſten Schuſſe mußten die Genie-Offiziere bekennen, daß die Batterie mit den fingirten Kanonen demontirt ſei. Die ferneren Schüſſe vollendeten die Zerſtörung, und der Kaiſer inſpicirte dann ſelbſt den Thurm, welcher nicht das Geringſte gelitten hatte, während die Gegner vorausſagten, der Thurm werde ſchon bloß durch ſein eigenes Feuer zu Schaden kommen.

Es freut mich, daß der Kaiſer für das Gelingen ein ſo warmes Intereſſe zeigt.

Am 18. September fand die Beſchießung des Thurmes Statt. Es wurden 120 Bomben vom größten Kaliber, mit der ſtärkſten Ladung und Elevation geworfen, 120 Granaten zu 10 Pfund, 380 Raketen, wovon die Hälfte vom größten Kaliber zu 24 bis 30 Pfund, endlich 184 Schüſſe aus 18pfündigen Kanonen abgefeuert. Das Feuer dauerte ununterbrochen heute wie geſtern 2½ Stunden. Ich war immer mit Sr. Majeſtät dem Kaiſer und der Kaiſerin und dem ganzen Hofe auf dem gewählten Platze, von wo aus man Alles genau beobachten konnte. Die feſte Haltung des armen Thurmes erweckte bei Vielen Theilnahme, reizte aber die Angreifenden deſto mehr zur Anſtrengung, ihn zu zerſtören.

Der Schaden, den die Kanonen anrichteten, war wirklich ein bedeutender. Vier Kanonen wurde der Kopf weggeriſſen, zwei andere untauglich gemacht. Die Angreifenden hatten aber auch in einer Entfernung von 280 Schritten ihre Achtzehnpfünder auf eine Unterlage um 8 Schuh höher geſtellt, als es ſein ſollte, weßhalb ich proteſtirte und eine neue Probe bei gehöriger Aufſtellung verlangte.

Der Kaiſer beſichtigte den Thurm nach der Beſchießung und wünſchte zu ſehen, in welcher Zeit ſich der erlittene Schaden ausbeſſern ließe. Mit meinen braven Kanonieren fing ich damit in ſeiner

Gegenwart an; ſtatt zur Hoftafel zu gehen, blieb ich auf dem Thurme und bis Abends in ſiebenthalb Stunden war Alles reparirt, und die 6 Kanonen, die gar nicht oder nur wenig beſchädigt waren, blieben dienſtfähig."

„Nach Rechnung der Belagerer haben 52 Bomben und 72 Raketen den Thurm getroffen; aber das Gewölbe hatte, wie ſich der Kaiſer perſönlich überzeugte, nicht den geringſten Sprung, und der Thurm ſteht bereit, am nächſten Mittwoch einen neuen Sturm zu beſtehen."

„Durch die Gnade Gottes iſt bei allen dieſen Experimenten nicht das geringſte Unglück geſchehen, obwohl die Kugeln bis zur Traun und jenſeits der Donau flogen. Der Kaiſer, ſo wie das ganze Volk, das in großer Maſſe gegenwärtig war, mit Ausnahme einiger ſehr hartnäckiger Gegner — der Anti-Turrianer — ſchien ſehr zufrieden, daß der Thurm eine ſo harte Probe ausgehalten hat."

Am 23. September wurde auf Verlangen des Erzherzogs der Thurm auf's Neue beſchoſſen, und er beſtand ſeine Probe ſo glücklich, daß unter 120 Kanonenſchüſſen, welche abgefeuert wurden, keine einzige Kugel den Thurm getroffen hat; nicht als ob die Kanoniere ſchlecht gezielt hätten, im Gegentheile, eine Kugel folgte der andern mit großer Präziſion, aber weil die Batterie jetzt in der Ebene ſtand, wo allein ein wahrer Feind ſie hätte errichten können, und nicht in der Höhe, wie dies am verfloſſenen Freitag geſchehen iſt, ſo deckte der Erdwall des Glacis die Mauer, und daher drangen die Kugeln entweder in die Erde, oder ſie ſprangen von der Oberfläche des Glacis ab und flogen über den Thurm hinaus, ohne an die Mauer zu kommen. Es wurden im Ganzen 976 Schüſſe gemacht, und dem Erzherzog war leid, daß nicht gerade die Zahl von 1000 voll wurde.

Das letzte Experiment konnte des ſchlechten Wetters wegen nicht mehr in Gegenwart des Kaiſers ſtattfinden; es wurde jedoch

auf ſeinen Befehl in Gegenwart des Feldmarſchall-Lieutenants Krayherr aus dem Thurme die in der Ebene aufgeworfene Schanze beſchoſſen, weil die Gegner behaupteten, dies könnte vom Thurme aus nicht geſchehen.

Nach der Abreiſe des Kaiſers baten die Kanoniere des Thurmes den Erzherzog, daß er mit ihnen im Thurme zu Mittag ſpeiſen möchte, und ſie waren ganz glücklich, daß er ſich würdigte, die Einladung anzunehmen.

Gleich darauf kehrte derſelbe nach Wien zurück, um der Commiſſion beizuwohnen, welche Seine Majeſtät der Kaiſer berufen hatte, die Fragen wegen der Thürme in Berathung zu nehmen.

Tod der Mutter.

Was man liebt, das verliert man nicht ohne Schmerz. In einer Familie, welche das Band der Liebe umſchlingt, wo Friede und Eintracht und chriſtliche Geſinnung herrſcht, iſt das Mutterherz gleichſam der Mittelpunkt. Wehe dem, der das Unglück gehabt, eine Mutter zu beſitzen, die den Lebensgenuß und die Dinge dieſer Erde ſich zum Antheil erwählte, und die Erziehung ihrer Kinder fremder Sorge überlaſſen, oder wohl auch perſönlich von falſchen Grundſätzen geleitet, ihre Kinder nach dem Geiſte der Welt erzogen, von Jugend auf durch das Suchen und Genießen aller Lebensfreuden verzärtelt hat. Die Rückwirkung einer ſolchen falſchen Erziehung wird auch in ſpäten Jahren auf traurige Weiſe noch ſichtbar ſein. Aber wohl den Glücklichen, deren Erziehung von einer verſtändigen Mutter nach den Grundſätzen des Chriſtenthums geleitet war, welches ein Geſetz der Autorität und Selbſtverläugnung iſt.

Die Erzherzogin Maria Beatrix, wiewohl ſo hochgeſtellt und mit ſo glänzenden Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattet, kann in dieſer Beziehung jeder Mutter, auch aus niederen Kreiſen, zum Muſter und Vorbild dienen.

Dieſe erlauchte Frau war beſonders in jüngern Jahren als reiche ſouveraine Fürſtin von ihren weltlichen Lebensverhältniſſen zwar vielfach in Anſpruch genommen, ſie ſah es jedoch immer im

Vereine mit ihrem Gemale, dem Erzherzoge Ferdinand, als ihre vorzüglichste Aufgabe an, ihre Kinder und namentlich ihre drei Söhne Franz, Ferdinand und Maximilian, zu christlichen Charakteren heranzubilden, und wiewohl hiezu zunächst die gewählten Erzieher das Ihrige beitrugen, wie schon im ersten Absatze dieses Buches bemerkt wurde, so unterließ diese Fürstin doch niemals, bei jeder Gelegenheit durch Wort und That auf das Herz ihrer Söhne einzuwirken.

Zu Mailand, als die vier Brüder noch klein waren, mußten sie alle Tage sich beim Frühstücke ihrer Mutter einfinden und zwar stehend, und diese Zeit benützte sie, um ihnen gute Lehren zu geben; sie ließ sich dabei oft in's kleinste Detail ein, und legte ihnen ganz vorzüglich an's Herz, die Zeit ihrer Jugend zu benützen, nach den Grundsätzen des Evangeliums sich selbst zu verläugnen, sich durch Fleiß beim Studiren auszubilden; man könne nie genug lernen, meinte sie, man müsse sogar lernen sich de bonne grace zu langweilen u. s. w.

Als die Brüder heranwuchsen und in's thätige Leben traten, führte sie mit ihnen einen fortgesetzten Briefwechsel, ermahnte sie immer zu allem Guten und Edlen, nahm an allen ihren Schicksalen den innigsten und wärmsten Antheil, erinnerte sie, wenn sie auch schon Generäle und im Kriege waren, auf's Gebet und den Empfang der Sakramente nicht zu vergessen; kurz, sie war für sie zu jeder Zeit, so zu sagen, ein schützender, mahnender Engel.

Und der fromme, christliche Wandel dieser unvergleichlichen Frau, wie Erzherzog Maximilian sich ausdrückt, forderte zur Hochachtung und Tugend auf. Sie war die letzte Repräsentantin der alten guten Zeiten, der Zeiten der Maria Theresia, der Zeiten großartiger Gesinnung, von der ihr Herz durchdrungen war. Zudem hatte sie fürwahr den Charakter einer Fürstin, war fest und unerschütterlich wie eine Säule, war treu und beständig in allen Dingen, in der Gesinnung, in den Gefühlen ihres Herzens, in den Grundsätzen der

Religion, in der Uebung der Wohlthätigkeit, in zarter Mütterlichkeit für ihre Kinder, ja in gewisser Weise auch für alle Personen, die von ihr abhängig waren; kurz ihr ganzes Wesen gebot Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe. Hieraus ist auch erklärbar, warum die drei Brüder mit seltener Ergebenheit an der Mutter hingen, sie sahen sie nicht blos als theuere Mutter, sondern auch als Erzieherin, als Rathgeberin, als Trösterin, als Wohlthäterin, als die zärtlichste Freundin an, welche durch ihr Beispiel, durch ihre Haltung, durch die Festigkeit ihrer Grundsätze, durch ihren Muth, mit welchem sie bei jeder Gelegenheit der Wahrheit Zeugniß gab, Alle erbaute, die sie kannten, und unglaublich viel Gutes stiftete.

Erzherzog Maximilian pflegte der Mutter Alles mitzutheilen, was sich in seinem Leben ereignete, und in dieser Absicht schrieb er ihr mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit jede Woche, ja öfter noch, und es ist staunenswerth, daß er hiezu sogar im Kriege oder bei manchen andern dringenden Geschäften immer die nöthige Zeit fand. Selbst in der äußern Form der Briefe finden wir den Ausdruck der Ehrfurcht. Die Schrift bei Briefen an die Mutter fing jedesmal tiefer unten an, als er sonst zu thun pflegte. Einst wollte die Mutter dies abgestellt wissen, und die Sache war gleich beim nächsten Briefe mit kindlichem Gehorsame geändert.

Als er nach der Beschießung des Thurmes zu Linz nach Wien zurückkehrte, fand er die gute Mutter im besten Wohlsein. Ihre Gesundheit hatte kein wesentliches Gebrechen, und obwohl sie schon das achtzigste Lebensjahr erreicht hatte, so fühlte sie doch in keiner Weise die Last ihres Alters. Auch Erzherzog Ferdinand war eben in Wien eingetroffen.

Wenige Tage später befiel sie unerwartet eine Krankheit, welche sehr schnell ihr Lebensende herbeiführte.

Einige Zeilen aus einem Schreiben des Erzherzogs vom 14. November 1829, an seinen Bruder Franz zu Modena, geben

uns Bericht über die Einzelnheiten dieſes für die Eſtenſiſche Familie ſo betrübenden Todesfalles, und ſind zugleich der Ausdruck ſeines liebenden Herzens.

„Beim Eröffnen dieſes Briefes wird Dein Herz betrübt ſein wie das Meinige. O mein Bruder, welch' ein Verluſt! Zu ſehr iſt mein Herz bei dem Gedanken niedergedrückt, daß wir unſere liebe Mutter nicht mehr haben, welche für uns der gemeinſchaftliche Mittelpunkt war. Ich ſchreibe Dir wenige Stunden nach dem traurigen Augenblicke ihres Hinſcheidens; ein Augenblick wahren, geiſtlichen Troſtes mitten in der Bitterkeit, denn man kann keines glücklicheren Todes ſterben; ihr tugendhaftes Leben hat ihr gewiß von Gott dieſe Gnade erlangt. In den acht Tagen ihrer Krankheit, wie war ſie ſo geduldig, ſo ergeben! Gott hat ihr die Gnade erwieſen, die heiligen Sakramente zu empfangen, als ſie noch vollkommen bei ſich war. Sie bereitete ſich hiezu in aller Ruhe, und empfing ſie mit jener Andacht, wie Du Dir vorſtellen kannſt. Sie ward hiedurch ſehr getröſtet und beruhigt. Nach dem letzten Briefe, den ich an Dich geſandt, verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand. Obwohl ſie nicht ſprechen konnte, weil ihre Zunge gelähmt war, verlangte ſie doch die letzte Oelung, und beim Empfange derſelben faltete ſie die Hände, machte mehrmals das Zeichen des Kreuzes und folgte ſichtlich den Gebeten. Nun trat auch Ferdinand herbei, ſie gab uns die Hand, legte ſie uns auf's Haupt um uns zu ſegnen, mit dem Ausdruck einer Bewegung, an die ich nicht denken kann, ohne zu weinen. Ich nannte dann Dich und die Schweſtern, um auch für Euch Abweſende den Segen zu erhalten. Sie verſtand mich, nickte mit dem Haupte, nahm unſere Hände und drückte ſie an ihr Herz. — Ich kann Dir nicht ſagen, was ich in dieſem Augenblicke fühlte. Es waren die letzten Augenblicke, wo ſie ſich gegenwärtig war. — Um ſieben Uhr früh ging ich in die Kapelle und verrichtete die Jubiläumsandacht. P. Johannes las die heilige Meſſe.

Kaum aber hatte ich die heilige Kommunion empfangen, so ließ mich Ferdinand in aller Eile rufen; denn die Mutter lag im Sterben. Wir knieten an ihrem Bette, beteten mit P. Minetti die Sterbegebete, Du kannst Dir denken, mit welchem Gefühle, und küßten ihr zum letzten Male die Hand; beiläufig nach acht Minuten hörte sie zu athmen auf, ohne den geringsten Todeskampf, — und wir weinten."

Der Schmerz der beiden edlen Brüder über den Verlust ihrer theueren vielgeliebten Mutter erneuerte sich, als nach fünf Tagen ihre Leiche in der Gruft der Kapuzinerkirche feierlich beigesetzt wurde.

Der Tod der Erzherzogin Beatrix war Veranlassung, daß sich die seltene Liebe, Eintracht und Uneigennützigkeit, welche die drei Estensischen Brüder auszeichnete, auf's Neue in ein glänzendes Licht stellte.

Nachdem dieselbe in ihrer letzten Krankheit die heilige Beicht abgelegt hatte, um sich zum Empfange der letzten Wegzehrung zu bereiten, sagte sie zum P. Johannes aus dem Orden der Serviten, der ihr Beichtvater war: „Ich habe zwar meinen letzten Willen aufgeschrieben, aber es fehlt die Legalisirung." Der Pater antwortete ihr: „Gute Kinder sind die beste Legalisirung," womit sich die Sterbende beruhigte. Der Pater sagte dies dem Erzherzoge Maximilian.

Als nach ihrem Hinscheiden das Hofmarschallamt Anfrage stellte, ob ein Testament da sei, erfüllten Ferdinand und Maximilian die traurige Pflicht, ihre Schriften zu durchsuchen, und fanden endlich ein Blatt mit der Aufschrift: Ristretto delle mie intenzioni per stendere il mio testamento. Die Hälfte war vom Fürsten Albani geschrieben, der schon lange todt war, die andere Hälfte von ihrer eigenen Hand. Es fehlte das Datum und die Unterschrift; statt derselben bloß die zwei Buchstaben M. B. Erz-

Erzherzog Franz in Ordnung zu bringen. Er hatte versprochen, auf der Rückreise seinen Bruder Maximilian in Linz zu besuchen und seine Befestigungs-Pläne in Augenschein zu nehmen. Dieser kam ihm bis Radstadt entgegen, und führte ihn dann über Salzburg und das Salzkammergut nach Linz, um, wie er sich ausdrückt, auf dieser Reise seinen Cicerone zu machen. Auf der Fahrt über den Gmundnersee mochte Erzherzog Maximilian mit seinem scharfen spähenden Auge sich wohl den schönsten und interessantesten Punkt jener Gegend ausersehen haben.

Ein paar Monate darauf hatte er die kleine Herrschaft Ebenzweyer gekauft. Er schreibt hierüber an seinen Bruder Franz: „Ich bin mit diesem Kaufe sehr zufrieden. Ich zahle zwar dafür sammt einem daranstoßenden Bauernhofe die Summe von 57,000 Gulden, und ich erwarte nicht mehr als etwa drei Procent Interessen reines Erträgniß zu erhalten, aber es freut mich, daß ich durch diesen Kauf eine ganze Familie von sieben Brüdern und Schwestern, welchen das Gut gehörte, aus großer Bedrängniß und der Gefahr des Verderbens retten konnte. Zudem ist die Lage des kleinen Schlosses ganz deliciös. Die Wiese vor demselben mit dem frischesten Grün bis zur Straße nach Traunkirchen, das tiefe Dunkel des romantischen See's, der Traunstein gegenüber dem Schlosse, kurz die ganze Gegend ist unbeschreiblich schön, und das Volk ist so gutherzig. Auch mein Jagdrevier ist von Bedeutung. Du weißt, daß ich der Jagd nicht ergeben bin, aber man hat hiedurch Gelegenheit Anderen ein Vergnügen zu machen, und die Herren in der Umgebung sind passionirte Jäger."

In späterer Zeit kaufte der Erzherzog auch das dem Schlosse zunächst gelegene Gasthaus und vergrößerte das Schloß durch den Zubau von zwei Flügeln und verschiedene andere Zubauten so sehr, daß es einen sehr schönen Anblick darbot, und eine Menge Wohnzimmer bekam, welche zwar Alle sehr freundlich und angenehm, aber

überaus einfach eingerichtet waren. Es gab im ganzen Schloſſe nicht ein einziges Zimmer, welches gemalt oder ſpalirt und mit Parketten geziert geweſen wäre, wiewohl ſpäterhin hohe und höchſte Herrſchaften in demſelben zum Beſuche aufgenommen wurden.

Der Erzherzog ahnte nicht, wie viele fröhliche Tage in ſtiller Einſamkeit, und zu andern Zeiten wie viele freudige Stunden er im vertraulichen Umgange mit ſeinen Lieben in dieſem Schloſſe verleben, wie viele Gnaden er daſelbſt erhalten würde, und ebenſowenig, daß er dort ſeinem vielgeliebten Bruder Ferdinand als tröſtender Freund bis zum letzten Athemzuge beiſtehen und dieſer ſowohl als er ſelbſt einſt von dort aus heim ziehen werde in's himmliſche Vaterland.

Auch in Linz kaufte der Erzherzog ein geräumiges Haus, weil es für ihn ein Bedürfniß war, dort eine entſprechende Wohnung zu haben, da der Bau der Befeſtigungsthürme ihn nöthigte, einen großen Theil des Jahres daſelbſt zu verleben.

Ansichten und Reise nach Italien.

Es iſt leicht erklärbar, daß die Anſichten des Erzherzogs Maximilian in vielfacher Beziehung von jener der gegenwärtigen Zeit ſehr verſchieden waren. Der Erzherzog war in den Grundſätzen des Chriſtenthums und nach den Anſchauungen und Traditionen der alten Regentenfamilien aufgewachſen. Sein tief denkender Geiſt und ſcharfer Verſtand ließen ihn zwar die Forderungen einer andern Zeit und anderer Verhältniſſe ganz leicht erkennen, und ſo wie er im Kriegsweſen keine der neuen Erfindungen gering ſchätzte, ſondern vielmehr nach gründlicher Prüfung und Erkenntniß größerer Vollkommenheit ſogar ſich für alles Neue und Nützliche begeiſterte, ſo war er auch weit entfernt, im politiſchen und weltlichen Leben ſich der zweckmäßigen Aenderung alter hergebrachter Formen und Gewohnheiten ſchroff entgegen zu ſetzen. Dies war mit dem Feſthalten ſeiner Lebensgrundſätze ganz gut vereinbar, und hinderte ihn nicht, in denſelben mit eiſerner Willenskraft auszuharren.

Vor Allem war ſein Herz durchdrungen vom lebendigen Glauben, und daher von der innigſten Ueberzeugung, daß es unter keinen Umſtänden erlaubt ſei, von den Grundſätzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit abzuweichen.

Weil es zu erniedrigend wäre zu denken, daß der Menſch wie das unvernünftige Thier nichts anderes als Lebensaufgabe hätte, als

was sich in der kurzen Spanne Zeit seines Wandels auf Erden erreichen ließe, und weil die unsterbliche Seele mehr werth ist, als der Leib, so meinte er, daß auch die leitenden Gedanken im sozialen Staatsleben das doppelte Ziel haben müssen, die Völker für die Zeit und für die Ewigkeit glücklich zu machen.

Der Fürst hat die Sendung von Gott, für dieses doppelte Glücklichwerden seiner Unterthanen zu sorgen. Das erstere soll, so viel es in diesem Erdenleben erreichbar ist, durch Weisheit der Regierung, durch Schutz des Rechtes, durch Strafe der Verbrechen erreicht werden. Wie der Vater das Haupt der Familie, so soll der Monarch der Vater des Volkes sein, und daher für seine Unterthanen sorgen.

Was das ewige Glück der Seele betrifft, so kann und soll der Fürst hiezu wohl die Hand bieten, so viel an ihm liegt, aber den Weg hiezu zeigt nur der Glaube. Die Religion, das Christenthum ist die Grundlage aller Staaten; nur auf diesem Fundamente beruht der Gehorsam, die Ehrfurcht, die Treue der Unterthanen gegen den Landesfürsten; nur auf diesem Fundamente ist das bürgerliche, das Völkerrecht gegründet; nur auf diesem Fundamente wird die Willkür des Fürsten durch seine Pflichten in Schranken gehalten und geregelt. Fehlt dieser unsichtbare Unterbau, so muß früh oder spät das sichtbare Gebäude des Staatslebens zusammenstürzen. Ohne Glaube, ohne Religion gibt es kein Recht, keine Tugend, keine Treue, keine Sicherheit der Verträge. Hingegen, wo die Grundsätze unserer heiligen Religion zur Richtschnur dienen, da wird die Regierung des Landes gewiß weise und gesegnet sein. Der Erzherzog war in dieser Beziehung gerade so gesinnt, wie der Papst Pius IX., von dem erzählt wird, er habe einst einem angesehenen Manne, der sich über seine feste und Achtung gebietende Haltung wunderte, geantwortet: „Wissen sie, was die Grundsätze meiner Politik sind?“ Er blickte hiernach auf das Bild des Gekreuzigten

und sagte: „Vater unser, der Du bist in dem Himmel, — geheiliget werde Dein Name, — zukomme uns Dein Reich — Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden — gib' uns heut' unser tägliches Brod — vergib' uns unsere Schulden, so wie wir vergeben unseren Schuldigern — führe uns nicht in Versuchung — sondern erlöse uns von allem Uebel."

Das waren seine diplomatischen Grundsätze. Es gibt keine bessern.

Was also die Religion in den Herzen der Völker befestiget, befestiget unmittelbar auch den Staat, die Regierung; und weil es die Aufgabe des Priesterthums und der Ordensstände ist, Glaube und Gottesfurcht in die Herzen der Menschen zu pflanzen, so ging ganz folgerecht aus solchen Ansichten die Ueberzeugung hervor, daß für die Erziehung der Diener des Altars, und für die Bildung und Entwicklung der Ordenspersonen männlichen und weiblichen Geschlechtes von Seite des Mönarchen vor Allem Sorge zu tragen sei.

„Ein Ordenshaus," so schrieb der Erzherzog einst an seinen Bruder, „ein Ordenshaus (versteht sich, wo Disziplin herrscht, und wo für Erziehung der Jugend oder in der Seelsorge eifrig gearbeitet wird), ein solches Ordenshaus gilt so viel, als ein Regiment Dragoner."

Darum belobte der Erzherzog so sehr die Handlungsweise seines gleichgesinnten Bruders, des Herzogs von Modena, weil er für die Gründung von bischöflichen Seminarien und für die Einführung und Erhaltung lebenskräftiger Ordensstände so Vieles und Großes in seinem kleinen Herzogthume gethan hat, wie dies seine Lebensbeschreibung umständlich schildert. Darum brachte auch Erzherzog Maximilian, wie wir später sehen werden, so manches Opfer zu ähnlichen Zwecken, damit das Christenvolk, das in seinem theuern Oesterreich wohnt, nicht bloß zeitlich, sondern was viel

mehr werth ist, auch ewig glücklich werde. Darum freute er sich, wenn eifrige Männer das Wort Gottes predigten, wenn das Volk sich zu christlichen Funktionen drängte, wenn es sich zahlreich an dem Empfange der Sakramente betheiligte. Und wenn man ihm die Geschichte einer Bekehrung oder sonst etwas Erfreuliches, was sich im Reiche Gottes zugetragen hatte, erzählte, so ward er ganz entzückt, rieb sich vor Freude die Hände, und nahm an allem Guten so innigen Antheil, als wenn es ihm selbst widerfahren wäre.

Aus dieser Weltanschauung ging aber auch sein Abscheu, ja sein Haß gegen die Verbrechen hervor, welche mit den modernen Revolutionen in Verbindung standen, wie die Wirkung mit der Ursache.

Als in Paris die Revolution ausbrach, wobei Louis Philipp sich zum König der Franzosen ausrufen ließ, lag ihm vor Allem das Schicksal des kleinen Prinzen Heinrich V. am Herzen, weil er ihn als den Träger des Rechtes und als den von der göttlichen Vorsehung berufenen legitimen Erben des Thrones von Frankreich ansah.

Als die Großmächte den König Louis Philipp anerkannten, fühlte sich das Rechtsgefühl des Erzherzogs empfindlich verletzt, und in einem sehr interessanten Schreiben entwickelte er nach seiner Ansicht den wesentlichen Unterschied zwischen dem Roi de France und dem Roi des Français, und meinte, beide zugleich könnten sehr wohl neben einander, der Eine dem Rechte nach, der Andere im faktischen augenblicklichen Besitze bestehen.

Alles, meinte er, was die Nation konstituirt, müsse sich und werde sich an den König von Gottes Gnaden, an den Roi de France halten; aber die Bewohner der großen Städte, die Arbeiter der Manufakturen und Alle, die sich von Gott und dem göttlichen Rechte losgerissen haben, die brauchen einen König von Volkes Gnaden, den Roi des Français.

Der Erzherzog bedauerte das edle Frankreich, das sich von Paris beherrschen lasse, von der Stadt, wo der Sitz der Freimaurerei und aller Verschwörungen sei.

Aus dieser nämlichen Rechtsanschauung stimmte er auch der Handlungsweise seines Bruders Franz vollkommen bei, welcher den unglaublichen heroischen Muth hatte, den König der Franzosen, Louis Philipp, nicht anzuerkennen und seinen Gesandten, Mr. Praslin, nicht annehmen zu wollen.

Daß dieses zähe Festhalten an den alten Grundsätzen einen Sturm von Schmähungen und Verleumdungen gegen den Herzog von Modena in den Journalen hervorrief, die dem Geiste der Zeit dienten, beirrte den Erzherzog Maximilian nicht im Geringsten; denn er sprach es mehr als einmal aus, daß ihm an dem Urtheile der Welt gar nichts gelegen sei. Die Menschenfurcht, welche fast alle Menschen, auch die Hochgestelltesten, einschüchtert und bewirkt, daß man sich vor der sogenannten öffentlichen Meinung beugt, welche größtentheils nichts Anderes ist, als eine bezahlte oder leidenschaftliche Sprache eines Zeitungsschreibers, diese niedrige und charakterlose Menschenfurcht kannte Erzherzog Maximilian nicht. Er hielt sich an den Grundsatz eines weisen Mannes aus früheren Jahrhunderten: „Du wirst nicht besser, wenn Dich die Leute loben, und wirst nicht schlechter, wenn Dich die Leute tadeln; der Mensch gilt nur so viel, als er werth ist vor den Augen Gottes."

„Cara Cassandra," mit dieser Aufschrift fing er einst einen Brief an seinen Bruder Franz an, weil beide voraussahen, daß vielleicht sehr bald die Fäden aus Paris die Marionetten in Italien in Bewegung setzen würden. Um bei Zeiten vorzubeugen, machte Erzherzog Maximilian dem Kaiser Franz den Vorschlag, mit den einzelnen Staaten Italiens eine Art Konföderation abzuschließen, um mit vereinten Kräften den ungezweifelt hereinbrechenden Gefahren die Spitze bieten zu können. Der Brief an den Fürsten Metter-

nich, worin er die Einzelnheiten dieses Gedankens entwickelt, ist deßwegen besonders merkwürdig, weil aus demselben ersichtlich ist, daß, nach der Idee des Erzherzogs, bei diesem Bunde Alles vermieden werden sollte, was auf Oesterreich den Schein werfen könnte, als wolle es durch seinen Einfluß Italien dominiren. Oesterreich ist seinem Berufe nach, dem es seit Jahrhunderten treu geblieben ist, keine erobernde Macht; sondern seine edle und würdige Aufgabe ist, die Kirche und das Recht zu schützen, und sich und Andere dadurch glücklich zu machen. Es soll die Citadelle in dem Mittelpunkte von Europa sein.

Die traurige Erwartung hatte nicht getäuscht. Die Verschworenen brachen in den päpstlichen Staaten, in Modena und Parma los, und ihr Plan schien gut kombinirt; denn sie hatten überall ihre Adepten. Nur am christlichen Hofe des Herzogs von Modena und bei dem Militäre seines kleinen Staates bewahrte man die schuldige Treue fast ohne Ausnahme.

Die Revolutionspartei setzte ihre Hoffnung darauf, daß die Oesterreicher nicht den Muth haben würden, in Italien einzuschreiten, aus Furcht, daß Frankreich dadurch sich am Kampfe betheiligen könnte, was einen allgemeinen Krieg hervorrufen würde. Und in der That, als der Herzog von Modena, welcher nicht stark genug war, den verbündeten Sektirern zu widerstehen, den Marschall Frimont ersuchte, ihm mit seinen Truppen zu Hilfe zu kommen, nahm dieser Anstand, dies zu thun. Es blieb sonach dem Herzoge nichts Anderes übrig, als sich mit seinen treuen Truppen über den Po nach Oesterreichisch-Italien zurückzuziehen.

Als diese Nachrichten nach Wien kamen, wo späterhin der Herzog selbst eintraf, hatte den Erzherzog Maximilian die Bruderliebe angetrieben, dem bedrängten Bruder Hilfe zu bringen. Nach eingeholter Zustimmung Sr. Majestät des Kaisers Franz eilte er mit Blitzesschnelle nach Mailand, besprach sich, der Weisung des

Kaisers gemäß, mit General Frimont und kombinirte mit ihm die Besetzung von Modena. Nach dem Aufenthalte eines einzigen Tages zu Mailand reiste er nach Este, wo die modenesischen Truppen standen, musterte und begeisterte sie, um vereint mit den österreichischen Soldaten nach Modena zurückzukehren.

Der Erzherzog war voll Freude darüber, daß der Kaiser von Oesterreich den Muth hatte, ohne die Stellung des revolutionären Frankreich zu achten, nicht bloß seinen Verwandten, den Fürsten Italiens, sondern vorzugsweise dem heiligen Vater zu Hilfe zu eilen, und mit seinen tapferen Truppen die dortigen revolutionären Bewegungen zu unterdrücken. Als Vergeltung für eine solche That, die eines katholischen Imperators und eines Beschützers der Kirche würdig war, hoffte der Erzherzog, daß sie den Segen Gottes über Oesterreich und das ganze österreichische Kaiserhaus herabziehen werde, und er sah sich in dieser Hoffnung mit freudigem Herzen auch dadurch bestärkt, daß gerade um diese Zeit der Kronprinz, zugleich neugekrönter König von Ungarn, sich mit der königlichen Prinzessin Maria Anna von Piemont, der Nichte des Erzherzogs, vermählt hatte, weil derselbe dafür hielt, von dem Einflusse dieser tugendhaften, charakterfesten und geistreichen Fürstin am österreichischen Hofe große und wichtige Dinge erwarten zu dürfen.

Die Befestigung der Stadt Linz begonnen und vollendet.

In den ersten Tagen des Monats Februar 1831 hatte Kaiser Franz den Entschluß gefaßt, die Stadt Linz nach dem vom Erzherzoge Maximilian entworfenen Plane befestigen zu lassen, und die Ausführung dieses Werkes demselben mit so unbeschränktem Vertrauen übertragen, daß der Erzherzog den Bau der Thürme auf eigene Rechnung in der Art übernahm, daß ihm für jeden Thurm die Summe von 60.000 fl. in vierperzentigen Bankobligationen angerechnet, und von dem Gesammtbetrage eine Abschlagszahlung in monatlichen Raten von 100.000 fl. ausgefolgt werden sollte.

Der Erzherzog konnte leicht vorausſehen, daß bei einer so ungeheuren Unternehmung, welche er in der kurzen Frist von achtzehn bis zwanzig Monaten zu vollenden hoffte, seine Privatkasse wohl in's Mitleiden gezogen werden dürfte. Das war jedoch für ihn kein Abhaltungsgrund. Es war eine Eigenthümlichkeit seines Charakters, daß er auf zeitlichen Gewinn oder Verlust nicht achtete, wenn es sich um die Erreichung eines großen Zweckes handelte, und deßwegen übernahm er diesen Bau mit edler Opferwilligkeit in der Ueberzeugung, daß durch die Ausführung seines

Kaiſers gemäß, mit General Frimont und kombinirte mit ihm die Beſetzung von Modena. Nach dem Aufenthalte eines einzigen Tages zu Mailand reiſte er nach Eſte, wo die modeneſiſchen Truppen ſtanden, muſterte und begeiſterte ſie, um vereint mit den öſterreichiſchen Soldaten nach Modena zurückzukehren.

Der Erzherzog war voll Freude darüber, daß der Kaiſer von Oeſterreich den Muth hatte, ohne die Stellung des revolutionären Frankreich zu achten, nicht bloß ſeinen Verwandten, den Fürſten Italiens, ſondern vorzugsweiſe dem heiligen Vater zu Hilfe zu eilen, und mit ſeinen tapferen Truppen die dortigen revolutionären Bewegungen zu unterdrücken. Als Vergeltung für eine ſolche That, die eines katholiſchen Imperators und eines Beſchützers der Kirche würdig war, hoffte der Erzherzog, daß ſie den Segen Gottes über Oeſterreich und das ganze öſterreichiſche Kaiſerhaus herabziehen werde, und er ſah ſich in dieſer Hoffnung mit freudigem Herzen auch dadurch beſtärkt, daß gerade um dieſe Zeit der Kronprinz, zugleich neugekrönter König von Ungarn, ſich mit der königlichen Prinzeſſin Maria Anna von Piemont, der Nichte des Erzherzogs, vermählt hatte, weil derſelbe dafür hielt, von dem Einfluſſe dieſer tugendhaften, charakterfeſten und geiſtreichen Fürſtin am öſterreichiſchen Hofe große und wichtige Dinge erwarten zu dürfen.

Die Befestigung der Stadt Linz begonnen und vollendet.

In den ersten Tagen des Monats Februar 1831 hatte Kaiser Franz den Entschluß gefaßt, die Stadt Linz nach dem vom Erzherzoge Maximilian entworfenen Plane befestigen zu lassen, und die Ausführung dieses Werkes demselben mit so unbeschränktem Vertrauen übertragen, daß der Erzherzog den Bau der Thürme auf eigene Rechnung in der Art übernahm, daß ihm für jeden Thurm die Summe von 60.000 fl. in vierperzentigen Bankobligationen angerechnet, und von dem Gesammtbetrage eine Abschlagszahlung in monatlichen Raten von 100.000 fl. ausgefolgt werden sollte.

Der Erzherzog konnte leicht vorausſehen, daß bei einer so ungeheuren Unternehmung, welche er in der kurzen Frist von achtzehn bis zwanzig Monaten zu vollenden hoffte, seine Privatkasse wohl in's Mitleiden gezogen werden dürfte. Das war jedoch für ihn kein Abhaltungsgrund. Es war eine Eigenthümlichkeit seines Charakters, daß er auf zeitlichen Gewinn oder Verlust nicht achtete, wenn es sich um die Erreichung eines großen Zweckes handelte, und deßwegen übernahm er diesen Bau mit edler Opferwilligkeit in der Ueberzeugung, daß durch die Ausführung seines

Planes seinem lieben Oesterreich ein wesentlicher Dienst zu dessen Sicherung in möglicher Gefahr geleistet werde.

Von dem blitzschnellen Ausfluge nach Mailand, wohin ihn die Liebe zu seinem durch die Revolution sehr bedrängten Bruder für einen Tag gerufen hatte, um den General Frimont zum unverweilten Einrücken in Modena zu bestimmen, zurückgekehrt, eilte er nach Linz, zur Ausführung seines großen Werkes.

Obwohl es nicht unsere Aufgabe ist, den Bau der Befestigungsthürme im Detail zu beschreiben, so dürfen wir doch einige Einzelnheiten nicht mit Stillschweigen übergehen.

Vor Allem meinte der Erzherzog, nach seinen altchristlichen Grundsätzen, an Gottes Segen wäre Alles gelegen, und deßwegen veranlaßte er eine feierliche Grundsteinlegung und Einweihung desselben. Ganz nahe vor dem Platze, wo in Wirklichkeit der erste Stein zu den Mauern der Thürme war gelegt worden, ließ der Erzherzog unter dem großen, auf Säulen gestellten Dache eines Thurmes eine schön geschmückte Kapelle herrichten, worin das heilige Meßopfer sollte dargebracht werden. Ein anderes Thurmdach mußte dazu dienen, daß sich unter demselben die Damen, die Offiziere und die höher gestellten Personen versammeln sollten.

Es war am 8. April, an einem Sonntage, wo der hochwürdigste Bischof die Weihe vornehmen sollte.

Beinahe die halbe Stadt Linz war zugegen. Unter dem hölzernen Zelte wurde der Akt unterschrieben, der, wie es bei solcher Gelegenheit gebräuchlich ist, in eine Röhre von Blech verschlossen und in die Höhlung des Grundsteines gelegt werden sollte.

Der Bischof brachte mit großer Assistenz das heilige Meßopfer dar, wobei die Soldaten sangen; das aufgestellte Bataillon vom Regimente Erzherzog Karl gab die Salven, und von dem

alten Festungsthurme herab antwortete der Kanonendonner. Hierauf ging man in Prozession in den Thurm, die Männer stiegen hinab, wo der Grundstein lag, die Frauen blieben oben. Nachdem der Grundstein mit den üblichen Zeremonien geweiht war, kehrte man zur Kapelle zurück, wo der Bischof im Freien eine Predigt hielt und zuletzt den Segen gab.

Alles hatte das Aussehen, wie bei einer Mission in Amerika. Man war erbaut und erfreut.

Zum Schlusse ritt der Erzherzog und die Offiziere zum Thurme auf dem Freienberge hinaus. Die andern Eingeladenen kamen in Wagen dahin. Man versammelte sich unter einem Zelte, ergötzte sich an der prachtvollen Aussicht, und zum Schlusse war eine glänzende Tafel für 50 Personen im schön geschmückten Wehrstocke des Thurmes.

Die Kapelle blieb stehen auch für die spätere Zeit, und an den Sonn- und Festtagen wurde daselbst für die Arbeiter Vor- und Nachmittag der Gottesdienst gefeiert, und eine deutsche und eine böhmische Predigt gehalten.

Von dieser Zeit an bis zum 28. Oktober ward rastlos an dem Festungsbaue gearbeitet, fast bei allen Thürmen zugleich.

Nur aus dem Grunde, weil der Erzherzog schon so lange vorher alle Punkte genau bezeichnet hatte, an welchen die Thürme gebaut werden sollten, weil er die Erd- und Bauarbeiten mit großer Umsicht im Vorhinein bestimmte, und weil die Offiziere und Kanoniere, unter deren Leitung die Arbeiter standen, sehr taugliche Leute, und in Bezug auf den Thurmbau bereits vollkommen eingeschult waren, schien es möglich, daß dieser ausgedehnte Bau so rasch vorwärts schreiten konnte.

Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit das organisirende Talent des Erzherzogs, und es war in der That bewunderungswürdig, daß bei einer Zahl von 2000 bis 4000 Arbeitern, bei einer so großen

Mannigfaltigkeit der Geschäfte und bei so vielerlei örtlichen Hindernissen, welche alle beseitigt werden mußten, nie eine Unordnung entstand, sondern daß die Arbeitskräfte so klug und einsichtsvoll verwendet wurden, daß in kurzer Zeit ein Thurm nach dem andern gleichsam aus der Erde hervorwuchs, und vor dem Eintritte des Winters das große Werk fast schon zur Hälfte in's Leben gerufen war.

Nur ein einziger Thurm, mit Nummer 31 bezeichnet, war durch die Nachlässigkeit der von Wien gekommenen Maurer, denen man zu viel Vertrauen geschenkt, so leichtfertig gebaut, daß der Erzherzog, welcher sich nicht auf Andere verließ, sondern Alles persönlich in Augenschein nahm, denselben ohne Verzug niederreißen und auf's Neue aufbauen ließ. Der Schaden, den er tragen mußte, war bedeutend, er belief sich gegen zehntausend Gulden, und vielleicht hätte man auch durch Reparatur abhelfen können. Es war aber die Eigenthümlichkeit des Erzherzogs, daß er stets gewohnt war, seine einmal gefaßten Pläne vollkommen auszuführen, ohne auf den Kostenpunkt viel Rücksicht zu nehmen.

In den letzten Tagen des Monats Juli 1832 kam Se. Majestät der Kaiser Franz auf der Rückreise aus Italien nach Linz. Der Erzherzog empfing ihn mit rührenden und überraschenden Festlichkeiten, und zeigte ihm den ganzen Stand des befestigten Lagers; die Geschützversuche, welche bewiesen, daß es dem Feinde nicht leicht sein würde, die Linien zu durchbrechen, überzeugten den Kaiser so sehr von der Zweckmäßigkeit der Befestigung, daß er die angeregten Zweifel in Betreff des linken Donauufers ganz zu Gunsten des Erzherzogs entschied.

Gegen das Ende des Jahres 1832 war die Thurmkette, welche die Stadt Linz einschloß und eine ganze Armee unter ihrem Schutze aufnehmen konnte, ziemlich vollendet. Am rechten Ufer der Donau sind 22 Thürme, eine Warte und eine Klause. Der erste Thurm steht an der Hauptstraße von Linz nach Ebelsberg, die

andern umgeben die Stadt in einem Umkreise von beiläufig zwei Stunden. Die Warte und die Klause sperren die Poststraße, welche von Efferding kommt. Am linken Donauufer sind nur 10 Thürme, zwei Batterien, eine Warte und eine Klause, welche die Commercialstraße von Ottensheim sperren. Nun folgen die fünf Thürme und eine Warte als Befestigung des Pöstlingberges, der das eigentliche Kastell des Ganzen ist. Zwei Thürme ziehen sich gegen den Haselgraben herab, zwei andere schließen sich an die Donau und sind gegen die aus Böhmen kommende Poststraße gerichtet, und die zwei letzten liegen auf dem Terrain, wo sich die Donau in einem Halbkreise gegen die Einmündung des Traunflusses biegt und schließen bis an den Thurm Nr. 1 den ganzen Kreis der Thurmkette ab.

Erzherzog Ferdinand, welcher mittlerweile zum Militär- und Civil-Statthalter von Galizien ernannt wurde, hatte seinen Bruder Maximilian aufmerksam gemacht, Sorge zu tragen, daß er bei dem Baue der Befestigungsthürme nicht gar zu großen Schaden an seinem Privatvermögen erleide, weil es kein Geheimniß war, daß Erzherzog Maximilian nicht viel auf's Geld schaue, wenn es sich darum handelte, ein Werk durchzuführen.

Um den Bruder zu beruhigen, erwiederte Erzherzog Maximilian: „Es wird Dir angenehm sein, einen Ueberblick zu haben über die Kosten beim Baue der Thürme. Ich gebe ihn Dir mit folgenden Worten: Die Gesammtkosten des Baues für das Aerar des Staates betragen bis zum 3. November 1832 nach einer Arbeit von 22 Monaten mit Einschluß der Befestigung des Pöstlingberges, welche nicht auf meine Rechnung gemacht wurde, die Summe von 1,215.393 Gulden.

Das Opfer, welches ich für das Beste des Staates bis zur Vollendung dieses Werkes aus eigenem Vermögen gebracht habe, beläuft sich ungefähr auf 100.000 Gulden. Wenn ich jedoch davon 40.000 Gulden abschlage, welche ich auf das Mißgeschick beim Thurme

Nr. 31 und auf Geschenke und Liebesgaben für die Arbeiter und die Kranken ausgegeben habe, so bleiben eigentlich nur 60.000 Gulden als mein Verlust bei diesem Baue, welcher Verlust überdies nur durch das Sinken des Kurses der Obligationen, mit denen das Aerar zahlte, herbeigeführt worden ist."

Fürwahr eine großartige Rechnung.

Wie wichtig diese vom Erzherzoge Maximilian erdachte und ausgeführte Art und Weise einer Befestigung durch solche Thürme zu ihrer Zeit gewesen ist, beweiset der Umstand, daß dieselbe in andern Ländern sowohl als in Oesterreich oftmals nachgeahmt worden ist, und überdies auch das Urtheil des im Kriege ergrauten französischen Marschalls Marmont, welcher eigens nach Linz kam, um diese Befestigung zu sehen, und der die Ehre hatte, daß Se. königliche Hoheit der Erzherzog ihn persönlich herumführte, obwohl der Erzherzog in einem vertraulichen Briefe sagte: „Was ich für die Hauptsache und für das Wichtigste halte, nämlich die neue Gestaltung der Lafetten und die Drehbarkeit des Geschützes, die habe ich dem Marschall nicht gezeigt."

Nach Vollendung dieses Unternehmens reiste der Erzherzog nach Wien zurück, nachdem er im Laufe des Jahres manche betrübende Ereignisse erlebt hatte, als da sind: die revolutionären Zustände in Italien, das Hinscheiden seiner Schwester, der verwitweten Königin von Piemont, und den Todesfall seines Erziehers, des Generals Adam Keller, welcher auf eine sehr erbauliche Weise im neunundachtzigsten Jahre seines Alters in Wien verstorben ist.

Die drei erlauchten Brüder setzten ihm ein Grabmonument mit der Inschrift:

„Die Erzherzoge von Oesterreich-Este, Franz, Ferdinand und Maximilian, setzen dieses Denkmal ihrer innigsten Dankbarkeit dem liebevollen Erzieher ihrer Jugend, dem treuesten Freunde ihres Mannesalters."

Beschäftigung und Pläne.

Obschon der Erzherzog seinem Versprechen gemäß bis zum Schlusse des Jahres 1832 den auf seine Rechnung übernommenen Bau der Thürme zu Linz auf dem rechten Donauufer vollendet hatte, so blieb doch auch für das Jahr 1833 ein großes Stück Arbeit übrig, nämlich die Vollendung der Thürme auf dem linken Donauufer und die Befestigung des Pöstlingberges. Diesen Bau zu leiten und zu überwachen, war ein Theil der Beschäftigung des Erzherzogs Maximilian während des Jahres 1833. Es wurden hiezu fortwährend zwei- bis dreitausend Arbeiter verwendet. Es mußten besonders auf dem Pöstlingberge Granitfelsen gesprengt, Brunnen gegraben, und mehrere andere beschwerliche Aufgaben gelöst werden.

Bei dem Sprengen einer Felsenmine hat Gott das Leben des Erzherzogs auf wunderbare Weise geschützt. Ohne zu wissen, daß die Sprengung vorgenommen wurde, führte ihn sein Weg ganz in die Nähe der Mine, bis man ihm zurief, einzuhalten. Doch es war schon zu spät. Die Mine entlud sich und schleuderte einen Stein von achtzig Pfund Schwere in seine Nähe, während eine Arbeiterin von einem andern Steine getroffen, so schwer verletzt wurde, daß sie den Geist aufgab. Es war dies, so viel bekannt, das einzige Menschenleben, welches bei diesem großen Baue zu Grunde gegangen.

Außer dem Baue gab aber auch die Ausrüstung der Thürme sehr viel zu thun. Es waren hiezu 400 schwere Geschütze erforder-

er ſeinen Unwillen über die Verſchwendung durch einen ſo zierlichen Bau mit den Worten: „Dieſe Werke kommen mir vor, wie die Schminke auf einem alten Huſarengeſicht.“

Um ſich in ſeinen Anſichten noch feſter zu begründen und ſeine Kenntniſſe hierin noch zu erweitern, machte er im März 1833, mit Zuſtimmung des Kaiſers Franz und mit Vermeidung alles Aufſehens, einen kurzen Ausflug nach Bregenz. In Begleitung ſeines Adjutanten, des Oberlieutenants Hranaky, nahm er die dortige Gegend und die Lage der Gebirge in Augenſchein.

„Nachdem ich die heilige Meſſe gehört hatte,“ ſchreibt er, „welcher ich glücklicher Weiſe jeden Tag auf der Reiſe beiwohnen konnte, ging ich, nach einer Fahrt von einer Stunde, durch neun Stunden zu Fuß; Eine ausgenommen, wo wir in einem Bauernhauſe zu Mittag ſpeiſten. Dieſer Ausflug über ziemlich hohe und mitunter ſteile Berge war mir zu meinem Zwecke ſehr dienlich und ſehr angenehm, obwohl der Schnee einen halben Fuß tief war; denn auf dem Schnee geht man leicht; die Luft war milde und ich hatte eine weite Ausſicht. Ich befinde mich dabei ganz wohl, und Hranaky, der mich begleitet, hält Alles aus, iſt immer guter Laune und hat Intereſſe für meine Pläne.“

„Nachdem ich meine Ausflüge werde beendet haben, kehre ich über den Arlberg nach Innsbruck und Linz zurück. Die Lage von Bregenz am Konſtanzer See iſt überaus angenehm, aber ich habe nichts von ſeinen ſchönen Ufern geſehen; ich habe keinen Fuß in ein Boot geſetzt, weil ich die ganze Zeit, die ich hier verweilte, bloß den Geſchäften gewidmet habe, und ich hätte mir beinahe einen Vorwurf gemacht, auch nur einen halben Tag zu meinem Vergnügen, oder zur Befriedigung der Neugierde verwendet zu haben; ich war zwar verſucht, eine Fahrt auf dem See zu machen, da ich nun ſchon einmal hier bin, ich habe es mir jedoch nicht geſtattet, denn man muß die Zeit auf beſſere Weiſe benützen.“

„Dieſer Ausflug hat mir gedient, den Plan in ein klareres Licht zu ſetzen, wie ein Armeekorps, welches zu Bregenz einen feſten Stützpunkt hätte, den ganzen Keſſel des Nieder-Rheins beherrſchen, Tirol gegen den aus der Schweiz eindringenden Feind ſchützen würde, und auf dem kürzeſten Wege über den Splügen nach Lecco in's Thal Valtelina gelangen könnte, wo ebenfalls die Errichtung eines befeſtigten Lagers in Antrag ſteht."

Ein Plan ganz verſchiedener Art beſchäftigte den Erzherzog zur nämlichen Zeit. Es war der Gedanke an die Erziehung und Ausbildung des zweitgebornen Sohnes ſeines Bruders Franz. Er ſchreibt hierüber an den Erzherzog Ferdinand: „Es thut meinem Herzen wohl, zu vernehmen, daß Bruder Franz mit der Ausbildung ſeines erſtgebornen Sohnes ſo zufrieden iſt. Wir dürfen aber auch nicht vergeſſen, daß er ſchon fünfzehn Jahre alt iſt; das iſt keine Kleinigkeit. Er hat den Beruf, einſt Fürſt von Modena zu ſein, deßwegen iſt es billig, daß er ganz Modeneſer werde. Auch ſein phyſiſches Temperament paßt für Italien. Er iſt beſtimmt, dort zu leben, er wird in ſeinem Elemente ſein. Dagegen iſt der zwölfjährige Ferdinand noch ſo zu ſagen ein Kind, und jedenfalls iſt er nicht beſtimmt, zu Modena zu bleiben. Sein Bruder, wenn er einſt Souverain ſein wird, bedarf ſeiner Gegenwart nicht und Dando hätte dann zu Modena keine Lebensaufgabe. Zudem hat er ein nervöſes Temperament, und das italieniſche Klima taugt nicht ſo gut für ihn. Doch verſprechen ſeine guten Anlagen, daß er einſt viel zu leiſten im Stande ſein wird; darum iſt es hohe Zeit, für ſeine Ausbildung zu ſorgen."

„Alle dieſe Betrachtungen haben in meinem Herzen den Wunſch rege gemacht, daß Franz mir den kleinen Ferdinand zur Erziehung anvertrauen möchte. Ich würde mich mit allem Ernſte damit befaſſen; ich habe die Zeit und die Mittel dazu, und die Lehrer, die nöthig ſind, würde ich wohl finden. Ich habe dieſe Gedanken in

einem Briefe an den Bruder Franz leise angedeutet. Ich weiß zwar, daß es ihm und seiner Gemalin sehr schwer ankommen würde, sich von Dando zu trennen; aber ich würde gleichsam auf's Neue aufleben, wenn ich den Kleinen an meiner Seite hätte, und ich könnte ihn mit aller Sorgfalt zu dem Stande heranbilden, wozu er Beruf hat, sei es der geistliche, sei es der Militärstand; auch wenn er sich verheiraten wollte, könnte ich ihm nützlich sein. Kurz, er würde jedenfalls jenseits der Alpen, wohin, wie es mir scheint, in der Zukunft sein Beruf ihn führen wird, an mir einen zweiten Vater finden."

Der Wunsch des Erzherzogs ging nur zur Hälfte in Erfüllung; die göttliche Vorsehung führte den jungen Erzherzog einige Jahre später in das Haus seines Onkels Ferdinand nach Galizien.

Nebst dem Obengenannten tauchte in diesem Jahre auch ein anderer Plan in dem Herzen des Erzherzogs auf, der gleichsam einen Mittelpunkt bildet zwischen seinen früheren Lebensanschauungen und seiner späteren christlichen und kirchlichen Thätigkeit.

Seit seiner Jugend war dieser glaubensstarke Fürst der Gesellschaft Jesu zugethan; er lieh den vielerlei Verdächtigungen und Verleumdungen gegen diesen Orden niemals ein geneigtes Ohr; ja es schien ihm vielmehr ein sicheres Zeichen, daß in demselben durch Gottes Gnade noch der wahre kirchliche Geist wehe, da ihm überall widersprochen wird.

Als einst der durch seine ausgezeichneten Schriften berühmte Historiograph Friedrich Hurter dem Erzherzoge erzählte, daß einer seiner Söhne Offizier und der andere Jesuit sei, gab ihm dieser zur Antwort: „Sie werden beide auf der Bresche stehen müssen."

Diese Liebe des Erzherzogs zur Gesellschaft Jesu, welche die Aufgabe hat, im Kampfe gegen die Feinde der Kirche in erster Linie zu stehen, gab sich in seinem bisherigen Leben, das nebst dem persönlichen praktischen Christenthume doch größtentheils nur seinen

militärischen Berufe geweihet war, dadurch zu erkennen, daß er an den Schicksalen derselben bei ihrer grausamen Vertreibung aus Rußland, bei ihrer Aufnahme in Oesterreich, bei ihrer Wiederherstellung in fast allen Ländern der Welt warmen Antheil nahm. Er belobte deßhalb, wie schon in früheren Abschnitten bemerkt wurde, seinen gleichgesinnten Bruder, welcher in seinen Staaten der Gesellschaft Jesu Gelegenheit gab, durch Leitung der Schulen und Convicte thätig zu sein.

Das erste Zeichen im Leben des Erzherzogs, daß er persönlich durch die apostolische Thätigkeit dieses Ordens für das Wohl der Seelen zu wirken im Sinne habe, finden wir in einem Briefe vom 22. November 1833, welchen ich mir erlaube, im Auszuge folgen zu lassen:

„Carissimo Ferdinando! Schon seit dem vergangenen Jahre kam es mir in den Sinn, daß Linz eine Stadt wäre, wo die Jesuiten, welche dermal in Graz ein Noviziat haben und (wie ich von Dir erfuhr,) ein Haus brauchen, um ihre Novizen in den philosophischen Studien auszubilden, sich in dieser Absicht niederlassen könnten. Die Zuneigung, die ich für Linz habe, wo ich bereits eingebürgert bin, erweckte in mir diesen Wunsch; ich hoffte, von ihrer Gegenwart selbst Nutzen zu ziehen; der Bischof ist ihnen wohlgeneigt und mir schien, daß ein Institut der Jesuiten für einen großen Waffenplatz, wie hier, sehr passend wäre, weil zu allen Zeiten die Jesuiten einen günstigen Einfluß auf das Militär hatten, und die Soldaten ihnen zugeneigt waren. Der heilige Ignatius war selbst Soldat und zwar ein tapferer Soldat; und eine Wunde, die er erhielt, war sogar die Veranlassung, daß die Gesellschaft Jesu gestiftet wurde."

„Ueberdies schien mir Linz für sie sehr gelegen, um auch auf andere Provinzen Einfluß zu nehmen, und es ist wünschenswerth, daß sie sich ausbreiten; zudem ist das hiesige Volk sehr zur Andacht

geneigt; auch besteht hier eine Fundation für eine gewisse Anzahl von Jünglingen aus Schweden, Dänemark und Mecklenburg, um ihnen eine katholische Erziehung zu geben, und sie dann in ihre Länder zurückzuschicken. Zu dieser Fundation, welche Nordicum heißt, gehört ein schönes Haus, und sie wurde einst von Jesuiten geleitet. Nach ihrer Aufhebung hat Alles der Religionsfond verschlungen, und es werden Stiftplätze im Convicte zu Kremsmünster daraus bezahlt. Diese Fundation, die dermal ihrem Zwecke nicht entspricht, sollte, nach meiner Ansicht, den Jesuiten zurückgegeben werden, durch welche sie eine nützliche Beschäftigung und zugleich Unterhalt bekämen."

„Um diesen Plan in's Werk zu setzen, ist vor Allem nothwendig, ein Locale zu finden, um sie unterzubringen."

„Das erste wäre natürlich ihr altes schönes Collegium; dieses wäre aber nicht zu erhalten, weil es zu einer Kaserne verwendet ist, und die daran stoßende Kirche als Kathedrale dient. Ich dachte an das alte Gebäude des Nordicum; aber die Frau, welche es besitzt, will es um keinen Preis verkaufen."

„Das Kloster der Karmeliten schiene auch verwendbar, aber jetzt nimmt dieser Orden selbst wieder zu, und die Jesuiten haben mit Recht Abscheu, einen andern Orden zu verdrängen."

„Da andere Gebäude für eine Klostergemeinde hier nicht zu finden sind, so kam mir der etwas bizarre Gedanke, welcher aber nicht unausführbar ist, in den Sinn, dieselben in dem von mir zuerst gebauten Thurme — einzuquartieren, und zu diesem Behufe zwei Stockwerke aufzusetzen und an der Seite desselben eine große Kapelle zu bauen."

„Die Lage ist sehr schön, sehr gesund, die Luft sehr gut, das Wasser rein, die Felder, welche den Thurm umgeben, sind ausgedehnt, zum Theil als Garten hergerichtet. Der Berg, auf dem der Thurm steht, ist zwar hoch, aber nicht weit von der Stadt, die

Kirche würde für die Bewohner in den benachbarten Häusern dienen, und die Wohnung der Jesuiten wäre zwar etwas absonderlich und beengt, aber bequem, gesund, mit frischer Luft von allen Seiten; sie müßte übrigens erst gebaut und könnte erst nach zwei Jahren bezogen werden."

„Ich habe diesen Gedanken dem P. Beckx, Beichtvater der Herzogin von Anhalt-Köthen, mitgetheilt. Er ging darauf ein, muß aber an seinen General geschrieben haben; denn er äußerte sich später in einer solchen Weise hierüber, daß ich leicht abnahm, der P. General halte diese Idee nicht für ausführbar."

„Ich gebe aber den Plan nicht ganz auf. Indessen brauchen die Jesuiten schon jetzt ein Lokal, wo ihre jungen Leute Philosophie studiren können; da fiel mir ein, daß ihr altes Collegium in der Stadt Steyer dienlich sein könnte. Es sind zwar die Hauptschulen darin und die Kirche ist Pfarrkirche; aber der Bischof, welcher sehr wünscht, die Jesuiten in seiner Diöcese zu haben, sagt mir, die Pfarre könnte in die leerstehende Dominikanerkirche übertragen und für die Schulen ein anderes Lokal gefunden werden. Steyer ist ein gutes Städchen, und in dessen Nähe wohnen die eigentlichen Notablen, die reichen Sensenschmiede, gerade, biedere, religiöse Leute. — Den ersten Antrag an den Kaiser sollte wohl der Bischof machen; wenn er aber nicht den Muth haben sollte, so hätte ich keinen Anstand, es selbst zu thun. Man wird zwar tausend Schwierigkeiten machen, aber gegen diese muß man kämpfen, am Ende wird mit der Hilfe Gottes doch Alles gehen."

Zum Schlusse dieses Abschnittes muß noch mit zwei Worten von einem Plane Erwähnung geschehen, den zwar nicht der Erzherzog gemacht, der aber Anlaß gab, die demüthige Gesinnung desselben in's Licht zu stellen.

Der Kaiser Franz hatte den Erzherzog Maximilian, auf dessen Klugheit und redliche Gesinnung er sich verlassen konnte, auserwählt,

um die Leitung eines ſehr wichtigen Landtages in Siebenbürgen auf ſich zu nehmen. Der Erzherzog war durch dieſe Berufung in nicht geringe Verlegenheit geſetzt. Einerſeits war er voll der Bereitwilligkeit, ſich allen Wünſchen Sr. Majeſtät des Kaiſers zur Verfügung zu ſtellen, und nach ſeinem militäriſchen Charakter hielt er den Gehorſam für die erſte Pflicht; andererſeits hatte er eine ſo geringe Meinung von ſich ſelbſt, daß er ſich durchaus nicht für geeignet hielt, eine ſolche Aufgabe auf würdige Weiſe zu löſen, um ſo mehr, da er der ungariſchen Sprache nicht mächtig war, da ferner die Perſonen, mit denen er vor 24 Jahren in Siebenbürgen vertraut umging, großentheils vom dortigen Schauplatze abgetreten waren, und er endlich in Leitung politiſcher Geſchäfte nicht genügend eingeweiht war. Er zog ſonach die Frage, ob er dieſe Miſſion annehmen ſolle, in ernſte Berathung und knieend vor dem Bilde des Gekreuzigten faßte er den Entſchluß, unter Darſtellung ſeiner Gründe, ſich bei Sr. Majeſtät zu entſchuldigen.

Der Kaiſer billigte dieſe Weigerung und trug den Vorſitz bei dem gedachten Landtage, ſtatt des Erzherzogs Maximilian, dem Bruder desſelben, dem Erzherzoge Ferdinand auf.

Erholung.

Von dem Liebesjünger des Herrn, dem heiligen Johannes Evangeliſt erzählt man, daß er ſich manchmal mit einem Lamme ſcherzend ergötzte. Ein Kriegsmann, den Pfeil und Bogen in der Hand, wunderte ſich darüber, als nicht paſſend für den Ernſt eines Apoſtels. Hierauf fragte ihn der Heilige: Warum haſt Du den Bogen nicht geſpannt? Darauf erhielt er die Antwort: Wenn ich den Bogen die ganze Zeit geſpannt hielte, ſo würde die Sehne ihre Kraft verlieren.

Auch für den Erzherzog Maximilian war es vernünftig, daß er manchmal ſeinen Geiſt zerſtreute. Unter den hochgeſtellten Fürſten laſſen ſich vielleicht nur wenige finden, welche einen ſo außerordentlichen Werth auf die Benützung der Zeit legen, wie dies bei unſerm erlauchten Erzherzoge der Fall war. Die Geſchäfte, welche ihm die göttliche Vorſehung zugewieſen hatte, oder zu welchen ihn die heilige Liebe und ſein Eifer für die Verherrlichung Gottes aufforderten, verrichtete er mit ſeltenem Eifer, ohne ſich Ruhe zu gönnen.

Sein Leben, ſeine Thaten, ſeine Reiſen, ſeine Studien, ſeine religiöſen Uebungen, ſeine Bauten, ſeine Experimente, ſeine neuen Erfindungen, ſein weitläufiges militäriſches Werk, ſeine unzähligen

Briefe, die Sammlungen, welche er Jahre lang fortsetzte, geben darüber ein laut sprechendes Zeugniß.

Es war daher nicht bloß billig, sondern sogar nothwendig, einen Theil seiner Zeit zur Erholung und zur Stärkung seines Geistes und seiner Körperkräfte zu verwenden.

Außer den Hoffesten, an denen er als kaiserlicher Prinz Theil nehmen mußte, besuchte er in der früheren Zeit manchmal, wiewohl selten, die öffentlichen Schauspiele und Festlichkeiten. Aber schon damals that sich bei solchen Anlässen seine ernste christliche Gesinnung kund; so zum Beispiel zeichnete er eigens auf, daß auf einem Balle, welchen Lord Steward, der englische Gesandte in Wien gab, beim Souper, das erst nach Mitternacht servirt wurde, nur Fastenspeisen aufgesetzt wurden, weil der folgende Tag ein Freitag war.

Wenn er aber späterhin bei Festlichkeiten erschien oder sie mehrmals veranstaltete, so lag denselben allzeit ein edles, wohl auch ein geheiligtes Prinzip zu Grunde, so wie er zur Lebenszeit seiner theueren Mutter jeden Anlaß benützte, derselben durch eine Ueberraschung oder geistvoll angeordnete Darstellung seine kindliche Liebe zu bezeigen und so das Gesetz des Herrn zu erfüllen.

Nachdem er in den Besitz von Ebenzweyer gelangt war, und das kleine Häuschen, das er vorfand, in ein sehr ansehnliches Schloß umgestaltet hatte, welches seiner Lage nach einen ungemein schönen Landsitz bildete, war der oftmalige Besuch desselben und sein Aufenthalt daselbst eine seiner vorzüglichsten Vergnügungen. Und obwohl ihm, der ein Feind des Aufenthalts in großen Städten war, die Stille und Ruhe daselbst und der Anblick der schönen Natur das Liebste war, so wußte er doch daselbst aus Liebe und Rücksicht für Andere, die schönsten und edelsten Freuden der Geselligkeit und des Landaufenthaltes in's Leben zu rufen und Anderen

fröhliche Stunden und Tage zu bereiten, was für sein liebendes Herz die größte Erholung war.

Alle Jahre im Herbst veranstaltete er mehrmals kleinere oder größere Jagden. An den letzteren nahm der Erzherzog gewöhnlich Theil. „Du weißt," schreibt er an seinen Bruder, „ich bin kein besonderer Freund der Jagd. Das Warten auf dem Anstande ist mir nicht sympathisch, darum nehme ich auch die Zeitung mit. Aber meine Leute sind passionirte Jäger; es macht ihnen Freude, wenn ich dabei bin."

Der Erzherzog hatte ein sehr scharfes Auge und zielte so richtig, daß er bei den Schießübungen mit achtzehnpfündigen Kanonen, wenn er dieselben persönlich gerichtet hatte, das Ziel genau traf, und die Kugeln bei wiederholten Schüssen nicht selten bloß mit der Abweichung von einem Viertelzoll auf dem nämlichen Punkte einschlugen. Auf den Jagden aber machte er oft zwanzig Schüsse, ohne ein Wild zu erlegen; hatte er aber einen Hasen oder sonst ein Thier getroffen, so warf er das Gewehr weg und fuhr nach Hause. Er hatte Mitleiden mit dem gejagten Wilde.

Beim Vorbeiziehen des Wildes legte er zwar jederzeit die Büchse an, konnte es jedoch meistens nicht über sich gewinnen, loszudrücken und das Wild zu tödten. „Du armes Thier," rief er aus und freute sich, ihm das Leben erhalten zu haben.

„Einer meiner Kammerherren," schreibt der Erzherzog von Ebenzweyer, „ist noch immer hier, um Auerhähne zu schießen, ein Triumph der Jäger, den sie sehr hoch achten. Er hatte die Ausdauer, sechs Nächte auf den Bergen in der Nähe des Traunsteines zuzubringen, indem er auf Mittag immer nach Hause kam, und Nachmittags wieder hinging. Gestern brachte er endlich zwei große Auerhühner; zwei andere hatten die Jäger geschossen. — Ich gestehe es, daß ich nicht begreife, wie man daran Geschmack

Briefe, die Sammlungen, welche er Jahre lang fortsetzte, geben darüber ein laut sprechendes Zeugniß.

Es war daher nicht bloß billig, sondern sogar nothwendig, einen Theil seiner Zeit zur Erholung und zur Stärkung seines Geistes und seiner Körperkräfte zu verwenden.

Außer den Hoffesten, an denen er als kaiserlicher Prinz Theil nehmen mußte, besuchte er in der früheren Zeit manchmal, wiewohl selten, die öffentlichen Schauspiele und Festlichkeiten. Aber schon damals that sich bei solchen Anlässen seine ernste christliche Gesinnung kund; so zum Beispiel zeichnete er eigens auf, daß auf einem Balle, welchen Lord Steward, der englische Gesandte in Wien gab, beim Souper, das erst nach Mitternacht servirt wurde, nur Fastenspeisen aufgesetzt wurden, weil der folgende Tag ein Freitag war.

Wenn er aber späterhin bei Festlichkeiten erschien oder sie mehrmals veranstaltete, so lag denselben allzeit ein edles, wohl auch ein geheiligtes Prinzip zu Grunde, so wie er zur Lebenszeit seiner theueren Mutter jeden Anlaß benützte, derselben durch eine Ueberraschung oder geistvoll angeordnete Darstellung seine kindliche Liebe zu bezeigen und so das Gesetz des Herrn zu erfüllen.

Nachdem er in den Besitz von Ebenzweyer gelangt war, und das kleine Häuschen, das er vorfand, in ein sehr ansehnliches Schloß umgestaltet hatte, welches seiner Lage nach einen ungemein schönen Landsitz bildete, war der oftmalige Besuch desselben und sein Aufenthalt daselbst eine seiner vorzüglichsten Vergnügungen. Und obwohl ihm, der ein Feind des Aufenthalts in großen Städten war, die Stille und Ruhe daselbst und der Anblick der schönen Natur das Liebste war, so wußte er doch daselbst aus Liebe und Rücksicht für Andere, die schönsten und edelsten Freuden der Geselligkeit und des Landaufenthaltes in's Leben zu rufen und Anderen

fröhliche Stunden und Tage zu bereiten, was für sein liebendes Herz die größte Erholung war.

Alle Jahre im Herbst veranstaltete er mehrmals kleinere oder größere Jagden. An den letzteren nahm der Erzherzog gewöhnlich Theil. „Du weißt," schreibt er an seinen Bruder, „ich bin kein besonderer Freund der Jagd. Das Warten auf dem Anstande ist mir nicht sympathisch, darum nehme ich auch die Zeitung mit. Aber meine Leute sind passionirte Jäger; es macht ihnen Freude, wenn ich dabei bin."

Der Erzherzog hatte ein sehr scharfes Auge und zielte so richtig, daß er bei den Schießübungen mit achtzehnpfündigen Kanonen, wenn er dieselben persönlich gerichtet hatte, das Ziel genau traf, und die Kugeln bei wiederholten Schüssen nicht selten bloß mit der Abweichung von einem Viertelzoll auf dem nämlichen Punkte einschlugen. Auf den Jagden aber machte er oft zwanzig Schüsse, ohne ein Wild zu erlegen; hatte er aber einen Hasen oder sonst ein Thier getroffen, so warf er das Gewehr weg und fuhr nach Hause. Er hatte Mitleiden mit dem gejagten Wilde.

Beim Vorbeiziehen des Wildes legte er zwar jederzeit die Büchse an, konnte es jedoch meistens nicht über sich gewinnen, loszudrücken und das Wild zu tödten. „Du armes Thier," rief er aus und freute sich, ihm das Leben erhalten zu haben.

„Einer meiner Kammerherren," schreibt der Erzherzog von Ebenzweyer, „ist noch immer hier, um Auerhähne zu schießen, ein Triumph der Jäger, den sie sehr hoch achten. Er hatte die Ausdauer, sechs Nächte auf den Bergen in der Nähe des Traunsteines zuzubringen, indem er auf Mittag immer nach Hause kam, und Nachmittags wieder hinging. Gestern brachte er endlich zwei große Auerhühner; zwei andere hatten die Jäger geschossen. — Ich gestehe es, daß ich nicht begreife, wie man daran Geschmack

finden kann, ſo viel Zeit und ſo viele Mühe zu verwenden, um einen Vogel zu tödten; ich möchte weinen, wenn ich dies thun müßte, nicht wegen der Mühe, ſondern wegen des Verluſtes der Zeit; indeß Doktor Gall ſagt: „Der Kopf des Menſchen hat verſchiedene Organe.“

Man bat ihn, er möchte einen Weg auf den Traunſtein errichten laſſen; der Erzherzog aber wollte durchaus nicht beiſtimmen. Wenn Jemand hinaufſteigen will, ſo ſoll er ſich die Mühe zum Klettern gefallen laſſen; zudem ſind gewiß zwanzig Gemſen auf dem Traunſtein; warum ſoll man die Ruhe der armen Thiere ſtören?

Einſt geſchah es, daß ein Hirſch, der über den See ſchwimmen wollte, im Waſſer gefangen wurde. Es entſtand ein Streit, ob der Hirſch den Fiſchern oder den Jägern gehören ſoll, weil das Fiſchrecht kaiſerlich, das Jagdrecht erzherzoglich war. Der Erzherzog entſchied, daß der Hirſch ein Eigenthum Jener ſein ſoll, die ihn gefangen hatten.

Eine Erholung und ein Vergnügen anderer, viel edlerer Art war für den Erzherzog die Abhaltung der Frohnleichnams-Prozeſſion zu Münſter, der Pfarrei, zu welcher Ebenzweyer gehörte. Faſt jedes Jahr trachtete er dieſes Feſt zu Ebenzweyer zu feiern und richtete ſeine Geſchäfte und Reiſen ſo ein, daß er um die Zeit, wo dieſes Feſt abgehalten wurde, dort eintraf: einmal reiste er ſogar von Modena eigens in dieſer Abſicht zurück. Sein Glaube an die Gegenwart Jeſu Chriſti im Sakramente des Altars war ſo lebendig, daß er es für ſeine Pflicht hielt, denſelben durch die öffentliche Verherrlichung dieſes erhabenen Geheimniſſes der Liebe Gottes zu den Menſchen zu beurkunden: auch meinte er, es ſei Pflicht der Hochgeſtellten, dem gläubigen Volke ein Beiſpiel zur Erbauung zu geben. Deßhalb ſorgte er nach Möglichkeit, den Glanz und die Pienät der theophoriſchen Prozeſſion zu erhöhen: bei ſeinem Schloſſe

ließ er einen zierlichen Altar aufbauen und freute ſich, wenn die Böllerſchüſſe in den ſchönen Bergen wiederhallten.

Weil endlich, wie der heilige Bernhard ſagt, die Liebe ihr eigener Lohn iſt, amor sibi ipsi est praemium, ſo war es für das liebende Herz des Erzherzogs nicht bloß Erholung, ſondern er fühlte ſich ſehr glücklich, wenn er Jenen, die ihm theuer waren, ein Vergnügen und eine Freude machen konnte. Dieſes theilnehmende Gefühl hegte er für die guten, biederen Bewohner jener Gegend, für die Herren ſeiner Umgebung, für die Fremden, die ihn beſuchten, und ganz vorzüglich für die Glieder ſeiner erlauchten Familie; und bei ſolchen Anläſſen zeigte ſich allzeit das Erfindungsgenie und das Schönheitsgefühl unſeres Erzherzogs in auffallender Weiſe.

Im Jahre 1834 ward ihm die Freude zu Theil, nach welcher er ſich ſchon längſt geſehnt hatte, daß ſein Bruder, der Herzog von Modena, auf wiederholte Einladung den Entſchluß faßte, mit ſeiner ganzen Familie nach Ebenzweyer zu kommen.

Es traf ſich, daß gerade um dieſelbe Zeit auch Seine Majeſtät der Kronprinz und König von Ungarn mit ſeiner erlauchten Gemalin, für welche der Erzherzog, ihr Oheim, eine ganz beſondere Zuneigung und Hochachtung im Herzen trug, zu Gmunden verweilten, und ſonach an den unſchuldigen Vergnügungen Theil nehmen konnten, welche der Erzherzog zu Ebenzweyer veranſtaltete.

Die Schilderung der damaligen Feſtlichkeiten nimmt freilich keinen weſentlichen Platz in der ernſten Lebensgeſchichte des Erzherzogs ein; aber ſeine ſchöne Seele ſpiegelt ſich doch darin, und es wird gewiß nicht ohne Intereſſe ſein, die Erinnerung daran durch den Auszug eines ſeiner Briefe an Erzherzog Ferdinand in's Gedächtniß zu rufen.

Nach einer Schilderung der Freude, ſo viele liebe Gäſte bei ſich zu ſehen, welche auf wunderbare Weiſe im beengten Raume

des Schloſſes zur allgemeinen Zufriedenheit beherbergt ſind, nach Aufzählung der romantiſchen Seefahrten, der Beleuchtung auf dem Traunſtein und auf dem See, des Schwerttanzes und des Ausfluges nach Traunkirchen, während der früheren Tage, ſchildert der Erzherzog das Volksfeſt, das er veranſtaltet hatte. „Es war," ſo ſchreibt er „ſehr gemüthlich, überall die herzlichſte Fröhlichkeit. Zufällig kam der König gerade in dem Augenblicke auf den Platz, wo die Landleute tanzten: als von dem Kirchthume herab die Glocke zum Ave Maria ertönte, ſiehe da, ſtatt beim Tanzen, fand er das ganze Volk, wie es knieend mit lauter Stimme den engliſchen Gruß betete. Der König war erbaut, und ich war voll Freude."

„Der Scherz iſt mir vollkommen gelungen, daß unſere zwei Nichten als Bauernmädchen nach hieſiger Art verkleidet das landesgebräuchliche Ludlerlied ſangen, und zehn Minuten lang hat ſie weder die Mutter noch irgend Jemand aus der Geſellſchaft erkannt. Das Kleid ſtand ihnen auch ungemein gut, und ſie freuen ſich, es nach Modena mitzunehmen."

„Den Ausflug nach Iſchl machte nur unſere Familie. Der König war ein wenig unwohl. Die Erzherzogin Sophie nahm uns ſehr freundlich auf, und die Söhne des Bruders Franz gefielen ihr ſehr, ſo wie ſie überhaupt allgemein Beifall haben."

„Des andern Tages kam Sophie nach Ebenzweyer. Nach dem Mittageſſen machten wir eine Fahrt über den See, ſtiegen bei meinem Freunde Grünberger aus und nahmen im Freien eine Jauſe. Vorher hatte man in der Schießſtätte hinter dem Schloſſe auf die Scheibe geſchoſſen, und der König theilte die Prämien aus in Gegenwart der Königin, Sophiens und vieler Zuſchauer."

„Inzwiſchen kam nach und nach eine Maſſe Volkes auch aus großer Entfernung nach Ebenzweyer, um das Feuerwerk zu ſehen, das Montecuculi bereitet hatte. Es übertraf alle Erwartung. Der

Abend war wunderschön, der See mit Barken bedeckt, welche alle beleuchtet waren. Die Feuerwerke auf dem See waren ganz neuer Art. Sie stellten zwei Blumensträuße vor von den allerschönsten Farben; eine Gattung von Sternenhimmel, von mehr als hundert kleinen Leuchtballen, welche mit Hilfe von Fallschirmen durch fünf Minuten in der Luft schwebten und dreimal die Farbe änderten; einen großen Schwan, der auf dem See schwamm, und endlich einen schönen Tempel mit den Namenschiffern."

„Hierauf erstrahlte ganz unerwartet die Wiese vor dem Schlosse in bengalischem Feuer, und das Schönste war dann eine rothe Beleuchtung der ganzen Façade des Schlosses, welche in dem Augenblicke sich zeigte, als wir nach Hause zurückkehrten."

„Die ganze Gesellschaft von Ischl war in verschiedenen Barken, welche das große Bucentoro umgaben, auf dem wir uns befanden. Die Damen sangen: „Gott erhalte," und eine Strophe auf den König. Ueberall herrschte eine unaussprechliche Fröhlichkeit und aus allen Schifflein ertönten Gesang und Freudenrufe. Alles war sehr befriedigt, und ich freute mich, daß Alles so gut ausfiel."

Ein ähnliches Volksfest, jedoch ganz anderer Art, wurde im September 1844 gefeiert, als Se. Majestät der Kaiser Ferdinand mit der Kaiserin Anna auf der Rückreise aus Italien durch Tirol und Salzburg nach Puchheim kamen, um daselbst bei dem Erzherzoge einen Tag zuzubringen.

Der Erzherzog war der Ueberzeugung, daß die Liebe zu dem Landesfürsten im Volke bei jedem Anlasse müsse genährt werden; deßhalb veranstaltete er auch ein Freudenfest bei der Ankunft des Monarchen. Ohne daß wir uns in eine umständliche Beschreibung desselben einlassen, kann doch etwas ganz Originelles hiebei nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da hiedurch die geniale Erfindungsgabe des Erzherzogs in ein originelles Licht tritt.

Der Erzherzog ſchreibt hierüber an ſeinen Bruder Ferdinand:

„Bei dem Volksfeſte zu Puchheim muß die große Linde, die mitten im Schloßhofe ſteht, die Hauptrolle ſpielen. Du weißt, daß ihre Aeſte, welche horizontal ausgeſtreckt ſind, vier Stockwerke bilden, den Raum unter den Aeſten auf dem Boden und dem Gipfel des Baumes nicht gerechnet. Nun ließ ich in jedem Stockwerke einen Bretterboden legen und jedes Stockwerk mit Menſchen beſetzen, ſo daß der Baum 140 Perſonen tragen muß, welche die Ankunft Ihrer Majeſtäten mit Lebehochrufen und Schwingen von Fahnen verherrlichen ſollen. Hierauf begann die Tanzmuſik, und die Leute tanzten ſowohl unter dem Baume, als in den vier Stockwerken auf demſelben. Es war gewiß eine Seltenheit, die man kaum irgendwo wieder finden wird, daß fünf Abtheilungen zugleich tanzen konnten unter und auf einem einzigen Baume.“

„Der Kaiſer ſtieg ſpäterhin ſelbſt auf den Baum, und nach ihm wohl hundert Perſonen.“

„Es wurde ſodann eine Vorſtellung im oberöſterreichiſchen Volksdialekte gegeben, und zuletzt, nachdem ſich die Majeſtäten zurückgezogen hatten, wurde für 150 Perſonen ein Gaſtmahl abgehalten.“

Auf ſolche Weiſe pflegte der Erzherzog in der Uebung der Liebe ſich zu erholen. Der durchſchimmernde Glanz chriſtlicher Geſinnung fehlte bei ſolchen Vergnügungen niemals. Am Morgen wurde der Majeſtät Gottes der Tribut der Anbetung dargebracht, indem man ſich beim heiligen Meßopfer einfand. An Sonntagen ward auch der Nachmittags-Gottesdienſt beſucht.

Auch die Annehmlichkeiten des Lebens müſſen dem Herrn geweiht ſein, wenn ſie für die Ewigkeit gelten ſollen, und deßwegen wurde ſtets Alles vermieden, was unter dem Scheine zeitlichen Genuſſes Gefahren des Heils herbeiführen könnte.

Als in ſpäteren Jahren zu Wien im Cirkus Renz die Reiterkünſte dargeſtellt wurden, welche ſo viel Aufſehen machten, ſagte der hochbejahrte Erzherzog zu Jemand, dem er Vertrauen ſchenkte: „Ich geſtehe es, ich möchte die Darſtellungen der Kunſtreiter ſehr gerne ſchauen; ich könnte auch ohne allen Anſtand dahin gehen, weil der kaiſerliche Hof ſich dabei einfindet; aber ich denke mir, dies zu ſehen, würde nichts nützen, und man nimmt allzeit ſolche Eindrücke mit ſich, welche ſchädlich ſein können.“

Aber gehen wir zu einem neuen Ereigniß über, welches dem Erzherzoge einen weiten, ſegensvollen Wirkungskreis eröffnete und ihm die Gelegenheit bot, den Adel ſeiner tief chriſtlichen Geſinnung noch mehr kund zu geben.

Der Deutsche Ritterorden und sein Grossmeister.

Der Deutsche Ritterorden stammt aus der glaubenstreuen Zeit des zwölften Jahrhunderts her. Seine Kraft, sein Schwert, sein Leben der Sache Jesu Christi und dem Dienste der christlichen Liebe zu weihen, das hatte sich jener edle Verein von Deutschen Männern als Aufgabe gestellt, welche zur Zeit der Kreuzzüge nach Jerusalem gingen und im Bunde mit den Johannittern gegen die Ungläubigen kämpften, die Kranken und die Verwundeten pflegten, und nebst der Sorge für ihr leibliches Wohl auch das ewige Heil ihrer Brüder sich angelegen sein ließen.

Diesem Berufe zu entsprechen und fähig zu sein, daß Jeder auf seinem Platze das Seinige thue, um mit vereinten Kräften durch scheinbar Geringes Großes zu leisten, theilte sich die Schaar der Deutschen Brüder von Unserer lieben Frau zu Jerusalem in die Klassen der Ritter, der dienenden Brüder und der Geistlichen.

Späterhin schlossen sich dem Beispiele dieser Männer, welche durch Tugend und christliche Liebe wie hellleuchtende Sterne erglänzten, auch fromme, Gott geheiligte Jungfrauen an, welche unter dem Namen der Hospitaliterinnen in Klöstern vereint, nach der Regel des Deutschen Ritterordens durch Pflege der Kranken und Aus-

übung aller derartigen Liebeswerke thätig zu sein und sich zu heiligen strebten.

Alle waren mit einem weißen Mantel geschmückt und trugen ein schwarzes Kreuz auf der Brust. Ihr Oberhaupt war der Hoch- und Deutschmeister. Alle legten die gewöhnlichen Ordensgelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ab und erfüllten ihren Beruf in der ersten Zeit ihres Bestehens im gelobten Lande mit so hingebender Liebe und solchem Eifer, daß nicht bloß der Papst Cöleſtin III. diesen Ritterorden bestätigte, sondern die gläubigen Christen sich glücklich schätzten, ihn zu begünstigen, ihm Schenkungen zu machen und auf diese Weise das Aufblühen des Ordens zu begründen und zu befördern.

Dieser fromme Verein adeliger, ritterlicher Männer, eifriger Priester und Gott liebender Jungfrauen, zum Schutze und zur Ausbreitung des Christenthums, zur Rettung der Seelen und zur Pflege der Kranken und Leidenden, war eine reichliche Blüthe des kirchlichen Lebens der damaligen Zeit, wo die Geister, weil von den edlen Wahrheiten des Christenthums durchdrungen, sich in großen Gedanken bewegten und nicht wie in unseren Tagen nur materielle Zwecke vor Augen hatten.

Im Laufe der Jahrhunderte gelangte der Orden, besonders durch die Vereinigung mit dem Orden der Schwertbrüder, zum Besitze von großen Ländereien. Ein großer Theil des heutigen Preußens, Esthland und Liefland, viele Städte und Besitzungen standen unter ihrer Herrschaft. Im Laufe der Zeit und hauptsächlich durch den Abfall des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, welcher, um heiraten zu können, die Lehre Luthers annahm, verlor der Orden die preußischen Länder, und es blieben ihm nur noch seine in Deutschland zerstreut liegenden Besitzungen, im Ganzen etwa 40 Quadratmeilen mit 88,000 Einwohnern.

Der Großmeister nahm 1527 seinen Sitz in Mergentheim. Die Besitzungen des Ordens waren in eilf Balleien eingetheilt: Elsaß und Burgund, Oesterreich, Koblenz, Etsch oder Tirol, Franken, Hessen, Mastricht, Westphalen, Thüringen, Lothringen und Sachsen.

In Folge der unglücklichen Kriege mit Frankreich und durch den Wiener Friedensschluß im Jahre 1809 verlor der Orden alle seine Besitzungen bis auf die im österreichischen Kaiserstaate gelegenen Güter und eine Kommende in Frankfurt. Außer diesen materiellen Verlusten hatte aber der Deutsche Orden in unserm Jahrhunderte auch seine ganze Bedeutung verloren. Die Hospitaliterinnen und die dienenden Brüder waren schon längst verschwunden. Die Ordenspfarreien waren großentheils von Weltpriestern besorgt, für die Ordensgeistlichen gab es kein Ordenshaus und keine Ordenserziehung mehr, und das Kreuz auf der Brust der Ordensritter war so zu sagen nur eine Ehrensache und das Unterpfand einer jährlichen Rente.

Am 3. April 1835, fünf Wochen nach dem Hinscheiden Seiner Majestät des Kaisers Franz, starb Erzherzog Anton, Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens. Als dem Erzherzoge Maximilian zu Linz berichtet wurde, daß sein Großmeister bedenklich krank sei, machte er sich allsogleich auf, um nach Wien zu reisen. Er erfuhr aber schon zu Mölk die Nachricht von dessen Tode. „Für mich," so schreibt er an seinen Bruder Ferdinand, „ist dies ein sehr schmerzlicher Verlust; denn der Verstorbene war mit mir immer sehr herzlich und aufrichtig. Ich verliere an Ihm einen guten Ordens-Obern, bei dem ich allezeit wußte, wie ich daran bin. Bei jedem Anlasse erwies er mir viele Aufmerksamkeit und theilte mir Alles mit. Der Herr mache ihn selig. Ich hoffe es; denn er war ein guter Mann, ein Religiose und getreu in Erfüllung seiner Pflichten. Für den Orden ist sein Verlust gerade in diesem Augenblicke sehr empfindlich, weil es sich in demselben eben um eine Art Wiedergeburt handelt."

Es befanden sich, zwölf Novizen ungerechnet, damals nicht mehr als fünf Ritter in dem Orden, zwei Großkomthuren, Erzherzog Maximilian und Graf Haugwitz, und drei Ritter, Graf Attems, Baron Enzenberg und der kranke Baron Wydenbruck. Dies war die geringste Zahl, die noch hinreichte, um den Statuten gemäß einen Deutschmeister zu wählen.

Kaiser Ferdinand geruhte zu bestimmen, daß man die Wahl unverweilt vornehmen solle. Erzherzog Maximilian meinte, es werde ein junger Prinz aus der kaiserlichen Familie dazu ausersehen sein. Da dies nicht geschah, so merkte er wohl, daß es sich um seine Person handle, wie dies auch der Wunsch des Kaisers und des Ministeriums war.

„Die Sache kam mir ganz unerwartet," schreibt er an seinen Bruder, „aber wenn die Wahl auf mich fällt, so sehe ich dieselbe als einen Ruf vom Himmel an, und als eine Pflicht; denn es handelt sich um einen Orden, dem ich seit vielen Jahren angehöre, welcher daher auch ein Recht hat, von mir zu fordern, daß ich Alles thue, was in meiner Macht steht, um ihn aufrecht zu erhalten, besonders in einem Augenblicke, wie gerade jetzt, wo er gleichsam in Todesnöthen ist, und wo schon Seine Majestät der verstorbene Kaiser Alles vorgekehrt hat, um ihn beim Leben zu erhalten. Du kennst mich und weißt, daß ich mich nicht gerne in verwickelte Geschäfte einlasse, und es liegt nicht in meinem Charakter und in meiner Gewohnheit, mich durch eine höhere Stellung geltend zu machen. Daher hat die Sache für mich auch eine peinliche Seite; indeß, wenn ich gewählt werde, sehe ich es wie eine Stimme vom Himmel an, und werde trachten, das, was mir obliegt, nach Möglichkeit zu vollbringen und Gott bitten, daß er mich erleuchte und mir die nöthige Gnade verleihe, denn ohne dieselbe vermögen wir nichts."

Am 22. April 1835 fand die Wahl des Hoch- und Deutschmeisters Statt, und fiel auf den Erzherzog Maximilian. „Die Feier-

lichkeit," so schreibt der Erzherzog, „dauerte mehr als vier Stunden. Es war eine gesungene Messe vor und eine andere nach dem Wahlkapitel. Hierauf folgte die Intronisation in der Kirche, die Weihe des Mantels, des Kreuzes und schöne Ermahnungen in lateinischer Sprache, welche der Celebrant nach dem Ritus des Ordens dem Neuerwählten vorlas, und die ihm seine neuen Obliegenheiten darstellten."

„Alles das geschah in jener Kirche, wo ich vor mehr als vier und dreißig Jahren die Gelübde ablegte und in jenen Gemächern, wo ich gewohnt war, so oft den Erzherzog Anton zu sehen. Der Gedanke an meine neue Stellung und die mir auferlegten Pflichten bewegte mich sehr, und ich war gerührt, als ich die letzte Anrede an den versammelten Orden hielt. Aber ich bat Gott vom ganzen Herzen, daß er mir seine heilige Gnade verleihe, meinem Berufe zu entsprechen, und da ich jetzt klar erkenne, daß es der Wille Gottes sei, daß ich diesen Posten einnehme, so bin ich ganz von Zuversicht auf seinen Beistand durchdrungen, und ich fühle eine große Seelenruhe, da ich jetzt einen bestimmten Zweck meiner Existenz vorgesteckt habe, der mir früher fehlte, ein Ziel, das mir unfehlbar von Gott angezeigt ist, wohin also jetzt alle meine Handlungen gerichtet sein sollen."

Der Erzherzog freute sich und hielt es für einen ganz besonders gütigen Zug der göttlichen Vorsehung, daß die acht Novizen und vier Aspiranten, welche den Uebungen des Noviziates oblagen, durch ihren guten Geist die beste Hoffnung gaben, ausgezeichnete Mitglieder des Ordens zu werden, um denselben aufblühen zu machen.

Vor Allem aber trieb ihn die christliche Liebe an, die Versorgung der Hausdiener und Pensionisten des verstorbenen Erzherzogs Anton sicher zu stellen. Es waren deren nicht weniger als acht und sechzig. Da der Erzherzog kein Testament hinterlassen hatte, so fiel sein Nachlaß theils der Familien-, theils der Ordenskasse zu, und somit blieb nach Abzug der Passiven wenig übrig. Deßhalb nahm

Erzherzog Maximilian von den Hausdienern seines Vorgängers zwei und zwanzig in eigene Dienste und bewirkte, daß die übrigen entweder bei Hofe oder bei seinen Brüdern untergebracht wurden, oder aus der Deutschen Ordenskasse eine Pension erhielten.

Wiewohl das Deutsche Haus in Wien die eigentliche Residenz des Hoch- und Deutschmeisters ist, so beschloß der Erzherzog Maximilian doch auch in Zukunft in seiner bisherigen Gartenwohnung zu verbleiben. Er behielt jedoch die Wohnung im Deutschen Hause, um dort die Ordensfunktionen abzuhalten, die gewöhnlichen Gastmale zu geben, und vielleicht im Winter auch manchmal dort zu wohnen. Aber als beständiger Aufenthalt war ihm sein Haus in der Rabengasse bequemer, er hatte dort seine Leute näher bei sich, als dies im Deutschen Hause möglich wäre; und daselbst Wohnungen zu miethen, um seine Leute unterzubringen, wie es Erzherzog Anton zu thun pflegte, war dem neuen Deutschmeister zu kostspielig; denn es war ein Grundsatz seines großen Geistes, zwar keine Ausgabe zu scheuen, wenn es sich um etwas handelt, was zu einem erhabenen und edlen Zwecke dient, aber andererseits keine Ausgabe zu machen, wenn sie unnöthig und überflüssig war.

Nach altem Herkommen wurde der Erzherzog Maximilian als Hoch- und Deutschmeister durch kaiserliches Handschreiben zum Proprietär des Regimentes Deutschmeister ernannt, und zugleich das zweite Artillerie-Regiment dem General Marschall verliehen. „Ich läugne es nicht," sagte der Erzherzog, „ich trenne mich mit Schmerz von diesem Regimente. Es kömmt mir vor wie eine Ehescheidung, denn ich verlebte mit demselben neun und zwanzig Jahre und bin der Aelteste im Regimente."

Der Erzherzog nahm sich vor, als eine seiner dringendsten Aufgaben, sich mit dem Noviziate seiner Ritter zu beschäftigen. Bis zum ersten Juni verblieben die Novizen unter der Leitung des Landkomthurs. Von dieser Zeit an dachte der Erzherzog persönlich

auf ihre Ausbildung einzuwirken. Zu drei und drei wollte er sie abwechselnd zu sich an seinen Hof nehmen, theils um dieselben im persönlichen Umgange besser kennen zu lernen, theils um Gelegenheit zu haben, in ihren Herzen die Liebe und den Geist des Ordens immer mehr zu entflammen.

Es war sein Vorsatz, die Ordens-Kommenden in Oesterreich, Steiermark, Krain, Kärnten und Tirol zu besuchen und späterhin in Schlesien, hauptsächlich zu Freudenthal sich vom Stande der Landgüter zu überzeugen, endlich auch sein Regiment in Augenschein zu nehmen, wovon das dritte Bataillon zu Korneuburg, die andern zwei in Mailand stationirt waren.

Des Schwures eingedenk, den er bei seiner Erwählung zum Großmeister abgelegt hatte, die Rechte seines Ordens zu wahren, kämpfte er dafür, daß die Erbschafts-Abhandlung seines Vorgängers dem Deutschen Orden vorbehalten bleibe, und machte auch die Ansprüche des Ordens gegen den König von Preußen geltend, welcher Ordensgüter einziehen wollte, die in seinem Lande lagen. Kurz der Erzherzog entwickelte eine allseitige Thätigkeit für den ihm theueren Deutschen Orden, obwohl er hiebei seine anderweitigen Beschäftigungen, namentlich den Bau seines Schlosses auf dem Freienberge und die Vorbereitung zur baldigen Uebergabe der Thürme bei Linz an das kaiserlich-königliche Armee-Kommando nicht aus den Augen verlor.

Aus Eifer für den Orden wendete der Erzherzog bald nach dem Eintritte in seine hohe Würde auch auf einen ganz anderen Gegenstand einen sorgfältigen Blick. Es war nämlich eine Sammlung von Münzen und Denkmünzen des Deutschen Ordens vorhanden, welche in ihrer Art die vollständigste ist, die existirt. Schon in der Jugendzeit hatte er eine Vorliebe für Münzensammlungen; als somit nach dem Tode des Erzherzogs Anton die auf den Deutschen Orden Bezug habenden Münzen ankamen, welche man in letzter Zeit in Preußen aufgefunden hatte, beschäftigte sich der Erzherzog persönlich

sie auszupacken, sie in die vom Kustos des kaiserlichen Münzkabinets Herrn Arneth, geordnete, bereits vorhandene Sammlung einzureihen und dafür zu sorgen, daß in den zwei schönen Kästen, wo diese Sammlung von mehr als tausend Stücken aufbewahrt ist, alle neuen Münzen bezeichnet und eingeschrieben und überhaupt die Sammlung so viel als möglich vervollständiget werde.

Schon Erzherzog Anton ließ Zeichnungen von jenen Münzen verfertigen, welche sich in einer Sammlung in Preußen befinden und die interessantesten sogar in Kupfer stechen, und somit wird ungefähr Alles vorhanden sein, was man in dieser Beziehung kennt.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Sammlung für die Geschichte des Ordens von großer Wichtigkeit ist, und in vielfacher Beziehung Licht geben wird. Der Erzherzog nahm sich vor, sich mit Vorliebe damit zu beschäftigen.

Die Ausführung aller seiner Pläne wurde durch den Umstand auf spätere Zeit hinausgeschoben, daß das Gichtübel an einem seiner Beine in solchem Grade zunahm, daß er auf Anordnung der Aerzte die Soolenbäder in Ischl gebrauchen mußte, deren günstige Wirkung ihn schon vor mehreren Jahren von einem ähnlichen Leiden befreit hatte.

Er verweilte sonach durch mehrere Wochen in dem Badorte Ischl, seine Schmerzen verschwanden; er feierte dann eine Nachkur auf seinem schönen Schlosse Ebenzweyer und kehrte Ende November wieder nach Wien zurück, wo nun bald die ältesten Ordens-Novizen zu Rittern geschlagen werden sollten.

Schon seit vielen Jahren fand in Wien eine solche Feierlichkeit, die an die interessanten Formen des Mittelalters erinnert, nicht mehr Statt; es ist daher erklärbar, daß alle, welche am 12. Dezember 1835 in die Deutsche Ordenskirche Zutritt hatten, derselben mit großer Gespanntheit entgegen sahen.

Man wird das Schreiben des Erzherzogs Maximilian an seinen Bruder Ferdinand über diesen Akt gewiß mit Interesse lesen, wozu

er die freien Augenblicke benützt hatte, die ihm zwischen dem Ritterschlage und dem Festmahle zu Gebote standen.

„Gott sei Dank! die ganze Funktion ist sehr erbaulich vorübergegangen. Die beiden neuen Ritter haben dieselbe mit einer Andacht, ich möchte sagen, mit einer Salbung verrichtet, welche mich und alle Anwesenden innigst gerührt hat. Ich hoffe, daß sie viel Gutes im Orden wirken werden."

„Fürst Lobkowitz ist ein wahrer Kavalier nach alter Art, edelmüthig, andächtig, der aus wahrem Berufe in den Orden tritt. Der Landgraf Fürstenberg ist ein ausgezeichneter, gemüthlicher, junger Mann, voll der besten Gesinnung und der besten Vorsätze. Sie haben ihre Gelübde mit wahrer Frömmigkeit abgelegt. Schon früher hatten sie, wie es geschehen muß, die heiligen Sakramente empfangen, und vorher hatte ich mit einem Jeden aus ihnen eine lange Unterredung, wobei ich ihnen Alles sagte, was ich für meine Pflicht hielt, und was mir Gott eingab, und so denke ich es auch in Zukunft bei ähnlichen Fällen zu machen; denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß der Orden durch den Geist, welcher seine Mitglieder beseelt, moralischer Weise gleichsam wieder auferstehe, und daß Alle mit vereinten Kräften trachten, dem Ziele mit allem Ernste nachzustreben, wozu der Orden gegründet worden ist, und das er auch erreicht und sich dadurch ganz besondere Gnaden vom Himmel verdient hat. Der Ritterschlag war sehr feierlich. Die Aufschwörer und Schildträger — wie es bei der Ceremonie gebräuchlich ist — waren Fürst Metternich, der Minister Graf Kolowrat, Fürst August Lobkowitz, Fürst Louis Liechtenstein, Landgraf Fritz Fürstenberg und Landgraf Josef Fürstenberg. In meinen drei Chören waren, in einem die Erzherzogin Sophie mit zwei Töchtern des Erzherzogs Karl, in dem andern die vier Söhne des Erzherzogs Karl, im dritten die zwei Mütter der Kandidaten, und eine verwandte Fürstin Lobkowitz. Die andern Plätze waren

gegen Billeten an Fremde und Personen von höheren Ständen vertheilt, welche sich auch schon für die nächsten Ritterschläge abonnirt haben."

„Was mich betrifft, so machte auf mich der Gedanke einen großen Eindruck, daß ich in derselben Kirche vor sechsunddreißig Jahren ebenfalls zum Ritter geschlagen wurde. Ich erinnerte mich lebhaft an alle damaligen Umstände, und bat Gott vom Herzen, er möge mir Alles verzeihen, was ich im Laufe dieser langen Zeit gegen die Versprechen gefehlt habe, die ich Gott so feierlich vor demselben heiligen Altare angelobt habe; ich bat ihn dringend, er möge mir die Gnade verleihen, meine jetzigen Obliegenheiten zum wahren Besten des Ordens zu erfüllen, da es ihm nun einmal gefallen hat, mich gegen meine Erwartung auf diesen Platz zu berufen."

Wenige Tage vor dem zunächst folgenden Ritterschlag hatte der Hoch- und Deutschmeister im abgehaltenen Ordenskapitel den Grafen Attems zum Großkomthur der wiederhergestellten Ballei Bozen in Tirol und den alten neunundsiebenzigjährigen Baron Enzenberg zum Großkapitular, aber ohne Ballei ernannt, aus dem einfachen Grunde, weil keine existirte, die ihm gegeben werden konnte.

Als der Erzherzog dem Grafen Attems und dem Baron Enzenberg das Großkreuz gab, war er Zeuge eines sehr rührenden Zuges, der seinem für das Beste des Deutschen Ordens schlagenden Herzen großen Trost bereitete.

Der alte Baron Enzenberg zog nämlich nach erhaltenem Großkreuze ein Packet aus der Tasche, worin 10.000 Gulden Konventions-Münze enthalten waren, und machte damit der Ballei von Tirol ein Geschenk, indem er an alle Mitbrüder die Bitte stellte, hierüber Stillschweigen zu beobachten. Der Erzherzog aber, vermöge seiner Autorität als Großmeister, untersagte dieses Stillschweigen zur Erbauung des ganzen Ordens und bestimmte, daß dieses Kapital als

Freiherr von Enzenberg'sche Stiftung fruchtbar angelegt und die Zinsen einem Ritter jener Ballei zu Gute kommen sollten.

Da sich die für das Aufblühen des Deutschen Ordens so wichtige Feierlichkeit des Ritterschlages im Leben des Erzherzogs natürlicher Weise öfter wiederholte, so wird es zur Vermeidung der Einförmigkeit genügen, hier die Namen aller Ordensritter in chronologischer Ordnung anzuführen, welche während der Zeit des Meisterthums Seiner königlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian zu Ordensrittern geschlagen wurden, wobei angemerkt wird, welche Ritter bereits verstorben, und zu welcher Zeit sie von dem Herrn in ein besseres Leben abgerufen worden sind.

1. Franz Georg Fürst von Lobkowitz; am 14. Dezember 1835. Verstorben am 2. Februar 1858.

2. Karl Maximilian Landgraf zu Fürstenberg; am 14. Dezember 1835.

3. Philipp Graf von Schönborn; am 17. Dezember 1835. Verstorben am 4. Februar 1843.

4. Ludwig Franz Freiherr von Ulm auf Erbach; am 17. Dezember 1835.

5. Christof Graf von Cavriani; am 12. Jänner 1836. Verstorben am 6. März 1857.

6. Gustav Graf von Breda, Erbsaß auf Spandau; am 12. Jänner 1836.

7. Maximilian Graf von Coudenhoven; am 14. Jänner 1836.

8. Philipp Graf von Stadion zu Thanhausen und Warthausen; am 14. Jänner 1836.

9. Johann Nepomuk Freiherr von Bernier de Rougemont et Orchamp; am 6. Juni 1837.

10. Ferdinand Graf von Platz; am 14. Dezember 1837. Verstorben am 15. Jänner 1839.

11. Anton Freiherr von Dobrensky von Dobrenitz; am 11. Februar 1840.

12. Guſtav Graf von Rindsmaul; am 11. Juli 1840. Verſtorben am 25. Februar 1853.

13. Leopold Graf von Stürgkh; am 30. März 1841. Verſtorben am 3. Auguſt 1853.

14. Rudolf Freiherr von Gemmingen; am 12. Mai 1846. Verſtorben am 28. September 1848.

15. Heinrich Graf von Coudenhoven; am 13. Mai 1846.

16. Theodor Freiherr von Rieſenfels; am 13. Mai 1846.

17. Seine kaiſerliche Hoheit Wilhelm Franz Karl, Erzherzog von Oeſterreich; am 12. November 1846.

18. Kajetan Graf Bißingen-Nippenburg; am 5. Juni 1855.

19. Sigismund Freiherr von Königsbrunn; am 4. September 1856.

20. Anton Graf von Auersperg; am 1. September 1857. Verſtorben am 4. Juni 1859.

21. Heinrich Graf von Wurmbrand; am 24. November 1858.

22. Konſtantin Graf von Thun-Hohenſtein; am 22. Jänner 1861.

23. Kajetan Freiherr von Lazarini; am 22. Jänner 1861.

Die letzte Probe.

Nachdem der Erzherzog die dringendsten Angelegenheiten, welche beim Antritte des Großmeisterthums des Deutschen Ritterordens seine Vorsorge erheischten, so ziemlich in Ordnung gebracht hatte, entschloß er sich Anfangs März 1836 seinen lieben Bruder Franz in Modena heimzusuchen.

Er benützte die Reise dahin, um zu Neustadt das Erziehungshaus seines Regimentes, zu Graz und Laibach die Ordenskommenden in Augenschein zu nehmen.

Der Hauptzweck seiner Reise war nicht bloß den Seelentrost zu genießen, wieder einige Zeit im Kreise der, seinem Herzen so theueren, modenesischen Familie zu verleben, sondern vorzüglich den nach dem Vorbilde der Linzer Thürme befestigten Brückenkopf zu Brescello in Augenschein zu nehmen.

Erzherzog Maximilian sah voraus, daß durch das Niederschlagen der italienischen Revolution vom Jahre 1830 der Kampf gegen dieses zersetzende Element der menschlichen Gesellschaft keineswegs auch für die Zukunft beseitigt sei, und daß der kleine modenesische Staat im Falle solcher Ereignisse sich von keiner Seite her wirksame Hilfe versprechen dürfe, als von einer Macht wie Oesterreich, für welche es eben so sehr vom höchsten Interesse war, die Revolution von ihren Provinzen fern zu halten. Eine sicher gestellte

militärische Verbindung des Herzogthums Modena mit der Lombardei war daher von der größten Wichtigkeit. Deßwegen schlug Erzherzog Maximilian seinem Bruder vor, bei Brescello, als einem geeigneten Punkte für eine Brücke über den Po, einen Brückenkopf zu bauen, welcher durch Thürme, nach der Weise wie zu Linz, befestiget würde.

Wiewohl dieses Unternehmen für die wenngleich wohlgeordneten estensischen Finanzen beinahe zu kostspielig schien, so entschloß sich der Herzog von Modena dennoch zu diesem Baue, nachdem er von Oesterreich die Begünstigung erhalten hatte, daß ihm das nöthige schwere Geschütz hiezu um den Erzeugungspreis überlassen werde; und Erzherzog Maximilian sendete ihm zur Leitung dieses Baues den durch die Erfindung einer neuen Art Brücken zu schlagen berühmten Ritter von Birago, Hauptmann im Generalstab, und einige in diesem Fache zu Linz eingeübte Kanoniere.

Dieser Bau war um das Jahr 1836 fertig geworden, und es lag dem Erzherzoge am Herzen, denselben zu besichtigen, da er, wenngleich in weiter Ferne, doch hiebei gleichsam die Oberleitung hatte.

Der Erzherzog fuhr mit seinem Bruder von Reggio aus dahin, war mit der hergestellten Befestigung des Brückenkopfes, der zugleich ein verschanztes und durch die Dämme des Flusses stark beschütztes Lager für 8000 Mann bildete, sehr zufrieden, untersuchte die Ufer des Po und des Flüßchens Enza, welches sich in der Nähe von Brescello in den Po ergießt, besprach sich mit Birago und den übrigen Ingenieuren über Alles, was noch zu geschehen habe, und gab so einsichtsvolle Rathschläge, daß dieses Werk als vollkommen gelungen angesehen werden kann, wie sich dieses im Jahre 1845 bei einem militärischen Manöver erprobte, welches von österreichischen, estensischen und parmesanischen Truppen abgehalten wurde, und wobei die Zweckmäßigkeit der von Birago erfundenen Weise Brücken

zu ſchlagen ſich ſo augenfällig zeigte, daß ſpäterhin dieſes Syſtem auch im Kaiſerſtaate Oeſterreich eingeführt wurde.

Mittlerweile wurden gegen die Befeſtigung von Linz durch Vertheidigungsthürme von dem k. k. Ingenieur-Corps ſo laute und heftige Stimmen erhoben, daß vom Kaiſer Ferdinand der Befehl ertheilt wurde, neuerlich eine Art Probebelagerung, nämlich die Beſchießung eines Vertheidigungsthurmes vorzunehmen, und dem Ingenieur-Corps wurde geſtattet, dieſelbe nach eigenem Gutbefinden zu leiten.

Zugleich wurde von dem k. k. Hofkriegsrath in Wien eine Kommiſſion unter dem Vorſitze des Generals Latour ernannt, welche in Linz die Befeſtigungsthürme, ihren Bau und ihre Widerſtandsfähigkeit genau unterſuchen, die Rechnungen über die Baukoſten liquidiren und dieſelben dann im Namen des Militär-Kommando's vom Erzherzoge Maximilian zur eigenen Leitung übernehmen ſollte.

Hiebei mußte der Erzherzog nothwendig gegenwärtig ſein; es lag ihm alſo viel daran ſich zur beſtimmten Zeit in Linz einzufinden, und deshalb trat er, ſobald dieſe Nachricht nach Modena gelangt war, ohne Verzug ſeine Rückreiſe an, und gab den Plan auf, ſein Regiment zu Mailand zu ſehen, um über Lecco und das Stilfſer Joch nach Tirol zu gehen. Er reiſte auf geradem Wege über Verona nach Ebenzweyer zurück. Als er zu Bozen ankam, wo ihn der Großkomthur von Tirol, Graf Attems und ein Deutſch-Ordenspriester erwarteten, beſah der Erzherzog die dortige Ordens-Ballei. Sie war einſt ſehr bedeutend, denn ſie bildete eine Station der Kreuzfahrer, welche aus Schwaben und aus dem Rheinlande nach Venedig zogen, um ſich dort nach dem gelobten Lande einzuſchiffen. Die Kommende iſt eine ſehr angenehme Reſidenz, ein geräumiges Gebäude mit einer ſchönen Kirche, einem hübſchen Garten und Weinberge. Zwei bis drei Meilen entfernt liegt die Ordens-Pfarrei Lana.

In Ebenzweyer verweilte der Erzherzog einige Tage, um das mögliche Zusammentreffen mit dem Prinzen von Orleans zu vermeiden, welcher auf der Rückreise von Wien durch Oberösterreich kam.

Inzwischen untersuchten die Generäle Latour und Schön, so wie Oberst-Lieutenant Mengewein, den Stand der Befestigungs-Thürme. Man war erstaunt, die Thürme in so gutem Baustande zu finden; in Wien hatte man ihnen gesagt, daß sie zusammenfallen. Ganz besonders wunderte man sich, auch nicht das geringste Anzeichen zu finden, daß das Regenwasser durch das Gewölbe gedrungen sei, obwohl sieben Thürme seit Februar ohne Bedachung waren, wo doch in dieser Zeit, nach der Beobachtung des Astronomen zu Kremsmünster, mehr Regen gefallen ist, als während desselben Zeitraums in den zehn letzten Jahren.

„Gleich am folgenden Tage nach meiner Ankunft in Linz," schreibt der Erzherzog, „begann das Feuer in der vorgeschriebenen Weise, und man setzte es alle Tage durch die ganze Woche fort. Man fing bei den vier Thürmen an, von denen man meinte, sie seien die schwächsten, und alle vier hielten 600 Kanonen- und 160 Haubitzenschüsse, also im Ganzen 3040 Schüsse aus, ohne irgendwie Schaden zu leiden, außer daß bei zwei Thürmen einige Ziegel herabfielen und einige Haarsprünge in der Wölbung der Scharten entstanden. Man war gezwungen zu gestehen, daß die Thürme nichts gelitten hatten, und daß das Abfeuern mit einer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit geschah, die staunenswerth war."

Das Urtheil der Kommission in ihrem Protokolle lautete: Der Baustand aller Thürme ist beruhigend, die Bestreichung ist hinlänglich im ganzen Umfange, es findet sich kein nachtheiliger todter Raum; die Geschützbedienung auf dem Verdecke und in den Scharten war äußerst schnell, und das Feuer sehr regelmäßig, ohne den mindesten Anstand; bei der Lafettirung, Bettung u. s. w. ist nichts aus-

zuſtellen, und nachdem jede Kanone 60 und jede Haubitze 40 Schüſſe gemacht hatte, wurde gar keine Beſchädigung bemerkt.

Es wurde noch einmal die Belagerung eines Thurmes angeordnet.

Das Genie-Korps, unter dem Befehle des Ingenieur-Generals de Traux, brachte von Wien einen großen Belagerungstrain. Der 14. November war zum Feuer vom Thurme Nr. 32 beſtimmt. Es wurden 120 Kanonenſchüſſe abgefeuert, und die Planke, welche den ſichtbaren Theil einer Batterie von vier Kanonen repräſentirte, wurde in 34 Minuten von 101 Kugeln getroffen und hiedurch bewieſen, daß eine feindliche Batterie vom Thurme aus ſehr bald würde demontirt werden. Ebenſo zeigte die Wirkung des Kartätſchen-Feuers, daß die Annäherung einer Truppe eine Unmöglichkeit wäre.

Die Angriffs-Batterie wurde auf 500 Schritte Entfernung, das iſt in der zweiten Parallele errichtet, und es wurden in den zwei folgenden Tagen auf den Thurm 920 Schüſſe aus vierund-zwanzig- und achtzehnpfündigen Kanonen, und 240 Würfe aus Bomben-Böllern und Haubitzen gemacht, alſo zuſammen 1160 Schüſſe und Würfe des ſchwerſten Kalibers.

Die dem Thurm Nr. 32 in den zwei Tagen der Beſchießung zugefügten Schäden des Verdecks und des Glacis wurden von der-ſelben Thurm-Bemannung, das iſt von 56 Mann in $8\frac{1}{4}$ Stunden gänzlich hergeſtellt.

Von den zehn achtzehnpfündigen Vertheidigungs-Kanonen des Thurmes waren ſechs, die gegen die Batterie gerichtet waren, durch die Kugeln die Köpfe abgeſchoſſen, und ſie mithin gänzlich unbrauch-bar gemacht. Aber auf 500 Schritte hätte auch der Thurm, wenn er activ geweſen wäre, alles Feindliche an Batterie und Kanonen gewiß noch viel früher zerſchoſſen.

Vier Kanonenröhren blieben gänzlich unbeſchädigt, und nach beendigter Beſchießung ließ der Erzherzog von dem belagerten Thurme einige Schüſſe als Lebenszeichen abfeuern.

Man war so erbittert, weil der Thurm so furchtbaren Angriffen widerstand und man ihn nicht zerstören konnte, daß ein Major vom Genie-Korps dem Erzherzoge Grobheiten sagte. Er wäre dafür bestraft worden, wenn sich der Erzherzog auf Vermittlung des Generals Schneider nicht damit begnügt hätte, daß dieser Offizier ihm öffentlich Abbitte that, mit dem Beisatze, er habe aus Gemüthsbewegung nicht gewußt, was er sage.

Der Erzherzog dankte Gott, daß kein Unglück geschah; gab an jedem Tage in einem andern Thurme ein Mittagsmahl für fünfzig Personen, und die Zuschauer dieses militärischen Schauspieles waren alle für den Thurm begeistert.

Der Thurm selbst stand noch nach zwanzig Jahren in demselben Stande, wie bei seiner Erbauung.

Die Aufnahmspläne der Thurmbeschädigung nach der zweitägigen Beschießung wurden in duplo verfaßt. Das Exemplar des Erzherzogs ist in seinem militärischen Werke in der Waffenbeilage Nr. 157 ersichtlich. Das Exemplar der Commission ist — sonderbar genug — verloren gegangen.

Die Absätze, welche über die maximilianischen Thürme handelten, mußten deßhalb in der Lebensgeschichte des Erzherzogs etwas umständlicher berührt werden, weil der damals neue Entwurf solcher befestigten Lager das ausgezeichnete Resultat der militärischen Studien des Erzherzogs, und der Bau derselben bei Linz, wozu er Jahre hindurch persönliche Mühe und pekuniäre Opfer nicht scheute, ein rührender Beweis seiner Liebe für Oesterreich und seines Eifers für das Wohl des Kaiserstaates gewesen sind. Zugleich bezeugt die Art und Weise, wie dieser Bau in so kurzer Zeit und in sehr verwickelten Verhältnissen geführt wurde, die Umsicht und Schärfe seines Geistes.

Ein Umstand kann noch zum Schlusse nicht mit Stillschweigen übergangen werden, weil hiedurch die liebevolle Gesinnung des Erzherzogs in's Licht gestellt wird.

Die Gründeankäufe für die zweiunddreißig Linzer Befestigungsthürme und für alle Objekte, die dazu gehören, wurden nämlich ohne Ausnahme auf gütlichem Wege geschlichtet. Keine Expropriationen wurden vorgenommen, kein einziger Prozeß wurde nachträglich anhängig, — was auch von Seiner Majestät dem Kaiser Franz mit großem Beifalle anerkannt wurde. Dem unumschränkten Vertrauen des Kaisers, welcher dem Erzherzoge unbedingte Vollmacht zu Allen dem gab, was der Bau der Thürme erheischte, ward volle Rechnung getragen. Bedenkt man den Abschluß von so vielen Kaufverträgen mit den betheiligten Parteien in der Nähe und rings um eine belebte Stadt wie Linz, ferner, daß der Bauer Oberösterreichs mit großer, selbst hartnäckiger Liebe an seinem arrondirten Besitze hängt, und seit den Bauernkriegen wohl auch protestiren gelernt hat, — daß der arrondirte Besitz mancher Landleute durch Abtretung eines Theiles der Grundstücke wirklich bedeutend gestört wurde, daß außerdem Waldungen und Wohngebäude, die gerade in die Lagerumfassungslinie fielen, beseitigt, daß auch Servitutenverträge betreffs Demolirungen u. dgl. für den Kriegsfall abgeschlossen werden mußten, daß neue Verbindungswege, Steinbrüche, Ziegeleien, Sandgruben ꝛc. ꝛc. zu eröffnen waren, und dies Alles gütlich ausgetragen wurde; so zeigt diese Durchführung von einem hohen Grade von Umsicht und gerechtem, wohlwollendem Gebahren gegenüber den betheiligten Parteien. Freilich ebnete die Großmuth des Erzherzogs, der auch große persönliche Opfer nicht scheute, um einen großen Zweck zu erreichen, so manche Mißhelligkeit, welche der strikte, namentlich militärische Dienstweg bis zur weiten Kluft eines langjährigen Prozesses geöffnet haben würde, und wodurch vielleicht so manche Familie in's Unglück hätte gerathen können.

Ein bedeutender Antheil des Verdienstes in der Vermittlung mit den Parteien gebührt dem Hauptmanne Hranaky, welcher dem Erzherzoge zur Seite stand.

Auch sogar späterhin kamen von den vielen an den Bauten betheiligten Parteien sowohl vom Civile als Militär niemals nachträgliche Forderungen oder Klagen vor. — Die Stadt Linz rechnet die Anwesenheit des mildthätigen Erzherzogs, während der so schwierigen Lagerbaudurchführung zu einer ihrer glücklichsten Zeitepochen, und stets wird der hohe Herr in gepriesenem freundlichem Andenken der Bevölkerung von Linz fortleben.

Bei den Bauten verunglückte Personen wurden mit den umfassendsten Unterstützungen betheilt und versorgt. Wie in allen Lebensverhältnissen wurde auch hier großmüthige Freigebigkeit und eine patriarchalisch-väterliche Fürsorge für alle am großen Werke Mitwirkenden in Ausübung gebracht.

Aber hier wie überall sollte die rechte Hand nicht wissen, was die Linke thut. Wohlthätigkeitsakte blieben im Stillen verschwiegen, wurden nicht aufgezeichnet, sondern waren nur Wechselbriefe, welche einst im ewigen Leben aus der göttlichen Schatzkammer bezahlt werden sollten.

Stimmen von Sachverständigen.

Bei dem großen Widerspruche, welchen die vom Erzherzoge ausgedachte Lagerthurmbefestigung vom Anfange her bis zu seinem Tode, besonders von Seite des Geniekorps erfahren hat, wird es nicht unpassend sein, ein paar Zeugnisse von sachverständigen Männern anzuführen, welche als unparteiische Beobachter ganz unbefangen über diesen Gegenstand ihr Urtheil ausgesprochen haben.

Der französische Marschall Marmont, ehemaliger Artillerie-Offizier sagt in seinem Werke, nachdem er die Befestigung von Linz besucht hatte:

„Ich werde nicht die Stärke der einzelnen Thürme besprechen, ich halte sie für wenig fähig, Widerstand zu leisten, wenn sie isolirt stehen (was sie aber nie sollen); dienen sie aber zur Deckung einer Armee, die sich in dem von ihnen umfaßten Raume einschließt, so scheinen sie mir unangreifbar. Nie wird der Feind ihre Belagerung unternehmen können, wenn sie durch eine Armee unterstützt werden, so wie die unter ihrem Schutze befindliche Armee nie etwas zu befürchten haben wird.

Das Grundprinzip bei dieser Art von verschanzten Lagern ist, nicht blokirt werden zu können und sich an dem Vereinigungspunkte zahlreicher Kommunikationen zu befinden. In dieser Beziehung ist das Lager von Linz entsprechend gelegen; seine strategische Lage ist

gut gewählt. Zwei Straßen laufen auf beiden Ufern der Donau abwärts in größerer oder kleinerer Entfernung von derselben. Mehrere Wege führen nach Böhmen, andere nach Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten. Ein Lager, so groß als dasjenige von Linz, kann bei den Hindernissen, welche die Eigenthümlichkeit des Landes darbietet, nicht vom Feinde umrungen werden, und die darin sich einschließende Armee nie alle Kommunikationen verlieren; man wollte denn annehmen, daß die vor ihr befindlichen Streitkräfte wenigstens das Dreifache der ihrigen wären. Immer wird sie also Verstärkungen an sich ziehen und sich von Neuem bilden können, bis zu dem Augenblicke, wo sie die Offensive ergreifen zu können glauben wird. Der Feind wird sich dann gezwungen sehen, als Observationsarmee stehen zu bleiben; denn nie wird er es wagen, sich auf das Geradewohl in das enge Donauthal einzulassen und auf Wien loszugehen, während er die österreichische Armee in dieser offensiven und drohenden Stellung ließe.

Ein solcher Entschluß wäre auch in der That unsinnig, und hätte das Lager von Linz im Jahre 1809 bestanden, so wäre Napoleon nicht bis Wien vorgedrungen, oder würde es erst später erreicht haben.

Im Kriege, und besonders bei großen Monarchien beruht Alles auf der Zeit, weil es sich hier nur darum handelt, den natürlichen Hilfsquellen die Mittel zu verschaffen, sich zu entwickeln. Dem verschanzten Lager von Linz liegt also eine treffliche und großartige militärische Idee zum Grunde. In jedem Lande gibt es Oertlichkeiten, welche sich für ähnliche Etablissements schicken und in einer gewissen Sachlage große Vortheile gewähren würden."

Als ein Militär in einer Gesellschaft bei dem Minister Fürsten Metternich den banalen Gedanken vorbrachte, daß in Linz ein sogenanntes Noyau gebaut werden sollte, sagte ihm der Marschall Marmont in Gegenwart Aller:

„Bah! c'est donc ne pas comprendre l'éssence de la chose.“

Ein großes Beispiel, was gut angelegte Befestigungen großer Räume mit getrennten Werken zu leisten vermögen, gab das befestigte Lager von Torres Vedras bei Lissabon, dem die ganze iberische Halbinsel ihre Befreiung vom französischen Joche hauptsächlich zu verdanken hatte.

Der französische Marschall Massena, nachdem er die Befestigung rekognoszirt hatte, grüßte sie dreimal mit abgezogenem Hute, und gab dann gleich den Befehl zum Rückzuge.

Als der erste Probethurm auf dem Freienberge bei Linz fertig war, wurde auf Befehl des Kaisers Franz Oberst Hauser vom Geniekorps und Professor der Befestigungskunst in der Genie-Akademie mit dem Obersten Racca von der Artillerie nach Linz geschickt mit dem Auftrage, über den Vorschlag des Erzherzogs, solche Thürme zur Befestigung großer Lager zu verwenden, Bericht zu erstatten, und ihre Meinung abzugeben.

Diese Herren Offiziere veranstalteten mehrere Schuß- und Wurfversuche; Oberst Hauser drang besonders in die Vorschläge ein und sagte dem General Herzogenberg, Direktor der Genie-Akademie, nach seiner Rückkehr folgende sehr bedeutende Worte:

„Ich bin, von Vorurtheilen dagegen eingenommen, hingegangen, und bin ganz überzeugt zurückgekommen.“

Allein ein paar Tage nach seiner Rückkehr fand Oberst Hauser seinen Tod bei einem Minenversuche, bevor er über seinen Auftrag Bericht erstatten konnte.

Als der französische Marschall Bourmont, ehemaliger Artillerie-Offizier, dann Kriegsminister und Eroberer von Algier, nach Linz kam, da die Thürme, die es umgeben, bereits bestanden, und von einem seiner Söhne begleitet und von einem österreichischen Offiziere geführt, die Thurmreihe in Augenschein nahm, war er schweigsam

bis zu Ende dieſer Beſichtigung. Beim Abſchiede von ſeinem Führer ſagte er ihm aber die merkwürdigen Worte: „D'ici à 24 ans on ne fortifiera pas autrement.“

Der ruſſiſche General Sumarakoff, welcher in Begleitung von drei ruſſiſchen Artillerie-Offizieren am 4. September 1856 nach Linz kam, um die Thürme zu beſuchen, ſagte zum Erzherzoge Maximilian, nachdem er ſich mit demſelben lange und ausführlich über das Syſtem der Thürme beſprochen hatte: „Monseigneur! Je vous avoue, que je suis arrivé ici pas convaincu du Système des tours, mais actuellement je le suis. Je vois, que pour se former une idée de la chose, il faut non seulement l'avoir vue, mais encore vous avoir oui parler pour saisir cette idée, qui est entièrement neuve. — Da er in Wien über dieſen Gegenſtand mit Genieoffizieren geſprochen hatte, ſo fügte er dann lächelnd bei: „A présent j'entends bien, comme le Corps du Génie y est contraire; cela bouleverse tout leur système; ces Messieurs voudraient dicter les loix à l'Artillerie et ici l'Artillerie est rétabli dans tous ces droits, aussi la construction et la défense d'un tel système ne peut être l'affaire que des Artilleurs.“

Endlich ließ das Geniekorps ſelbſt eine Stimme zu Gunſten der Thürme laut werden, da dasſelbe trotz ſeiner Feindſeligkeit gegen die Linzer Thürme zur Befeſtigung von Verona ebenfalls ſieben Thürme aufbauen ließ.

Dieſelben waren jedoch ganz und gar nicht nach Art der Linzer Thürme geſtaltet. Gerade das, was nach der Anſicht des Erzherzogs die hauptſächlichen Vortheile dieſer Befeſtigung ausmacht, blieb hiebei weg, und deßwegen äußerte ſich auch der Erzherzog im vertraulichen Geſpräche darüber ſehr unzufrieden.

Rundreise.

Wir wenden uns wieder zu der Thätigkeit, die der Erzherzog als neu erwählter Hoch- und Deutschmeister entfaltete.

Es lag in der Natur der Sache, daß er als solcher die zum Meisterthume gehörigen Güter besuche.

Dies sollte geschehen, sobald es ihm die Geschäfte der Thurmbefestigung bei Linz erlaubten. Vorerst aber wollte er sein Regiment in Augenschein nehmen. Es war eben auf dem Rückmarsche von Mailand nach Wien begriffen.

Der Erzherzog benachrichtigte sonach den Oberst desselben, den Fürsten Schwarzenberg, daß er das Regiment auf seinem Marsche wolle kennen lernen, ohne daß irgend eine Parade stattfinden sollte.

Am 29. Juni 1836 traf er zu Bruck ein, wo ihn Fürst Schwarzenberg mit dem ganzen Offizier-Corps des ersten Bataillons empfing.

Der Erzherzog, welcher beim Regimente gänzlich unbekannt war, ließ sich die Offiziere vorstellen, die es mit großer Anerkennung aufnahmen, daß Seine königliche Hoheit eigens die Reise nach Bruck machte, um das Regiment kennen zu lernen. Der Erzherzog lud sie zur Tafel ein, wobei nur Soldaten und zwar sehr geschickt servirten, weil dieselben früher in Wien oder in der Umgebung Kellner waren.

Des andern Morgens marschirte die Truppe bei Zeiten aus. Später fuhr der Erzherzog mit dem Fürsten Schwarzenberg nach, holte sie in der Ruhestunde ein, musterte sie und freute sich über die schönen Leute, ihre gute Haltung und ihre Fröhlichkeit.

Das zweite Bataillon traf er zu Mürzzuschlag, das Landwehr-Bataillon zu Schottwien. Ueberall begrüßte er die Soldaten, bewirthete die Offiziere und gewann durch seine Herablassung und Liebe alle Herzen.

Nachdem er einige Tage zu Wien verblieben war, machte der Erzherzog seine Rundreise durch Schlesien. Er besuchte und sah mit Vergnügen die reichen Besitzungen, welche zum Großmeisterthume gehören, das weitläufige, im Dreiecke gebaute Schloß zu Freudenthal, das im modernen Style gebaute zu Langendorf, das alterthümliche, hochgelegene Schloß zu Busau, jenes zu Eulenberg, den Badeort Karlsbrunn mit seinen prächtigen Wäldern, endlich die Wohnung für den Großmeister zu Troppau.

Ueberall wurde der Erzherzog mit der größten Freundlichkeit und Herzlichkeit auf's Festlichste empfangen; überall ließ er das Andenken an seine Liebe, Herablassung und Freigebigkeit zurück.

Weil sich der Besuch der Deutsch-Ordensgüter in Mähren und Schlesien während der Zeit seines Meisterthums beinahe jährlich wiederholte, indem er es einerseits für seine Pflicht hielt, persönlich nachzusehen, und andererseits diesen Ausflug als Festferien und als eine Erholungsreise betrachtete, so wird es vielleicht nicht überflüssig sein, die Art und Weise mit einigen Worten zu bezeichnen, wie der Großmeister seine Rundreisen abzuhalten pflegte.

Gewöhnlich wurden zwölf Wagenpferde von Wien mitgenommen; außerdem mußten noch die Meierhofszüge Aushilfe leisten.

Die Ankunft und Abreise an den einzelnen Orten wurde mit ziemlicher Bestimmtheit eingehalten; bei der Fahrt von einem Orte

zum andern waren gewöhnlich zwei Vierspänner- und vier Zweispänner-Wägen in Thätigkeit.

Bei dem Einzuge des Großmeisters in einem Pfarrorte wurden, wie es ihm, als einem geistlichen Würdenträger gebührte, die Glocken geläutet; die Geistlichen im Ornate und die Schuljugend waren aufgestellt, und es wurde, wenn er sich aufhielt, in der Kirche der heilige Segen gegeben.

Auf den einzelnen Aufenthaltsorten, den Schlössern des Deutschen Ordens, war immer zum feierlichen Empfange die Ortsgeistlichkeit im Deutschordens-Ornate, dann die Beamten und Honoratioren in schwarzem Fracke versammelt; diesen durften sich auch die Beamtensfrauen anschließen. Für Alle hatte der Erzherzog gnädige, freundliche Worte, und dieselbe Herablassung erfreute sie Alle. „Ich bin recht gern unter Ihnen, freue mich herzlich Sie Alle so wohl zu treffen." Dies waren gewöhnlich die ersten Worte.

Sehr häufig waren die Portale, Stiegen und Gänge mit Blumenkränzen geschmückt und Abends beleuchtet, dabei wurde eine Serenade von den Ortsbewohnern aufgeführt; besonders war dies der Fall nach irgend einer im Jahre überstandenen Krankheit.

Am Morgen nach der Ankunft, wie alle Tage war feierliche Segenmesse, wobei immer die Schulkinder anwesend waren, im Laufe des Vormittags wurden die Ordensgeistlichen und Beamten in einer allgemeinen Audienz durch den Deutsch-Ordens-Hofrath in einem Saale vorgestellt; ein Gleiches erfolgte auch bei der Abreise. Die Geistlichen und Oberbeamten wurden abwechselnd zur erzherzoglichen Tafel geladen.

Spezielle Angelegenheiten wurden in Privataudienzen ausgetragen, — für Bauten wurden die Pläne vorgelegt, wohl auch gleich umgearbeitet, und die bestimmten Aufträge gleich an Ort und Stelle gegeben. So nur war es möglich, daß bei solchen Besuchen auch sogleich Vieles zur Ausführung kam.

In den freien Stunden wurden die Wirthschaften und Waldungen besucht; hier durften auch die Schafferleute und das andere Personale ihre Anliegen vortragen, was wohl manchmal zum Verdrusse der Beamten in zu treuherziger Weise ausgefallen ist. Gartenanlagen waren überall dem öffentlichen Besuche frei gegeben. „Ich will Menschen sehen und ihnen Freude machen," war ein Wahlspruch des Erzherzogs. Die Armen brachten zahlreiche Bittschriften ein, und wurden alle, auch ohne Gesuche betheilt.

Bei der Abreise wurden die Bediensteten so wie das Aushilfspersonale nach einer vorgelegten Liste mit besonderen Remunerationen belohnt, die vom Erzherzoge selbst zuerkannt wurden; außerdem waren diese Leute mit Zulagen und freier Verpflegung während der höchsten Anwesenheit gehalten. Ueberall fanden sich auch einzelne alte Leute im Orte, nach deren Leben sich Seine königliche Hoheit noch besonders erkundigte.

Einen sehr wichtigen Abschnitt bildeten in der späteren Zeit bei diesen Bereisungen die vom Erzherzoge gegründeten und vollkommen gestifteten Institute der Deutschordens-Schwestern mit ihren Mädchenschulen und Spitälern. Hier wurden die Kinder geprüft, belobt, aufgemuntert; den Kranken aber jeglicher Trost und jegliche Milderung verschafft.

Die Einkünfte des Hochmeisterthums wurden jedenfalls für dieses und zum größten Theile für das Wohl der Menschen wieder verausgabt.

Wenn zur Verherrlichung der Anwesenheit des Erzherzogs ein Scheibenschießen oder sogenanntes Lichtelschießen veranstaltet wurde, so erschien er jedesmal unter seinem Volke, nahm an ihrem Vergnügen Theil, und zeichnete sich beim Scheibenschießen wohl auch durch Treffer aus; namentlich traf der Erzherzog bei einem Lichtelschießen zu Troppau oder Freudenthal die Kerze, was große Freude und Jubel veranlaßte, weil er der Einzige war, dessen Kugel das Licht ausgelöscht hat.

Die Frauen insbesonders verehrten den hohen Herrn in seiner gnädigsten Herablassung, da er sich allezeit um ihre Familien so freundlich erkundigte und sich derselben väterlich annahm. Oft wurden ihm Bitten vorgebracht um Heiratsbewilligung oder um Aussteuer zur Hochzeit, und gewöhnlich fand die Bitte Erhörung. Alle wurden gleich freundlich behandelt, die Armen wie die Reichen, die Jungen wie die Alten; und wenn es geschah, daß bei feierlichen Anlässen eine größere Anzahl junger Mädchen und Frauen beisammen waren, so fand sich der Erzherzog meist geneigt und bestimmt, ein improvisirtes Ballvergnügen auf Schießstätten, im Kursaal, als Erntefest, oder eine Eröffnungsfeier bei Anwesenheit hoher Gäste, bei hohen Geburts- oder Namensfesten zu veranstalten.

Das liebevolle Herz des Hoch- und Deutschmeisters hätte gerne alle Menschen glücklich gemacht. Und bei solchen Anlässen bewegte sich der hohe Herr mit aufmunternder Freundlichkeit unter den versammelten Gästen, theilte das allgemeine Vergnügen oft bis Mitternacht und zeigte dabei auch eine umfassende Sorgfalt, daß es an der entsprechenden Labung in keiner Weise fehle.

Für die Dienstleute und Arbeiter produzirten sich die Dorfmusikanten, und wurden ihnen Gratifikationen und einige Faß Bier gespendet, und auch diese Vergnügungen durch den höchsten Besuch erfreut.

Zu Karlsbrunn ward durch die Anwesenheit der Kurgäste, durch den Kursalon, die Bademusik, durch die schönen Anlagen, Teiche und Springbrunnen, durch die festlichen Aufzüge der Bergknappen Abends mit farbigen Lampions, Fackelzügen, die Gelegenheit zu Festlichkeiten mit Beleuchtungen und dergleichen desto leichter und öfter gegeben, und es verging selten ein Besuch des Erzherzogs auf einem seiner Schlösser, wo nicht irgend ein besonderes Vergnügen wäre veranstaltet worden.

Das Schloss auf dem Freienberge und ein patriotisches Fest.

Der Erzherzog eilte nach der Rundreise auf seinen Gütern nach Prag, wo er der feierlichen Krönung Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand und der Kaiserin Anna als König und Königin von Böhmen beiwohnte.

Hierauf begab er sich nach Linz, um das von ihm erbaute Schloß auf dem Freienberge in Augenschein zu nehmen und den Kaiser Ferdinand, der den Entschluß gefaßt hatte, Linz zu besuchen, festlich und feierlich zu empfangen.

Nach dem von dem Erzherzoge entworfenen Plane wurde der Befestigungsthurm auf dem Freienberge, welcher nach der Beschießung ein Privat-Eigenthum des Erzherzogs blieb, weil der Umkreis jener Thürme, die dem Staate angehören sollten, erweitert wurde, in ein überaus schönes und geschmackvolles Schloß umgewandelt.

Der Thurm hat nun sechs Stockwerke. Ganz unten ist die geräumige Küche, von wo aus die Speisen auf einer Art Eisenbahn in die Höhe gezogen werden konnten. Die Wohnungen in dem alten ganz unveränderten Theile des Befestigungs-Thurmes sind zwar niedrig und der starken Mauern wegen etwas dunkel, dafür bilden aber die obern Stockwerke einen Kreis von hohen

prachtvollen Zimmern, die ihrer Form nach originell, aber sehr elegant sind. Die doppelten Spitzbogenfenster haben zum Theile farbige Gläser. Das Licht im Innern des Thurmes fällt von oben durch eine Glaskuppel und eine runde Oeffnung des innern Bodens in die Tiefe durch die Stockwerke hinab. Ueber dem kupfernen Dache ist ein durchbrochenes Gitter aus Holzstäben, welches eine Plattform bildet, wozu die höchst elegante Stiege von der Tiefe des Thurmes hinauf führt. Von außen sieht derselbe alterthümlich aus. Die grauen Bausteine, die nicht angeworfen sind, ließen fast vermuthen, der Thurm stamme aus früheren Jahrhunderten her. Die Fenster sind in jedem Stockwerke anders geformt und sehr zierlich im mauro-gothischen Style gestaltet. Die Krone bilden freistehende Zinken. Da der Thurm mit einem tiefen, breiten Graben umgeben ist, so führt aus einem Zimmer des dritten Stockwerkes eine Brücke, mit einem eisernen Gitter versehen, in den Garten mit breiten Aufgangs-Stufen, an denen die Wagen anhalten können.

Der Thurm ist mit einem sehr sinnreich angelegten Garten umgeben, und die ganze Fläche und der Abhang des Berges bildet gleichsam einen englischen Park, durch den Fahrwege und Fußsteige sich schlängeln. Von der Zinne des Thurmes aus entfaltet sich dem Auge eine Rundschau von solcher Schönheit, wie man selten etwas Aehnliches findet. Am Fuße des Freienberges liegt die liebliche Stadt Linz und die breite Donau mit ihren Inseln und Krümmungen; links steht auf dem Gipfel des Pöstlingberges die alte Wallfahrts-Marienkirche, und auf der rechten Seite breitet sich eine weite, fruchtbare Ebene aus, welche durch die blauen Berge begränzt wird, die Oesterreich von Steiermark scheiden, unter denen der Untersberg bei Salzburg, der Schafberg, der Traunstein, der Schneeberg mit ihren schönen Gestalten hervorragen.

Neben dem Thurme hatte der Erzherzog ein Kirchlein gebaut, das zwar nicht groß ist, aber wenn überall gedrängt voll, dennoch

bei 1500 Personen fassen kann. Dieses Kirchlein mit seinen geschmackvollen Thurmspitzen und seiner helltönenden Glocke, hat eine überaus anziehende Gestalt von außen und von innen, und wir werden etwas später sehen, welch' ein Segen, so zu sagen, über ganz Oberösterreich aus diesem Kirchlein hervorging.

Der Erzherzog selbst, als er diesen Bau vollendet sah, war ganz entzückt darüber.

Er schreibt: „Wer diesen Thurm bewohnen wird — mir wird dies wohl kaum zu Theil werden — darf sich einen angenehmen Aufenthalt versprechen. Der Raum ist zwar beengt; aber die Wohnung ist schön, die Aussicht wundervoll, die Luft gesund, das Wasser gut; kurz der Freienberg ist ein wahres Bijou, ein Edelstein."

Diesen schönen und interessanten Bau, welcher seiner Originalität und seiner panoramaartigen Aussicht wegen die Neugierde aller durch Linz reisenden Fremden auf sich zog, benützte der Erzherzog, um dem Kaiser Ferdinand für seinen kurzen Aufenthalt in Linz ein patriotisches Fest zu bereiten.

Er meinte, die bedeutenden Kosten, die er darauf verwenden mußte, seien nicht aus Vergnügungssucht oder Eitelkeit verschwendet; denn er war der Ueberzeugung, daß nebst der katholischen Religion, welche die herrschende aller Völker Oesterreichs ist, ganz vorzüglich die Liebe des Volkes und des Militärs zu dem Landesfürsten und zur Landesmutter ein festes Band sei, welches die dreißig Millionen zählenden, so verschiedenartigen Nationen des österreichischen Kaiserstaates umschlingt, sie in Eintracht und Brüderlichkeit erhält und sie um ihren Kaiser schaart, in dessen Person sie den Gesalbten des Herrn erkennen und auf dessen väterliches Wohlwollen jeder Einzelne rechnet, um unter dessen Fahne und Leitung bereit zu sein, Freude und Leid zu theilen und für Gott und ihren Fürsten und ihr Vaterland zu kämpfen und, wenn es sein muß, auch zu sterben.

Der Erzherzog machte sonach zu einem patriotischen Feste seine Vorbereitungen und schildert dasselbe in einem Briefe an seinen Bruder vom 7. Juli 1837 auf folgende Weise: „Das militärische Fest, welches ich gestern auf dem Freienberge gab, ist, Gott sei Dank, über alle Erwartung gut ausgefallen. Es war nicht bloß heiter und fröhlich, sondern in der That auch schön. Ihre Majestäten bestiegen die Plattform auf dem Thurme, wo ich eigens eine noch erhöhte Tribune aufstellen ließ, damit dieselben Alles recht bequem sehen und selbst von Allen gesehen werden konnten. Die Soldaten, bei 1500 Mann, waren komgagnienweise kreisförmig auf der Straße aufgestellt zwischen dem innern und dem äußern Garten. Beide Gärten waren voll Leute, welche ich in drei Klassen abtheilte. Die erste ließ ich in den Thurm hinein, die zweite blieb in dem innern, die dritte in dem äußern Garten.

Man kann sagen, es war die ganze Bevölkerung von Linz auf dem Freienberge. Als mir der Kaiser die Erlaubniß gegeben, legte die ganze Mannschaft die Waffen ab, und die Soldaten vertheilten sich in dem äußern Garten an 44 Tischen, welche strahlenförmig in einem Bogen um den Thurm aufgestellt waren. Im innern Garten waren acht Tische zu fünfundzwanzig Personen für die Offiziere gedeckt. Die Musikbande war in der Mitte. Alles war mit vielen weißen und rothen Fahnen und Flaggen und Laubwerk geschmückt und von den Soldaten selbst hergerichtet worden. Alle Tische waren mit einem Ueberflusse von Speisen und besonders von Getränken besetzt, damit die Offiziere und Soldaten auch ihren Freunden und Bekannten etwas anbieten könnten.

Auf ein gewisses Zeichen erhob sich der Fürst Schwarzenberg mit seiner imposanten Gestalt und brachte mit starker Stimme einen Toast auf den Kaiser aus, der an allen Tischen zugleich mit lauten Rufen und allgemein lange dauerndem Applaus getrunken wurde, während — nach einem mit einem weißen Tuche auf dem Freienbergerthurme vom Erzherzog gegebenen Zeichen — von allen

Befestigungs-Thürmen ein Lauffeuer abgefeuert wurde. Jeder Thurm machte zwei Schüsse, den einen rechts, den anderen links — und vom Freienberger Thurme herab übersah man alle Thürme. — Bald darauf wiederholte sich dasselbe bei einem Toaste auf die Kaiserin. Ihre Majestäten wollten alsdann sich vom Thurme herab in den Garten begeben und machten die Runde an den Tischen der Offiziere, wo natürlich neue Toaste und neue Lebehoch's ausgebracht wurden, welche auf's Höchste stiegen, als die Majestäten sich ein Glas Champagner geben ließen und auf das Wohl des Regimentes und der ganzen Armee ein Hoch ausbrachten. Dieser Zug ihrer liebevollen Theilnahme und Güte bewegte alle Herzen. — Hierauf fuhren Dieselben in offenem Wagen und im Schritte an den Tischen der Soldaten vorüber, welche auf die Bänke sprangen, die Gläser in die Höhe schwangen, und nicht mehr wußten, wie sie ihre Freude ausdrücken sollten. Es war wirklich schön und erhebend, die guten Leute zu sehen. Die Freude und Heiterkeit dauerte bis Abends. Selbst die Damen nahmen die Einladung der Soldaten an und kosteten von den Speisen und vom Weine; und ich glaube, von den Tausenden, die zugegen waren, hat Jedermann etwas verkostet. Man sang und tanzte und machte tausend Scherze, denn Du kennst die lustigen Wiener von meinem Regimente. Sie waren in der schönsten Eintracht mit den Jägern, Palatinal-Hußaren und dem guten oberösterreichischen Volke.

Was mir besondere Freude machte, war, daß nicht der geringste Zufall, nicht die geringste Unordnung vorkam, sondern Alles wie ein unschuldiger Zeitvertreib vor sich ging.

Als die Trommel schlug, sammelten sich die Soldaten und marschirten in Ordnung nach Hause; aber das Lebehochrufen dauerte auf dem ganzen Marsche fort, besonders, als man vor den Fenstern des Kaisers vorüberzog, der die Huld hatte, sich freundlichst zu zeigen."

Ein liebendes Herz.

„Ich hoffe," schrieb einst Erzherzog Maximilian an seinen Bruder Franz, „Gott werde Dir die Gnade verleihen, daß auch Deine Kinder sich bei Zeiten gewöhnen, das Geistige mehr als das Materielle hochzuschätzen, die Vergnügungen, Bequemlichkeiten, Eitelkeiten und die frivolen Thorheiten dieser Welt zu verachten und ihr wahres und beseligendes Glück im Gefühle der Liebe zu suchen, der Liebe zu Gott, als dem Mittelpunkte alles Schönen und Guten, und in der Liebe zu dem Nächsten, und daß sie ihre Religion nicht in gewissen Uebungen werden bestehen lassen, auch nicht durch die Furcht vor der Strafe werden angetrieben werden, sondern daß sie das Verlangen beleben wird, Gott und dem Nächsten in christlicher Liebe zu dienen."

Solche Gesinnungen hatten die Estensischen Brüder von Jugend auf durchdrungen, deßhalb wünschte Erzherzog Maximilian, daß den Kindern des Erzherzogs von Modena eine so wichtige Erbschaft ebenfalls zu Theil werde.

Das liebende Herz unseres guten Erzherzogs offenbarte sich bei jeder Gelegenheit. „Da muß man helfen," war sein gewöhnlicher Spruch, wenn ihm das Unglück oder die Bedrängniß einer Familie, oder einer ihm bekannten Persönlichkeit bekannt wurde.

Als im Jahre 1837 im Thereſianum zu Wien ein anſteckendes Fieber ausbrach, mehrere Zöglinge ſtarben, und von hundertdreißig mehr als hundert erkrankten, ſo dachte der Erzherzog, „da muß man helfen, da muß man ſchnell helfen;“ und obgleich er mit dieſer Erziehungs-Anſtalt in gar keiner Verbindung ſtand, ſo dauerten ihn doch die Jünglinge, die noch geſund waren, und ihre Eltern, die in großer Angſt ſein würden. Er ſchrieb alſo ohne Verzug an den Miniſter Grafen Kolowrat und trug ihm das einſt dem Erzherzoge Anton und jetzt dem Deutſchen Orden gehörige Haus zu Baden an, damit die geſunden Zöglinge des Thereſianums einſtweilen dort untergebracht werden könnten.

Der Miniſter nahm das Anerbieten, welches ihn aus einer für den Augenblick großen Verlegenheit zog, mit ſolcher Freude an, daß er perſönlich zum Erzherzoge kam, um ihm zu danken; dieſer meinte jedoch, er habe hiebei ein ſehr kleines Verdienſt; denn das Haus gehöre dem Deutſchen Orden an, und auch die Ritter ſeien damit ganz einverſtanden, weil dies ein Akt der Hospitalität ſei, welche zur Profeſſion des Deutſchen Ordens gehöre und demſelben zur Ehre gereiche.

Der Eſtenſiſche Hofrath Keller gab auf andere Weiſe Anlaß, daß ſich das liebende Herz des Erzherzogs offenbarte. Dieſer Mann war, ſo zu ſagen, ſeit undenklichen Zeiten im Dienſte der Eſtenſiſchen Familie. Da derſelbe ein Spiegel von Rechtlichkeit und Pünktlichkeit und mit großer Treue der erlauchten Familie ergeben war, ſo vertrauten ihm die drei Brüder trotz ihres entfernten Aufenthaltes die ganze Sorge für ihre Geldgeſchäfte an. Er führte die Rechnungen, hatte die Werthpapiere in Verwahrung und den Schlüſſel zur Geldkaſſe. Nur war der gute Mann im Alter von beinahe achtzig Jahren ſehr vergeßlich geworden und wußte oft im nächſten Augenblicke nicht mehr, was er früher geſagt hatte. Erzherzog Maximilian ſah ſonach ſehr wohl, daß derſelbe zur Leitung ſo bedeutender Geldgeſchäfte nicht mehr geeignet ſei, und hatte deß-

wegen einen andern seiner Bediensteten, Müller mit Namen, ausersehen, der dieselben übernehmen sollte. Keller aber wollte von der Herausgabe der Papiere und der Rechnungen durchaus nichts wissen. Der Erzherzog schrieb von ihm: „Ich glaube, er würde sterben, wenn man ihm das Geschäft abnähme."

Ein anderer Herr hätte darauf nicht viel Rücksicht genommen, den Prokurator pensionirt und die Sache einem Andern übergeben. Nicht so dachte der edle Erzherzog. Sein liebendes Herz wollte dem alten, treuen Manne nicht wehe thun, dabei aber doch die nöthige Vorsicht nicht aus den Augen lassen. Er ging selbst zu ihm, sagte ihm, er müsse Geld aus der Kasse nehmen, und während Keller nicht zu Hause war, öffnete er die Kasse, nahm die Werthpapiere heraus, legte jedoch die Quittung des Herrn Müller hinein, welchem er sie übergab; und als späterhin Keller sich weigerte, das Journal auszuliefern, und die Hand fest darauf hielt, damit man es ihm nicht entziehe, sagte der Erzherzog, er möge es dem Müller wenigstens auf einen Tag leihen, dann würde er es wieder zurückerhalten. Der arme Mann hatte aber schon nach wenigen Stunden Alles vergessen und klagte dem Müller seine Bekümmerniß, weil ihm das Journal abhanden gekommen sei.

Die Gutmüthigkeit des Erzherzogs erhellt auf launige Weise auch aus einem Briefe späterer Zeit. „Um mich hier nicht allein zu lassen," schreibt er, „hatten ein paar Mäuschen die Aufmerksamkeit, mir in meinem Kabinete Gesellschaft zu leisten. Das eine wurde in einer Falle gefangen, und das andere fand ich in der Schublade eines Tisches, ohne daß ich begreife, wie es hineinkommen konnte. In Rücksicht auf ihre wohlwollende Aufmerksamkeit ließ ich beide aus dem Fenster hinabspringen; wenn sie aber ein anderesmal zurückkommen, werde ich nicht so großmüthig sein."

Zeigte sich aber der Charakter dieses edlen Fürsten im Kleinen — man kann auch im Kleinen groß sein — so sehen wir die

Liebe des Erzherzogs auf eine glänzende Weise bei großen und wichtigen Gelegenheiten. Wir wollen nur zwei Züge anführen.

Es lebte in Wien ein Mann, der eine zahlreiche Familie hatte und von hohem altem Adel war. Auf Wegen, die uns unbekannt sind, führte die göttliche Vorsehung diesen Herrn an ein ganz ungewöhnliches Ziel. Von dem Verlangen beseelt, das Himmelreich gleichsam mit Gewalt an sich zu reißen, zerriß der an Jahren schon vorgerückte Graf Coudenhove alle Bande, die ihn an seine Familie knüpften, trat in die Kongregation der ehrwürdigen Väter Redemptoristen ein, wurde Priester und späterhin Domherr des Wiener Metropolitankapitels.

Der fromme Mann war aber nicht zufrieden, nur die Lebensaufgabe eines Kanonikus zu lösen; er wollte für das Reich Gottes etwas Großes, etwas nachhaltig Wirkendes thun. Nach mancherlei Umwegen, deren Schilderung nicht unsere Aufgabe ist, kam er zu dem Entschlusse, in Wien ein Kloster der barmherzigen Schwestern zu stiften, welche die armen Kranken pflegen, den Leidenden im Hause und außer dem Hause zu Hilfe kommen sollten. Es fehlte an tapferen christlichen Jungfrauen nicht, welche den Muth hatten, sich diesem schweren Berufe zu weihen; die kirchlichen Autoritäten erkannten die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit solcher christlichen Krankenpflegerinnen. Ihre Majestät die fromme Kaiserin Karolina interessirte sich ebenfalls für dieses Werk, erklärte sich bereit, die Schutzfrau der Kongregation zu sein, und versprach Beihilfe. Indeß der gute Graf Coudenhove, wie er selbst erzählte, konnte nur über einige hunderte Gulden disponiren. Der Fürsterzbischof und die Kaiserin dachten auch nur zum Unterhalt der Schwestern behilflich zu sein, nicht aber zur Gründung; es war ja noch gar nichts geschehen; ohne Wohnung, ohne ein Haus zu besitzen, ließ sich weder an ein Spital denken, noch an eine Ordensgemeinde. Was war zu thun? Guter Rath, sagt das Sprichwort, ist theuer.

Die armen Schwestern des heiligen Franciscus, welche durch eine Reihe von Jahren den Krankendienst im Spitale auf der Wieden besorgt hatten, wurden, wie allgemein bekannt, vor wenigen Jahren daraus entfernt. Man beneidete sie, weil sie vielleicht etwas ersparten; man verfolgte sie, weil sie geistliche Personen waren; man zog es vor, lieber solche Wärterinnen zu Diensten zu haben, welche um ein paar Gulden Lohn handwerksmäßig im Spitale dienen, als solche Jungfrauen, die um der Liebe Jesu willen die armen Kranken unentgeltlich pflegen, dabei aber doch in der Ordensgemeinde ihren Unterhalt finden mußten.

Nach ihrer Entfernung aus dem Spitale suchten diese armen Jungfrauen, wie verirrte Schafe, die keinen Hirten haben, einen andern Zufluchtsort. Man kaufte für sie auf künftige Rechnung der göttlichen Vorsehung ein kleines Haus zu Matzleinsdorf für zweiundzwanzigtausend Gulden. Die Schwestern sammelten Almosen. Sie baten auch um eine Audienz bei Seiner königlichen Hoheit, unserem Erzherzoge. Er schenkte ihnen mit gewohnter Großmuth 1000 fl. — Des andern Tages ließ er den Domherrn Holzinger zu sich bitten, dem die Sorge für die armen Schwestern anvertraut war.

Dieser gab ihm Kunde von dem Kaufe des neuen Hauses und der Schuld für dessen Bezahlung. — „Die Hälfte des Kaufschillings bezahle ich," sagte der Erzherzog, und sendete unverweilt als ein Werk der Liebe die Summe von Eilftausend Gulden.

Das Jesuiten-Kollegium auf dem Freienberge.

Die drei Estenſiſchen Brüder theilten die Ueberzeugung, welche ſeit Jahrhunderten im Charakter des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates liegt, daß die katholiſche Religion, als die Grundlage aller Gerechtigkeit und Gewiſſenspflicht, das ſicherſte Fundament aller Staaten ſei. Wenn die Fürſten und Völker ihre Rechte und Pflichten nicht nach den Grundſätzen des Chriſtenthums bemeſſen, wenn ohne Rückſicht auf die übernatürliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes nur irdiſcher Wohlſtand und ſinnlicher Genuß als das höchſte Ziel angeſehen wird: ſo kann wohl ein heidniſcher Staat ſo lange beſtehen, bis ein Volk das Joch der Tyrannei oder des Gewalthabers abgeſchüttelt hat; aber ein chriſtlicher Staat, wo alle Mitglieder durch den Schutz geſellſchaftlicher Rechte und geſellſchaftlicher Ordnung an's letzte Ziel ihres Daſeins, nämlich zur ewigen Seligkeit, in's Reich der Glorie geführt werden ſollen, fordert ſchlechterdings, daß dieſelben die Grundſätze der Religion Jeſu Chriſti kennen und zu deren Befolgung begeiſtert werden; denn ohne dieſe Erkenntniß und ohne den ernſten Willen, ſich nach dieſen Grundſätzen zu richten, ſitzt das Menſchengeſchlecht in Finſterniß und in dem Schatten des Todes. Dieſe große Miſſion hat nach dem Auftrage des Erlöſers der Welt die katholiſche Kirche und das apoſtoliſche Hirtenamt.

Die Ordensstände sind bei diesem Feldzuge gleichsam die Hilfstruppen und ihre Häuser sind die Citadellen, die festen Plätze auf dem großen Felde der Schlachten, und so wie im Kriege ein vereintes geschlossenes Truppenkorps kräftiger und entscheidender auftritt, als einzeln zerstreute, wenngleich tapfere Kämpfer, so leistet auch den Fürsten, welche die christlichen Völker regieren, und den Hirten, welche die Heerden der Gläubigen weiden, Niemand entschiedener Hilfe, als die durch Zucht und kirchliche Gesinnung blühenden Ordensstände.

Von dieser Wahrheit durchdrungen lesen wir mit Bewunderung im Leben des Herzogs von Modena, welche ungeheuere Summen er in seinem kleinen Lande vorerst zur Gründung von Seminarien für den Weltpriesterstand, aus denen die gewöhnlichen Seelsorger hervorgehen, und dann zur Errichtung von Klöstern für Männer und Frauen ausgegeben hat, welche sich mit Unterricht, Erziehung und Krankenpflege beschäftigen.

Die Brüder Ferdinand und Maximilian hatten kein eigenes Land; aber es lag ihnen das Glück des Kaiserthums Oesterreich am Herzen, und für das Wohl seiner Bewohner opferten sie mit freudigem Herzen großentheils ihre Dienste, ihre Kräfte und einen ansehnlichen Theil ihres Vermögens; und jeder unterstützte bei seinem Unternehmen den andern. Namentlich hatten alle drei Brüder eine Vorliebe für die Jesuiten, weil sie wußten, daß dieselben sich treu und streng an ihr Institut halten und mit Eifer und Thätigkeit ihrem Berufe für Erziehung der Jugend und Missionsgeschäfte nachzustreben sich bemühen.

Als der Herzog von Modena zu Verona ein Haus baute und das Noviziat der Gesellschaft Jesu gründete, trug Erzherzog Maximilian 5000 Franks bei. Als zu Graz das Kloster im Münzgraben entstand und Hoffnung war, in Steier ein Kollegium zu gründen, sendete Erzherzog Ferdinand einmal 3000, das anderemal 6000

Gulden, obwohl er hauptsächlich für die Gymnasien in Galizien und für die Errichtung eines Convictes zu Lemberg Sorge trug.

Erzherzog Maximilian hatte ebenfalls in dieser Beziehung großartige Absichten. Bei ihm, als einem deutschen Ordensritter, war es erklärbar, daß ihm sowohl das geistliche als das leibliche Wohl seiner Mitmenschen lebendig am Herzen lag. Darum liebte er vor Allem die barmherzigen Schwestern, seinen Ritterorden, die Redemptoristen und die Jesuiten.

Der Bau des Klosters und die Sorge für die barmherzigen Schwestern in Wien war das erste große Werk seiner Wohlthätigkeit. Das zweite bleibende Denkmal seines Eifers für die Rettung der edlen Menschenseelen war die Uebergabe seines schönen Schlosses auf dem Freienberge bei Linz an die Gesellschaft Jesu.

Es war eine Eigenthümlichkeit im Charakter der drei Estenfischen Brüder, daß, wenn sie einmal nach reiflicher Ueberlegung einen Plan gefaßt hatten, sie durch die Hindernisse, die sich entgegenstellten, sich nicht so leicht schrecken ließen. So zum Beispiel erzählt man, daß einst der Erzherzog Ferdinand, als er Civil- und Militär-Gouverneur in Galizien war, den Vorsitz in einer Rathssitzung führte, wo über den Antrag verhandelt wurde, zu Lemberg aus gewissen Fonden ein adeliges Convict zu gestalten und die Leitung desselben den Jesuiten zu übergeben. Der Referent war vermuthlich für diesen Plan nicht sehr eingenommen, wenigstens fügte er, nachdem er die Umstände auseinander gesetzt hatte, hinzu: „Die Sache hat sehr große Schwierigkeiten.“ Da stieß der Erzherzog ein paar Mal mit dem Säbel, den er zwischen den Knieen hielt, auf den Boden und sagte bestimmt: „Die Schwierigkeiten müssen beseitigt werden.“ Und sie wurden beseitigt.

So gab auch unser Erzherzog, welcher, wie in einem früheren Abschnitte bemerkt wurde, der Gesellschaft Jesu im Einverständnisse mit dem Bischofe von Linz das alte Kollegium in der Stadt Steyer

wieder erwerben wollte, aber nach langer Verhandlung der Gerichtsstelle vergebens auf eine Entscheidung der damaligen Hofkanzlei gewartet hatte, den Gedanken nicht auf, sie in sein liebes Ober-Oesterreich eingeführt zu sehen.

„Um Deinen Wunsch zu erfüllen," so schreibt er an seinen Bruder Ferdinand, „will ich Dir mittheilen, was ich in Betreff der Jesuiten zu thun gedenke. Ich weiß, daß ihr Haus zu Graz so überfüllt ist, daß sie dort Niemand mehr unterbringen und viele Aspiranten aus Mangel an Platz nicht mehr aufnehmen können!"

„Nun habe ich das Kirchlein auf dem Freienberge gebaut, welches mit dem Thurme in Verbindung steht. Der Kirchendienst muß in demselben besorgt werden, und dies wird der Bevölkerung in der Umgebung von großem Nutzen sein. Im Freienberger Thurme gibt es schöne und bequeme Räumlichkeiten zur Wohnung, welche ich in meiner dermaligen Lage nicht benützen kann. Hieraus fließt, so zu sagen von selbst, der natürliche Schlußsatz, daß ich dieses Lokal den Jesuiten antrage, unter der Bedingung, daß sie den Kirchendienst versehen, täglich die heilige Messe lesen, den Segen halten, und an Festtagen predigen. Einige sollen auch bereit sein, nach dem Wunsche des Bischofs Missionen zu geben oder anderswo zu predigen. Außerdem soll im obern Stockwerke ein Lokale zu meiner Verfügung vorbehalten sein, wenn ich etwa selbst oder Einer meiner Ritter oder Ordenspriester dort die geistlichen Uebungen machen wollte."

„Die Jesuiten haben diesen Antrag nach Verständigung ihres Ordens-Generals angenommen, und beiläufig in einem Monate wird Alles hergerichtet sein, um zehn Priester und zwanzig Scholastiker, welche studiren, mit der nöthigen Zahl Laienbrüder unterzubringen. Die Wohnung wird nicht elegant, aber bequem sein.

Der Ort selbst ist ruhig, für Studien geeignet, die Luft und das Wasser gut, und die Lage und Aussicht deliciös."

„Als ich dieses Geschäft mit den Jesuiten in Ordnung gebracht und ihre Zustimmung erhalten hatte, wendete ich mich natürlich auch an den Bischof. Vor drei Tagen habe ich ihn deßhalb besucht, weil er wegen einer Unpäßlichkeit das Bett hüten mußte. Es hat mir einen Seelentrost gewährt, den ich Dir nicht beschreiben kann, zu sehen, wie dieser gute, alte Mann, nachdem ich meine Ansicht kaum ausgesprochen hatte, vor Freude in Thränen ausbrach, die Arme gegen Himmel erhob, und gleichsam wie der alte Simeon ausrief: Nun laß deinen Diener in Frieden fahren, indem er bezeigte, daß hiedurch einer seiner lebhaftesten Wünsche in Erfüllung gehe, welchen er für seine Diözese im Herzen trage, da diese die Beihilfe solcher Mitarbeiter im Weinberge des Herrn benöthige, um dem Klerus ein gutes Beispiel zu geben, neuen Eifer einzuflößen, den Glauben im Volke zu beleben, und den Katholizismus in dieser Provinz, wo sogar auf dem Lande viele Nichtkatholische zerstreut sind, aufrecht zu erhalten."

„Ich habe die Ueberzeugung, daß die Jesuiten hier wie anderswo viel Gutes für das Heil der Seelen wirken werden, und der wesentliche Vortheil ihres hiesigen Aufenthaltes ist, daß sie jetzt zu Graz mehrere Novizen aufnehmen können, welche sie sonst aus Mangel an Platz hätten zurückweisen müssen. Das Kirchlein auf dem Freienberge wird für die Leute sehr bequem sein, welche in der Nähe wohnen, und weil der Garten ein Lieblingsspaziergang der Stadtbewohner ist, so wird so mancher bei dieser Gelegenheit zum Segen kommen oder eine Katechese oder eine Predigt anhören."

Vier Wochen später, am 9. August 1837, schreibt der Erzherzog: „Heute habe ich die Jesuiten auf dem Freienberge eingeführt. Der Rektor ist ein Deutscher, aber aus Petersburg ge-

bürtig, und gefällt mir sehr. Seine bescheidenen Wünsche werde ich ganz leicht befriedigen."

„In zwei oder drei Tagen werden zwölf oder vierzehn Individuen eintreffen. Das Volk sehnt sich schon nach der Eröffnung der Kirche, und die Stadtbewohner reden viel, ein Jeder nach seiner vorgefaßten Meinung. Alles das ist aber vollkommen gleichgiltig. Eine der hiesigen Frauen sagte ganz gut: „Wenn die Jesuiten den Linzern nichts anders bringen, so bringen sie wenigstens den Vortheil, daß sie Stoff zum Reden geben; denn man wußte schon nicht mehr, von was man reden sollte."

Der Erzherzog ahnte damals nicht, welch' unberechenbaren Seelennutzen sein Freienberg für sein liebes Oberösterreich bringen würde. Während der originelle Thurm mit seiner wunderbar schönen Rundsicht die Neugierde aller Fremden an sich zog, so daß kaum Jemand durch Linz reiste, ohne das Merkwürdigste daselbst, nämlich den Freienberger Thurm in Augenschein zu nehmen, wodurch die verschiedenartigsten und wohl auch die feindseligsten Elemente mit den Jesuiten in Berührung kamen, wurde das Kirchlein daselbst eine Art Missionsstation und ein Weckruf für das ganze Land. Im Winter und Sommer strömte das gute Volk zu den dortigen Predigten und kirchlichen Festlichkeiten. In einem Jahre wurden 50.000 Kommunionen ausgetheilt; in einem andern Jahre hörte ein einziger Priester mehr als 20.000 Beichten. Die guten Leute kamen oft Meilen weit her, und warteten zwei bis drei Tage, um eine Generalbeicht abzulegen.

„Ich hatte einen wahren Seelentrost," schreibt der Erzherzog, „als ich sah, wie viel Gutes die Jesuiten auf dem Freienberge wirken. In den acht Tagen, während welcher die Heiligsprechung des heiligen Franz de Hieronymo gefeiert wurde, war die Kirche auf ausgezeichnete Weise geschmückt. Die Wände waren mit Bildern bedeckt,

welche das Leben des neuen Heiligen darstellten, und von Einem ihrer Laienbrüder gemalt waren, der ein wahres Genie ist; der Altar war voll Lichter, und die Kirche war in diesen Tagen so voll von Leuten, daß sie kaum mehrere fassen konnte. Ich besuchte sie sehr oft. — Es ist dort für dieses Fest auch ein vollkommener Ablaß."

Es ereigneten sich daselbst die ungewöhnlichsten Bekehrungen. Eine Dame aus Frankfurt besuchte das Kirchlein aus Neugierde und ward darin von Gottes Gnade so bewegt, daß sie sich zum Glauben bekehrte. Sie ließ den Oberen rufen, theilte ihm ihren Entschluß mit, wurde während ihres Aufenthaltes zu Linz in der heiligen katholischen Religion unterrichtet, legte ihr Glaubensbekenntniß ab und kehrte dann als ein lebendiges Denkmal der triumphirenden Gnade wieder nach Hause zurück.

Die Feier der Weihnacht, wo gegen 200 Kerzen am Altare brannten, machte auf das Herz eines jungen Mannes so tiefen Eindruck, daß er sich ebenfalls entschloß, katholisch zu werden. Die Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses und die Ceremonien, welche bei dem Uebertritte in den Schooß der Kirche stattfinden, sind so schön, so rührend, so erhebend, daß es leicht erklärbar ist, wie sich verirrte Herzen, die dabei zugegen sind, angezogen fühlen, ebenfalls der innerlichen Stimme zu folgen, welche sie vielleicht schon lange ruft; und so geschah es, daß die Zahl derjenigen, welche in dem kleinen Freienberger Kirchlein, durch einen Strahl der Gnade erleuchtet, die Wahrheit erkannten und aus dem Schatten der Finsterniß und des Irrthums in das Licht der Wahrheit und in die Gemeinschaft der allein seligmachenden Kirche, aus der ihre Voreltern unglücklicher Weise ausgetreten sind, wieder mit Freude zurückkehrten, eine bedeutende war.

Vom Freienberge aus wurden die ersten Missionen der Gesellschaft Jesu in Oesterreich gehalten.

Ein paar Predigten zu Altmünster, von dem Pater gehalten, der zu Ebenzweyer die Exercitien des Erzherzogs geleitet, waren genug, um in den Herzen des heilsbegierigen Volkes den Wunsch nach einer Mission zu erwecken. Der Erzherzog hatte den Muth, sie etwas später abhalten zu lassen, trotzdem daß dieselben damals noch von der politischen Behörde verpönt waren. Es war bei dieser ersten Mission zu Altmünster ein solcher Zudrang des Volkes, daß die guten Leute außer der Kirche Leitern an die Fenster anlegten, um dort von außen, an den Fenstern stehend, etwas von den Predigten zu hören. Die Priester mußten nach vollendeter Mission noch dort verweilen, um das Verlangen der Beichtenden befriedigen zu können. Als späterhin einige Deputirte dem Erzherzoge den Dank dafür aussprachen, sagten sie: Seine königliche Hoheit habe schon Vieles für sie gethan, Steuern nachgelassen, Feste abgehalten, Wohlthaten gespendet; aber das größte, das werthvollste Geschenk sei die Mission gewesen.

Aehnliche Missionen wurden zu St. Martin, Aurolsmünster, zu Ried und zu Hohenfurth mit gleichem Erfolge abgehalten, und damit einer neuen weiteren Wirksamkeit in den andern Ländern Oesterreichs die Bahn eröffnet.

Zudem belebte der Eifer auf dem Freienberge auch den Eifer in andern Kirchen. Früher waren in Linz die Kirchen schon bald nach acht Uhr Morgens geschlossen. In der Kathedrale wurden die bekannten sechs Kerzen angezündet. Wegen Abhörung von Generalbeichten wurden Unannehmlichkeiten bereitet. In späterer Zeit war Alles anders geworden. Es brannten dann auch in der Kathedrale neunzig Kerzen an einem Festtage. Die Räume der Kirchen füllten sich. Ueberall entzündete sich in den Priesterherzen lebendiger Seeleneifer.

Der Erzherzog, welcher das neue Jesuitenkollegium oft besuchte, für dessen Bedürfnisse sorgte, in spätern Zeiten ein paar Bauern-

güter zur Sicherung des Unterhaltes ankaufte, und mit dem Grundbeſitze vereinigte, nahm an dem Guten, das auf dem Freienberge für das Heil der Seelen geſchah, den innigſten, freudigſten Antheil und dachte in ſeiner Demuth und Anſpruchsloſigkeit nicht, daß ſeine Stiftung die Quelle war, aus welcher der Strom der Gnade ſich in die Herzen ergoß, und daß man hoffen kann, die Früchte ſeines geſegneten Opfers werden in das Buch des Lebens eingeſchrieben ſein.

Verborgene Schätze zu Ebenzweyer.

Die Jahre 1837 und 1838 flogen für den Erzherzog in einem Sturme von Geschäften vorüber. Zweimal besuchte er seine Güter in Schlesien, beschloß den Bau von vier Kirchen und Kapellen, zu denen er den Grundstein legte, kaufte für das Großmeisterthum zwei neue Herrschaften an, Hrabin und Stettin, ertheilte einige Ritterschläge, kleidete mehrere Priester ein, kurz, er ordnete eine Menge Geschäfte zum Besten seines lieben Ritterordens.

Eben so sehr nahmen ihn seine Familienverhältnisse in Anspruch. Er reiste zweimal nach Catajo und Modena. So lange er in Wien war, wurde er zu Allem, was am kaiserlichen Hofe vorging, jederzeit beigezogen, weil ihm sowohl der Kaiser, als namentlich die Kaiserin Anna mit besonderer Vorliebe zugethan waren.

Ueberdieß nahmen ihn seine finanziellen Geschäfte sehr in Anspruch. Bei der Uebergabe der Thurmbefestigung zu Linz an das Armee-Oberkommando, wobei noch manche Schwierigkeiten zu beseitigen und manche Aufklärungen zu geben waren, handelte es sich um den Ersatz und die Rückzahlung von Ausgaben in sehr beträchtlichen Summen. Diese Gelder mußten zweckmäßig verwendet werden. Deßhalb vergrößerte der Erzherzog sein liebes Ebenzweyer durch den Ankauf mehrerer Grundstücke und Landgüter, schloß nach langer Verhandlung den Kauf der Herrschaft Puchheim für den

hohen Preis von 374.000 Gulden ab, und verkaufte sein Haus in Linz, weil ihm der dortige Magistrat den bereits begonnenen Neubau auf schwer begreifliche Weise eingestellt, und den Erzherzog dadurch einigermaßen beleidiget hatte.

Nebstdem folgte er im Geiste und durch einen ununterbrochenen Briefwechsel der thätigen Wirksamkeit seiner zwei hochgestellten Brüder, sorgte für das Regiment, dessen Inhaber er war, setzte seine militärischen Studien fort; mit Einem Worte, die Zeit ging für ihn im Sturmschritte vorüber.

Deßungeachtet aber, ja vielleicht gerade deßhalb, fühlte er das Bedürfniß desto lebhafter, in sich selbst einzukehren, über sein innerliches Leben nachzudenken und für die Zukunft Entschlüsse zu fassen, auf welchem Wege er am sichersten an's Ziel seiner irdischen Pilgerschaft gelangen könne.

Das Bewußtsein, daß er als Ordensmann zum Streben nach der christlichen Vollkommenheit verpflichtet sei; daß ihn die göttliche Vorsehung an die Spitze einer Ordensgemeinschaft gestellt habe, die, wenn auch für den Augenblick nicht von großer Bedeutung, so doch durch Jahrhunderte eine ausgezeichnete Rolle in der katholischen Kirche gespielt hatte; das Verlangen, im Deutschen Ritterorden wieder den alten Geist zu wecken und ihn mit neuem Eifer zu beleben; die Ueberzeugung, daß man zuerst bei sich selbst anfangen müsse, wenn man auf Andere einwirken wolle; diese und hundert andere Beweggründe hatten ihn am Schlusse des Jahres 1838 bestimmt, einen Priester aus der Gesellschaft Jesu zu sich nach Ebenzweyer zu berufen und unter seiner Leitung acht Tage hindurch in stiller Einsamkeit und geistlicher Zurückgezogenheit zuzubringen. Ach, so dachte er, wir haben für die Welt viele Jahre verlebt; leben wir nun für Gott ausschließend wenigstens einige Tage.

Am 5. Dezember 1838 schreibt der Erzherzog an seinen Bruder Franz:

„Gestern kamen auf meine Einladung hier zwei Väter Jesuiten an, und morgen gedenke ich unter der Leitung Eines derselben die geistlichen Uebungen zu beginnen. Ich hatte schon seit langer Zeit ein Verlangen darnach, fand aber keine Gelegenheit, diesen Wunsch zu erfüllen. Jetzt habe ich Zeit und vollkommene Ruhe dazu, und einmal im Leben ist es gut, die Rechnungen seines Gewissens abzuschließen, weil denn doch nur Eines nothwendig ist. Gott gebe mir die Gnade, daraus die rechte Frucht zu schöpfen; Gott versagt seine Gnade denen nicht, die ihn darum bitten. Diesen Abend mache ich die Vorbereitung dazu unter der Leitung des Pater S**. Es scheint mir, er sei gerade der Mann, den mir Gott für meine geistlichen Bedürfnisse gesendet hat."

Am Schlusse derselben schreibt der Erzherzog an seinen Bruder Ferdinand: „Ich versichere Dich, daß ich in diesen Exercitien einen unaussprechlichen Trost erfahren habe und eine Leichtigkeit sie zu verrichten, die ich mir gar nicht erwarten konnte. Ich habe erkannt, daß sie mir schlechterdings nothwendig waren. Alles ist Gnade von Gott, und ich wünschte nur im Stande zu sein, derselben in den wenigen Jahren zu entsprechen, die ich vielleicht noch zu leben habe."

Bei einem so positiven Charakter, wie er dem edlen Erzherzoge Maximilian eigen war, ist es begreiflich, daß er das ungewöhnliche Geschäft, dem er sich für acht Tage gewidmet hatte, auch auf eine ungewöhnliche Weise in's Werk setzte.

Seine hohe Stellung gänzlich nicht zu beachten, sondern mit der Demuth und der Einfachheit eines Kindes sich diese Zeit hindurch dem Ausspruche und der Anordnung desjenigen zu überlassen, den er sich zum Führer seiner Seele auserwählt hatte, war sein erster Entschluß. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder," so sprach unser Herr und Erlöser, „werdet ihr für's Himmelreich nicht tauglich sein."

Er befolgte sonach die vorgeschriebene Tagesordnung mit beinahe ängstlicher Genauigkeit. Mit gespannter Aufmerksamkeit vernahm er die Worte der großen Wahrheiten unserer heiligen Religion. Von jeder Betrachtung gab er seinem geistlichen Führer genaue Rechenschaft, theilte ihm die aufgezeichneten Entschlüsse und Erleuchtungen mit, erbat sich über manche Angelegenheiten dessen Entscheidung oder guten Rath, und öffnete seine Seele allen Einflüsterungen der Gnade, mit dem festen Entschlusse, dem Rufe Gottes in keiner Beziehung ein Hinderniß entgegen zu stellen, den erkannten Willen Gottes in sein Herz, wie auf ein weißes Blatt Papier, einzuschreiben und dann demjenigen ritterlich nachzustreben, das er für zuträglich erkennen würde, sich zu heiligen, Anderen Gutes zu thun und die Majestät Gottes zu verherrlichen.

Eine solche Seelenstimmung mußte den hohen zurückgezogenen Bewohner des Schlosses Ebenzweyer ganz natürlich die verborgenen Schätze finden lassen, zu welchen ihm durch das Licht der evangelischen Weisheit in diesen stillen Tagen die Wege und der Zugang gezeigt wurden, und es lohnt der Mühe, ein paar der kostbarsten Edelsteine aus diesem verborgenen Schatze im Glanze ihrer Schönheit und ihres hohen Werthes zu betrachten. Wir können daraus schließen, wie groß und wie werthvoll erst der ganze Schatz gewesen, den der Erzherzog an den Ufern des schönen Traunsees gefunden hat. Zwar beziehen sich diese Gnadenschätze, das heißt, diese Erkenntnisse, Erleuchtungen und Einsprechungen des heiligen Geistes nur auf das innerliche Leben des Erzherzogs; dieselben haben jedoch auch auf sein späteres äußerliches Leben wichtigen und entscheidenden Einfluß genommen und demselben eine so scharf ausgeprägte Richtung nach dem Unvergänglichen, Ewigen und Himmlischen gegeben, daß man die wenigen Tage der stillen Einsamkeit zu Ebenzweyer als einen entscheidenden Abschnitt im Leben des Erzherzogs Maximilian ansehen kann.

Man könnte vielleicht ſagen, wie es in der heiligen Schrift ſteht: „das Geheimniß gehört mir, das Geheimniß gehört mir,“ und es hat in der That bis zum Lebensſchluſſe des edlen Erzherzogs beinahe kein menſchliches Auge die verborgenen Schätze geſehen, welche der fromme Erzherzog mit großem Nutzen für ſeine unſterbliche Seele zu Ebenzweyer gefunden hat. Es ſcheint jedoch, als ob der ſelige Geiſt des nunmehr Abgeſchiedenen vom Himmel herab die Zuſtimmung ertheile, zur Verherrlichung Gottes und zur Erbauung der Mitwelt Einiges zu offenbaren, was ihm in den kurzen Tagen der Einſamkeit zu Ebenzweyer im tief innerſten Grunde ſeiner Seele klar geworden iſt.

Vernehmen wir Einiges aus ſeinen Aufzeichnungen.

Mein Ebenzweyer.

„Ich habe mich bisher wenig an die Güter dieſer Welt hängen können, weil ein beſonderes Schickſal mich zeitlebens immer bald da bald dorthin ſchickte, ſo daß ich nie eine bleibende Stätte hatte und gewiſſermaßen niemals wirklich Herr meiner ſelbſt und vom Gebrauche des Meinigen war. Ich kann ſagen, ich habe nichts, deſſen Verluſt mir empfindlich ſein würde, als einige Schriften, in denen ich meine Gedanken niederlegte.

Ich äußerte mich oft murrend, daß ich wie eine Pflanze wäre, die man alle Vierteljahre verſetzt, und die daher immer wieder ausgeriſſen wird, wenn ſie kaum angefangen hat, Wurzeln zu ſchlagen, nämlich ſich an etwas zu hängen, von dem ſie immer losgeriſſen wird. Nur jetzt, eben jetzt — ſonderbar genug, in meinem ſieben und fünfzigſten Lebensjahre — glaubte ich anfangen zu können, was man gewöhnlich ſagt, zu leben. Ich wählte Ebenzweyer zu meinem Lieblingsaufenthalte, an den ich mich hängen wollte. Meine Abſicht war, mich da in Ruhe meinen Studien und Ausarbeitungen zu widmen, ein ruhiges Leben zu genießen, und insbeſondere freute mich die Ausführung eines Projektes, mir da, wo jetzt die Kapelle iſt, ein behagliches Studien- und Bücherzimmer zu bauen, welches die Mittagsſonne hätte und mehrere Bequemlichkeiten, die ich mir ausdachte. Die Kapelle hätte ſchöner und größer am Schloſſe gebaut

werden ſollen. Bloß eine Art Scheu, die alte Kapelle zu einem Wohnzimmer umzugeſtalten, hielt die Ausführung dieſes Planes noch zurück, als ich hier die heiligen Exercitien begann.

Nun geht mir durch die heutige Betrachtung ein ganz neues Licht hierüber auf.

Nein, der Aufenthalt in Ebenzweyer ſoll mir nicht zu einer gefährlichen, ſondern zu einer nützlichen, nämlich für mein Seelenheil nützlichen Ruhe dienen. Alles daſelbſt, die Kapelle, das Kruzifix auf dem Tiſche, der Tiſch ſelbſt, das Canape, ſoll mich lebhaft und immer auf die daſelbſt gehaltenen Exercitien und auf die darin gemachten Vorſätze erinnern. Alles ſoll da bleiben, genau wie es iſt, und mich tagtäglich an die guten Regungen erinnern, die ich da hatte, an die Gnaden, die ich unwürdiger Weiſe empfangen, an die große Barmherzigkeit Gottes, die mich von meinen Irrwegen zurückgerufen, an meine Vorſätze, pieuses industries, mit welchen ich dieſelben in Ausübung bringen will.

So ſoll mein Ebenzweyer für mich nicht ein Aufenthalt des Genuſſes, ſondern der Buße werden, ſo ſoll es mir nicht in jenem, ſondern in dieſem Betracht lieb und nützlich ſein; ja es ſoll mir den wahren Genuß verſchaffen, auf dem Wege des Heiles mit Gottes Gnade möglichſt vorzuſchreiten. Hier will ich beſonders das Eine Nothwendige im Auge behalten und alle Hinderniſſe dagegen, ſo viel mir Gott hiezu die Gnade gibt, beſeitigen und, ſtatt anderer ſchaaler Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaft des Heiles, deren Süßigkeit ich in dieſen Tagen nur — ſo zu ſagen — am Rande verkoſtet habe, mir eigen machen, ſie in Ausübung bringen, und ſo viel an mir iſt, auch bei Andern durch Wort und Beiſpiel befördern."

Ehre und Auszeichnung.

„Ach! für die Ehrſucht war ich in jüngern Jahren nur zu ſehr empfänglich geweſen. Gottes Barmherzigkeit hat mir dieſelbe niemals befriedigen laſſen. Ich war in meinem Leben faſt immer im Dunkeln. Nur zwei Umſtände haben mich ein bischen mehr an's Licht geſtellt, nämlich der Bau zu Linz und die Würde als Oberhaupt des Deutſchen Ritterordens; aber beide trafen mich ſchon in ſolchen Lebensjahren, in welchen ich wenig mehr dafür empfänglich war. Der Feſtungsbau in Linz war mit vielen, für meine Seele ſehr nützlichen Verdrießlichkeiten verbunden. Auch dort hatte ich einmal die Abſicht, mein Werk, ſo zu ſagen, zu genießen, durch zeitweiſen längern Aufenthalt in desſelben Nähe, wobei die Eitelkeit einige Früchte zu ernten hoffte; aber auch dieſes iſt aufgegeben.“

„Meine Stellung als Hoch- und Deutſchmeiſter ändert nicht viel in meiner Lage; doch nehme ich mir vor, bei meinem oftmaligen Aufenthalte auf den Ordensbeſitzungen ein Leben zu führen, wie ein Ordensmann, und mich daſelbſt ausſchließlich dem geiſtlichen und dem zeitlichen Wohle meiner Unterthanen zu widmen, wobei die Eitelkeit und Ehrſucht nicht viel zu gewinnen haben wird.“

„Mich anderswo aufzuhalten und mich der Gelegenheit auszuſetzen, in die Fallſtricke der Ehrſucht zu gerathen, will ich möglichſt

vermeiden; nur meinen Bruder will ich von Zeit zu Zeit besuchen, und dort bei ihm das gewöhnliche stille Familienleben führen, wobei ich hier und da ohne alles Aufsehen doch nützlich sein kann."

„Die wahre Ehre ist nur bei Gott zu finden. Wenn ich den vielen Erleuchtungen und ganz besonderen Gnaden, die Gott mir gegeben hat, nachgekommen wäre, wenn ich einer langen, seit meinem 26. Jahre dauernden Einsprechung, nach der Vollkommenheit zu streben, durch einen heroischen Entschluß gefolgt wäre, hätte ich in meinem Leben weniger Böses und für mich und vielleicht auch für das Heil anderer Seelen viel mehr Gutes gethan. Hätten Andere solche Gnaden erhalten, sie wären vielleicht heilig geworden."

„Ausgezeichnet zu sein, ist ein natürlicher Hang eines für höhere Dinge empfänglichen Herzens. Wir sind Kinder Gottes, Erben Gottes, Miterben Christi, für den Besitz des himmlischen Königreiches bestimmt. Der Drang nach Auszeichnung ist daher eine angeborene Eigenschaft unserer Seele. Aber die Ehre dieser Welt ist wie eine Seifenblase; die Gestalt dieser Welt geht vorüber. Wir sollen ausgezeichnet sein vor dem Angesichte Gottes, wir sollen geschmückt sein mit einer Auszeichnung, die etwas gilt für die Ewigkeit. Was aus Liebe zu Gott geschieht, gilt für die Ewigkeit. — Ja, von diesem Abende an soll es unverbrüchlich gelobt sein, daß ich jede meiner Handlungen verrichten, jeden meiner Entschlüsse in dem geheiligten Namen Jesu, zur Ehre Gottes fassen will. Ich will mir angewöhnen, nicht aus dem Zimmer zu gehen, oder in dasselbe zurückzukehren, mich nicht zu entschließen rechts oder links zu gehen, irgendwohin zu schauen oder nicht, als nachdem ich bei mir selbst gesagt habe, dies werde ich im Namen Jesu, zur Ehre Gottes thun. — Ich habe die Fesseln des Gehorsams, eines so positiven, leicht auszuführenden, das Gemüth erregenden Gehorsams schlechterdings nothwendig."

Ritterlichkeit.

„Unter dem Banner des Kreuzes gegen alle innern und äußern, gegen geiſtige und leibliche Feinde Chriſti und ſeiner heiligen Kirche zu ſtreiten in dem großen und immerwährenden Kampfe zwiſchen Chriſtus und dem Teufel, in welchem Kampfe keine Neutralität beſtehen kann, das iſt die natürliche Pflicht jedes Chriſten.“

„Aber an mich, den unwürdigen Sünder, iſt dieſer Ruf ganz beſonders und laut ergangen, wie ich klar erkannt habe.“

„Seit meinem 19. Jahre bin ich durch Fügungen, die gerade von Gott kamen und wobei meine eigene Wahl kein großes Verdienſt hatte, in einen geiſtlichen ritterlichen Orden berufen, der das Banner des Kreuzes auf der Bruſt trägt, der den Kampf für die Kirche zum Zwecke hat, der keinen beſonderen heiligen Stifter, ſondern eben darum unmittelbar nur Jeſum Chriſtum zum Vorbilde, zum Heerführer, zum Meiſter, zum Herrn hat. Und in dieſer heiligen Schaar bin ich ſchwaches, ſündiges Weſen ſogar zum Hauptmann erkoren; mir iſt alſo dieſe Schaar übergeben; übergeben in einem Augenblicke, in welchem ſie von einer faſt gänzlichen Erlöſchung wieder auflebt.“

„Wie ſchwer liegt alſo die Pflicht auf meinem Herzen, Jeſu Chriſto nachzufolgen, ihm zu dienen, für ihn zu ſtreiten, zu leben und zu ſterben; ſeine Feinde wo immer aufzuſuchen; mich in nichts

Anderem als im Kreuze auszuruhen, in diesem mir Kraft und das Kennzeichen meines bestimmten Berufes zu suchen, und damit anzufangen, mich selbst — so viel Gott mir die Gnade hiezu gibt — zu diesem hohen Berufe auszubilden, und zu trachten, ihn nach Kräften zu erfüllen; dann erst von mir ausgehend werde ich auf die andern Ordensglieder wirken, daß auch sie ihrem Berufe entsprechen."

„Wenn es nun schon für jeden Christen, der einen guten Willen hat, ein Leichtes ist, Christo nachzufolgen, denn dieser hat gesagt: Mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht, ihr werdet Ruhe finden für euere Seelen, und er selbst wird stark sein in den Schwachen; um wie viel leichter ist es uns Ordensleuten, wenn wir uns befleißen, das wirklich zu sein, was wir vorstellen; wenn wir mit vereinten Kräften unserem Berufe nachstreben, da der Herr deutlich versprochen hat, daß, wo mehrere in seinem Namen werden vereint sein, er sich mitten unter ihnen befinden wird."

„Aber noch um einen weitern Grad leichter muß es für uns Deutsche Ordensritter sein, die wir Maria zur besondern Schutzpatronin haben, die wir uns eigentlich deßhalb Marianische Ritter, oder Brüder von dem Deutschen Hause unserer lieben Frau zu Jerusalem nennen, und folglich auf eine ganz besondere Fürsprache der gnadenreichen Mutter Gottes rechnen dürfen."

„Diese Erwägung, die auf mehrere vorausgegangene Unschlüssigkeiten folgte, stellt mir meinen bereits längst ausgesprochenen Beruf sonnenklar vor die Augen; den Beruf, Jesu Christo nachzufolgen und für Ihn immer und überall zu streiten. Was mir aber diese Exercitien besonders lehrten und was mir jetzt ganz bestimmt einleuchtet, ist, daß ich bisher den Gegenstand dieses Kampfes äußerlich suchte und nicht bedachte oder wenigstens mich nicht entschließen wollte, diesen Streit in mir selbst, ja mitten in meinem Herzen zu beginnen."

„Nun ſehe ich klar, daß ich vor Allem damit anfangen muß, mich ſelbſt zu einem wahren Ordensmanne, zu einem Marianiſchen Ritter umzuwandeln, ja leider mich ganz neu umzuſchaffen und dann erſt von dieſem Mittelpunkte auf Andere einzuwirken, wie meine Pflicht als Ordens-Oberhaupt es mir gebietet.“

„Man nennt mich Meiſter des Ordens. Welch' tiefer Sinn liegt in dieſem Worte! — Der Meiſter ſoll das wahre, innerliche, geregelte, nicht bloß ſcheinbar und äußerlich geregelte Vorbild aller Ordensglieder ſein.“

„Das Bewußtſein meiner Schwachheiten, meiner Unwürdigkeit ſoll mir hiebei immer zur Seite ſtehen, und mich in Demuth, in der Furcht Gottes und in der für einen Vorgeſetzten ſo nöthigen Stimmung der Nachſicht gegen die Untergebenen erhalten.“

„Muthig aber und mit unbegränztem Vertrauen auf Gott den Vater, deſſen Stimme mich gerufen hat, auf Jeſum Chriſtum, meinen Bannführer und mein Vorbild, auf den heiligen Geiſt, der mich erleuchten wird, auf Maria, die ihrem erklärten Diener ihren Schutz nicht verſagen wird, will ich das Werk beginnen, das große, aber zu meinem Heile nothwendige, anfangs gewiß ſauere, aber dann mit unausſprechlichen Süßigkeiten belohnte Werk der Umgeſtaltung meiner ſelbſt, nach dem Vorbilde Chriſti, zu einem wahren Ordensmanne, wie es ſo viele meiner Vorfahren waren. Alles Uebrige wird dann mit Gottes Hilfe von ſelbſt gehen.“

Auf zum Sturm.

„Bei der Verwirrung des Gemüthes und der Schwierigkeit einen Entſchluß zu faſſen, wenn es ſich um eine Colliſion handelt zwiſchen Gewiſſenspflicht und zeitlichen Intereſſen, zwiſchen Tugend und Sünde und Verbrechen — wie zum Beiſpiel, beim Duell — fiel mir der ſchöne Vergleich des Sturmes einer feindlichen Feſtung ein, bei welchem mein König und mein Herr vorangeht.“

„Während derſelbe mit einer ganzen Schaar ſeiner Treuen dahin zieht, ruft mich ein elender Kerl auf die Seite und ſagt mir: Komm, wir wollen keine ſolche Narren ſein, unſer Blut zu verſpritzen und unſer Leben in die Schanze zu ſchlagen; ſetzen wir uns in Sicherheit und laſſen wir uns wohl geſchehen; es iſt Nacht, der Herr bemerkt uns nicht, und Niemand ſieht uns. Wenn die Feſtung erobert iſt, ſo ziehen wir mit allen Uebrigen als Sieger ein, ſchmücken uns mit Lorbeeren, frohlocken, triumphiren und theilen die Beute, wir mögen mitgeſtürmt haben, oder nicht. O niederträchtiger Schuft! O feige Geſinnung! — Mein König, mein Herr, mein guter, liebevoller Herr ſtürmt, bedeckt ſich mit Wunden, und ich, ſein Knecht, der ihm treu und ergeben ſein muß, ſoll indeſſen hier müſſig und in erbärmlicher Sicherheit ſein und meine Gemächlichkeit pflegen! Nein, ſo wahr der Herr lebt, dies erträgt mein Herz nicht. Auf! zum Sturm! mit dem Herrn auf die Breſche! An ſeiner Seite bluten, Alles, Alles mit ihm theilen, mit ihm kämpfen, bei ſeiner Fahne aushalten. Wie könnte ich einſt den Blick ſeiner Augen ertragen mit dem nagenden Bewußtſein im Herzen, daß ich Ihn ſchändlich verlaſſen habe.“

Rabboni — mein Meister.

„Von der unendlichen Liebenswürdigkeit der Person Jesu Christi kann ich mir einen schwachen Begriff machen, wenn ich bedenke, daß sein bloßes Erscheinen die Apostel — damals noch rohe, sinnliche, aber einfache Menschen, — auf der Stelle so sehr ergriffen und durch die Liebe an sich gezogen hat, daß sie, ohne sich zu besinnen, unverzüglich alles verließen, um Ihm zu folgen, Ihm, den sie noch nicht genau kannten, von dem sie gar nichts zu hoffen hatten. Was muß seine Erscheinung für eine überraschende Liebes- und Anziehungskraft gehabt haben!"

„Wo kommt in der Welt ein ähnliches Beispiel vor!"

„Petrus springt auf des Meisters Wort aus dem Schifflein in's Meer; Magdalena ist vor Liebe entzückt, als sie den Herrn nach der Auferstehung erblickt. Sie wußte nichts zu sagen, als: Rabboni — mein Meister! Das Volk harrt Tage lang in der Wüste aus, um Jesu zu sehen und seine Worte zu vernehmen, und vergißt Essen und Trinken."

„Wo kommt in der ganzen Weltgeschichte etwas vor, das diesen Beispielen auch nur vom weiten gliche! Je mehr wir Christi Worte, seine Thaten, sein Leben betrachten, desto lebhafter lodert in uns die Flamme der innigsten Liebe gegen unsern gütigen Erlöser auf, der die Menschheit und Gottheit in einer Person vereinigt, der

durch ſein Blut uns gerettet, uns durch das Geheimniß ſeiner Liebe ein Unterpfand des ewigen Lebens gegeben hat."

„Das Maß dieſer Liebe wird das Maß unſerer ewigen Seligkeit ſein. Und der Charakter der Liebe beſteht in der Aehnlichkeit mit dem Geliebten. Nun legen wir die Hand auf's Herz."

„Mein Meiſter iſt arm und leidet Kälte, und ich eile ſo ſehr mich zu wärmen, kann mich ſo ſchwer von meinem Ofen trennen."

„Mein Meiſter wandelt unter einfältigen Menſchen, und iſt von ſolchen umgeben; und ich ertrage mit ſo wenig Geduld die läſtigen Komplimentsviſiten, die ſchaalen Geſpräche, die Formalitäts-Verſammlungen, weil mein Geiſt thätig ſein möchte, und ſich einbildet, er verliere dadurch eine koſtbare Zeit, die er nützlicher verwenden könnte. Ach, wenn man ſolche Plagen, die eine Art Standespflicht ſind, geduldig ertrüge, ſie Gott aufopferte, ſie als eine Uebung der Armuth des Geiſtes annähme, könnte man wohl ſagen, daß die Zeit verloren ſei? Und was Dein Geiſt in derſelben Zeit gearbeitet, hervorgebracht hätte, kann es mehr werth ſein? Iſt es nicht von Dir durch eine Regung des Stolzes überſchätzt? Kann es Dir die Gnade Gottes nicht erſetzen, indem ſie Dir in einer Minute einen Gedanken eingibt, der mehr werth iſt, als Deines Geiſtes Arbeit von mehreren Stunden? Habe ich nicht an mir ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß mir ſolche Gedanken mitten in der langweiligſten Geſellſchaft gekommen ſind? O von nun an ſoll jede Entbehrung des Leibes oder des Geiſtes von mir freudig angenommen, manchmal auch im Geiſte der Buße oder zur Erfüllung meines Gelübdes der Armuth freiwillig mir auferlegt werden."

Die Stimme des Herrn.

„Sprich, o Herr, Dein Diener hört."

„Es steht nun vollkommen bei Dir, Alles das in Deinem Orden zu finden, was Du einst in demselben, da er dem Erlöschen nahe war, vergeblich gesucht hättest: Entfernung von jeder bösen Gefahr — gegenseitige Ermunterung durch das Beispiel im gemeinschaftlichen Leben — stets bereite Gelegenheit, guten Rath und geistliche Führung zu erhalten — Gelegenheit für das Wohl der Kirche, und das Heil der Seelen thätig zu wirken — Entschuldigung, wenn Du Dich von der Theilnahme an dem Leben und Treiben der Welt entfernen willst."

„Von mir kam das Verlangen, das Ich in Deiner Seele erweckte, und der Wunsch, in Deinem Orden eine Art Reform, ein gemeinschaftliches Leben einzuführen. Diese Gedanken habe Ich in Deinem Herzen erhalten bis zur gegenwärtigen Stunde. Nun ist es an Dir, ihn in's Werk zu setzen."

„Bisher bist Du einen falschen Weg gegangen; Du suchtest die Mittel hiezu außer Dir. Mit Dir selbst, mit der gänzlichen Reform Deines eigenen Herzens mußt Du anfangen. Dieß war der Zweck, weßhalb Ich Dich in diese Exercitien geführt habe. Du zuerst mußt ein wahrer Ordensmann werden; bis jetzt bist Du es nicht."

„Befolge die Erleuchtungen, die ich Dir gebe, verliere sie nicht aus dem Gedächtniß. Ich habe Dich jetzt betrachten gelehrt, was Du

nicht kanntest und für so schwer hieltest. Ich habe mich gnädig gegen Dich erwiesen, Dich tief gerührt, Dir alles leicht gemacht, Dein Herz an mich gezogen. Nun zeige Dich dankbar, bewahre den Schatz mit zärtlicher Sorgfalt, beharre im Gebete, bleibe recht innig mit mir vereint; liebe mich, mich allein, und verachte alles Uebrige."

„Verlasse in Wien Deinen Garten und schlage Deine Wohnung im Deutschen Ordenshause auf. Du hast da die Ordenskirche, in welcher Du die heiligen Gelübde abgelegt hast, und ganz in der Nähe das allerheiligste Sakrament."

„Du hast da ein Oratorium sehr nahe an Deinem Zimmer, wo Du zu jeder Zeit mich im Sakramente anbeten kannst. Dieser Umstand allein, mich so in der Nähe zu haben, soll Dein Herz entflammen."

„Trachte Dir einen guten Nachfolger im Meisterthum heranzubilden, und ebenso auch andere junge Leute für künftige Ordensglieder zu erziehen. Stelle Dich ganz und gar mir zu Gebote, als ein Werkzeug zur Erfüllung meines Willens."

„Halte die Absicht fest, den Orden für die Kirche und für das allgemeine Wohl wahrhaft nützlich zu machen, und in ihm einen neuen Geist zu erwecken. Das Wie und Wo werde ich Dich schon lehren. Ich werde die Gelegenheit hiezu herbeiführen; vertraue auf mich."

„Setze endlich auch den Gedanken in's Werk, den ich Dir eingegeben habe und der mir wohlgefällig ist, Schwestern des Deutschen Ordens zu gründen und scheue hiebei keine Auslagen. Ich werde Dir die Mittel zum Guten nie fehlen lassen."

Reise nach Holland.

Die Söhne des Herzogs von Modena waren indeſſen herangewachſen. Der Erbprinz ſollte die Welt ſehen, um hiedurch den Geſichtskreis ſeiner Lebensanſchauung zu erweitern. Der jüngere Prinz Ferdinand, welchen der Kaiſer von Oeſterreich zum Oberſten und Regimentsinhaber ernannt hatte, war beſtimmt, die erſten Schritte für eine ſeiner hohen Geburt entſprechende Laufbahn im Kaiſerthume Oeſterreich zu machen. Die drei Brüder waren gewohnt, ihre Angelegenheiten gemeinſchaftlich zu berathen und zu beſchließen. Der junge Erzherzog Ferdinand ſollte ſeinem Oheime, dem Civil- und Militär-Gouverneur in Galizien, ad latus beigegeben werden.

Für den Erzherzog Franz fand man keinen geeigneten Begleiter zu ſeiner Reiſe durch Deutſchland. Der liebevolle Erzherzog Maximilian trug ſich ſonach ſelbſt an, dieſes Geſchäft auf ſich zu nehmen, da er ohnedies in Angelegenheiten ſeines Ordens eine Reiſe nach Frankfurt machen mußte.

Vorerſt aber begab ſich Erzherzog Maximilian zu ſeinem Bruder Ferdinand nach Lemberg, welcher im vorigen Jahre bei ihm zu Ebenzweyer war.

Im Monate Juni kam der Herzog von Modena nach dem Wunſche Seiner Majeſtät des Kaiſers mit der ganzen Familie nach

Wien, und führte den zweitgebornen Sohn persönlich nach Lemberg, um ihn seinem Bruder Ferdinand zu übergeben.

Inzwischen bereiste Erzherzog Maximilian in Begleitung des jungen Erzherzogs Franz die Güter des Meisterthums in Schlesien, wo er durch einen Besuch seines Bruders, des Herzogs von Modena, auf der Rückreise von Lemberg erfreut wurde.

Im Monate September trat Erzherzog Maximilian mit seinem Neffen, dem Erbprinzen, in Begleitung seiner Kammerherren, des Landgrafen Fürstenberg und des Baron Dobřenski, die projektirte Reise an, welche, wie gesagt, außer einem Geschäfte des Deutschen Ritterordens zu Frankfurt hauptsächlich den Zweck hatte, den jungen Erzherzog in die Welt zu führen. Sie reisten von Ebenzweyer ab und fuhren über Salzburg, Innsbruck, Konstanz und Zürich nach Schaffhausen. Nachdem sie den Rheinfall besichtigt hatten, ging die Reise über Baden-Baden nach Karlsruhe, Heidelberg und Frankfurt. Ueberall wurden die Merkwürdigkeiten besonders in militärischer Hinsicht besehen, und zu Karlsruhe empfing der Großherzog die hohen Reisenden mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit.

Zu Frankfurt nahm der Erzherzog Maximilian als Hoch- und Deutschmeister feierlich Besitz von der dortigen Deutsch-Ordens-kommende, welche als österreichisches Gebiet angesehen wird, und die hiebei stattgefundene Feierlichkeit machte besonders den dort wohnenden Katholiken große Freude. Noch an demselben Tage wurde die Festung Mainz besucht. Dort empfing die Reisenden der Prinz Wilhelm von Preußen, Gouverneur der Bundesfestung; und des folgenden Tages wurden die Festungswerke sehr umständlich in Augenschein genommen, was für den Erzherzog Maximilian bei seiner großen Vorliebe für diesen Zweig der Kriegswissenschaft von überaus großem Interesse war.

Von Mainz aus wurde dem Herzoge ein Besuch zu Biberich abgestattet, und hierauf fuhren die Reisenden nach Darmstadt,

sie von dem Großherzoge eben so zuvorkommend wie zu Karlsruhe aufgenommen, und zu ihrer Ehre ein Artillerie-Manöver abgehalten wurde. Von da aus führte sie der Weg nach Johannesberg, wo sie der Fürst Metternich und der österreichische Gesandte in Holland Graf Senft erwartete, welche sie weiter bis Koblenz begleiteten.

Zu Rotterdam angelangt, wurden alle Merkwürdigkeiten besichtigt, und zu Haag nahm Seine Majestät der König die hohen Reisenden mit höchster Freundlichkeit und Auszeichnung auf.

Amsterdam war das Ziel der Reise. Auf dem Wege ward auch Harlem, Leyden und die Zuyder-See besichtigt. Zu Amsterdam selbst verweilten die Reisenden zehn Tage, und der Erzherzog verrichtete daselbst in der Kirche der Jesuiten seine Andacht, welche ihn nach Vollendung derselben zum Frühstück einluden.

Die Schilderung dieser merkwürdigen Stadt, so wie überhaupt der ganzen Reise, welche der Erzherzog in dem Briefe an seinen Bruder entwirft, ist zwar interessant, allein sie gehört nicht in den Kreis der uns gestellten Aufgabe.

Die beiden Erzherzoge machten die Rückreise aus Holland über Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, München und Tirol. — Erzherzog Maximilian hielt es für eine Liebespflicht, seinen theueren Neffen mit vielen Lebenserfahrungen bereichert nach Modena in den Schooß seiner erlauchten Familie zurückzubringen, und nach einem kurzen Aufenthalte daselbst kam er in den ersten Tagen des Monats Dezember wieder nach Ebenzweyer zurück.

Er ahnte nicht, daß dort nach wenigen Tagen Einer seiner Freunde — wie er ihn selbst nennt — von dem Schauplatze dieser Welt abtreten und das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen würde.

Der General Wöber wurde ganz unvermuthet von Krämpfen oder einem Schlagflusse ergriffen, schrie auf: Jesus, Maria und

Joſef, und lag dann fünfzehn Stunden lang ohne Bewußtſein, bis er ſeine ſchöne Seele aushauchte.

„Ich verliere an ihm“ — ſo ſchreibt der Erzherzog — „einen wahren Freund. Ich lebte mit ihm durch vier und dreißig Jahre, alſo die ganze Zeit meiner Thätigkeit. Allezeit gab er mir Beweiſe aufrichtiger Anhänglichkeit und theilte mit herzlicher Innigkeit alle meine Schickſale. Zudem ſtand er mir jederzeit als ein Mann von zuverläßlichen Anſichten und religiöſen Grundſätzen zur Seite; deßhalb ſchlägt ſein Verluſt meinem Herzen eine tiefe Wunde. Ich bedauere nur, daß er die heiligen Sterbeſakramente nicht empfangen konnte; er erhielt jedoch die Losſprechung und die letzte Oelung, denn ſein Beichtvater ſtand ihm bis zum letzten Athemzuge bei. Er hatte ſich vorgenommen am morgigen Tage die heilige Kommunion zu empfangen, und als er vorgeſtern in der Meſſe und bei einer Predigt war, welche von der Vorbereitung zum Tode handelte, war er ſo gerührt, daß er, nach Hauſe zurückgekommen, in Thränen ausbrach. Auch das war eine Gnade von Gott, um ihn zum Uebergange in's ewige Leben zu bereiten. Uebrigens war er ſtets ſo fromm und gottesfürchtig, daß man hoffen darf, ſeine Seele werde in Frieden ruhen.“

Himmelswege.

Wer das innerliche Seelenleben kennt, der weiß, daß es in der Lebensgeſchichte jedes Menſchen, wenn er anders nicht ganz gottvergeſſen und wie ein unvernünftiges Thier des Adels der Unſterblichkeit gänzlich unwürdig iſt, gewiſſe Momente oder Zeiten oder Ereigniſſe gibt, welche in ſeiner Geſinnung, in ſeinen Wünſchen, oft auch in ſeiner äußerlichen Lebensthätigkeit — ſo zu ſagen einen Wendepunkt bilden. Wir ſehen das bei den meiſten Heiligen, wir erfahren es an uns ſelbſt, wenn wir uns die Muße genommen haben, über die vorzüglichſte Aufgabe unſerer Beſtimmung nachzudenken.

Wer ungläubig iſt, muß ſich zum Glauben bekehren, „denn ohne Glauben iſt es unmöglich, Gott zu gefallen.“ Wer in der Sünde lebt, muß ſich zur Buße bekehren; denn „wenn Ihr nicht Buße thut, werdet Ihr Alle miteinander zu Grunde gehen,“ ſpricht der Herr.

Wer bereits bußfertig wandelt, muß ſich zur Beſſerung bekehren, denn „wer gerecht iſt, werde noch gerechter.“ Der gebeſſerte Menſch muß ſich in einem gewiſſen Sinne zur Tugend bekehren, nach dem Worte Jeſu: „Lernt von mir, denn ich bin ſanftmüthig und demüthig von Herzen,“ und wer tugendhaft iſt, ſoll vollkommen

werden nach Christi Wort: „seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater vollkommen ist;“ und wer vollkommen ist, soll noch vollkommener werden,“ denn die Schrift sagt: „Wer heilig ist, soll noch heiliger werden.“

Auch im Leben unseres lieben Erzherzogs sehen wir einen solchen Wendepunkt.

Durch Gottes Gnade, durch streng christliche Erziehung, war sein Wandel zwar von Jugend an nicht bloß korrekt, sondern nach den Grundsätzen des Christenthums auferbaulich und tugendhaft, wie aus dem bisher Gesagten leicht verständlich ist. Nach den stillen Tagen in Ebenzweyer aber, wovon wir früher gesprochen, ging dem Erzherzoge ein neuer Stern der Erleuchtung über die Wege auf, die zum Himmel führen.

Sein für alles Große empfängliches Gemüth überhörte auch den Ruf der Gnade nicht. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen,“ ruft ihm der göttliche Erlöser zu. Einem Jeden wird vergolten werden nach seinen Werken. Je mehr wir hier auf Erden gethan für Gottes Ehre, für Werke der Liebe, für's Heil der Menschenseelen, desto klarer wird unser unsterblicher Geist im Himmelreich Gott als das höchste unendliche Gut erkennen und anschauen, desto inniger werden wir Ihn lieben, desto herrlicher werden wir in Ihn gleichsam umgestaltet werden, desto seliger werden wir Ihn besitzen, desto näher werden wir bei dem Herzen Jesu Christi sein, desto reichlicher werden wir an den Schätzen seiner Liebe theilnehmen, desto glücklicher werden wir mit Ihm regieren, eine ganze Ewigkeit hindurch.

Diese großen Wahrheiten unseres heiligen beglückenden Glaubens hatten auf das Herz und den Geist des Erzherzogs einen großen Eindruck gemacht, und obwohl seine Stellung in der Welt die nämliche blieb, wie zuvor, wiewohl er hoffen konnte, so wie

alle Christen durch Erfüllung seiner Pflicht, durch die Treue gegen Gottes Gesetz, durch die Uebung der gewöhnlichen Tugendwerke auf dem rechten Himmelswege zu wandeln, wiewohl er schon seit lange her entschlossen war, sich mit dem bloß Nothwendigen, mit dem Alltäglichen nicht zu begnügen, so ward doch jetzt sein Verlangen ohne Vergleich mehr gesteigert, solche Thaten zu vollbringen, die ihn höher hinauf zu größerer, ewiger Glorie zu führen vermöchten.

Deßwegen dachte er über die Himmelswege nach, die er nach seinen Lebensverhältnissen einschlagen könnte. In der Nachfolge Jesu auf die Ehren dieser Welt keinen großen Werth zu legen, die Freuden dieses Lebens aus übernatürlichen Beweggründen nicht zu genießen, die Reichthümer, die ihm Gott anvertraut hatte, zur Verherrlichung Gottes und zum Besten der Menschen zu verwenden, für die Kirche Gottes zu eifern und sich an ihrem Aufblühen zu erfreuen, Werke der Liebe und Barmherzigkeit im Kleinen und im Großen zu verrichten, nach Kräften die Bemühungen der Diener Gottes zur Rettung der Seelen zu unterstützen, solche Anstalten zu gründen, deren Fortdauer einen nachhaltigen Einfluß auf die Erreichung hoher Zwecke zu nehmen geeignet wären, kurz Großthaten jeder Art zu vollbringen, die verdienen sollten, in's Buch des Lebens eingeschrieben zu werden, — solche und ähnliche Entschlüsse schienen dem Erzherzoge gleichsam verschiedene Himmelswege zu sein, die zwar alle an das Eine große Ziel unserer erhabenen Bestimmung, aber auf höhere, mehr ausgezeichnete und mehr beglückende Weise zu führen geeignet wären, und der Ausdruck eines höheren Grades der reinen, edlen, heiligen, himmlischen, ewigen Liebe sein sollten.

Aus dieser Quelle flossen jene großartigen Ströme von Barmherzigkeit, Seeleneifer und Tugendübungen, welche wir im Leben des Erzherzogs Maximilian bewundern, und welche uns um so liebenswürdiger erscheinen, je weniger bei ihm die Rechte wußte,

was die Linke that, ſo daß er ſelbſt in den Briefen an ſeine Brüder, denen er doch, ſo zu ſagen, alle ſeine Gedanken mittheilte, deſſen nur inſoferne Erwähnung macht, als es die ſichtbaren Thatſachen erheiſchten.

Es ſei uns ſonach erlaubt, den Faden ſeines perſönlichen Lebens einigermaßen zu unterbrechen, und ohne uns an die chronologiſche Ordnung zu halten, gleichſam nur einen Ueberblick in großen Zügen zu zeichnen, welche Opfer Erzherzog Maximilian für kirchliche und wohlthätige Zwecke gebracht, und welche Andenken er der Nachwelt hinterlaſſen hat.

Eifer für den Deutschen Orden.

Gemäß der in den ſtillen Tagen zu Ebenzweyer gefaßten Entſchlüſſe zog der Erzherzog aus ſeinem lieben Garten in der Vorſtadt in's Deutſche Haus in der Stadt, und beſchäftigte ſich vor Allem mit den Geſchäften ſeines Ordens.

Es iſt eine nach den Grundſätzen des Evangeliums geregelte Charitas, daß man bei freiwilligen Werken der Liebe zuerſt für diejenigen Sorge trägt, an die uns die Bande der Verwandtſchaft, der Freundſchaft, der Brüderlichkeit vorzugsweiſe feſter und inniger knüpfen.

Außer ſeiner hohen Familie ſtand dem Erzherzoge Maximilian Niemand näher, als der Deutſche Ritterorden. Er war der Meiſter, das Oberhaupt, der Vater, das Vorbild, der Kommandant der ganzen kriegeriſchen Schaar.

Von dem Feldherrn und ſeiner Führung hängt das Schickſal der Schlachten ab.

Es war alſo in der Natur der Sache gegründet, daß ihm vor Allem am Herzen lag, den Orden, ſo weit es in unſerer Zeit möglich wäre, wieder zur Höhe ſeines urſprünglichen Berufes zu erheben.

Wenn wir einen Blick in die Geſchichte der Deutſchen Ordens-konvente machen, ſo ſehen wir, daß bei der Entſtehung des Ordens die Ritter, die Prieſter und die Jungfrauen Hoſpitaliterinnen in eigenen Konventen verſammelt waren, um dort oder von dort aus

nach ihrem ſpeziellen Berufe der Kirche und der leidenden Menſchheit zu dienen, und hiebei als wahre ſtrenge Ordensleute ſich zu heiligen.

Als der Erzherzog nachdachte, was er als Deutſchmeiſter und Oberhaupt des Ordens thun könnte, um demſelben in ſeiner dermaligen Geſtalt eine Bedeutung und eine ſeinem Berufe entſprechende Thätigkeit zu geben, ſo erkannte er ſehr bald und nicht ohne eine Art von Bedauern, daß in Betreff der Ordensritter, welche den weſentlichen und hervorragendſten Theil des Deutſchen Ordens bilden, nichts zu veranlaſſen oder zu ändern ſei. Die Sache wird bleiben wie ſie iſt, denn es gibt keinen Kampf mit den Sarazenen mehr; in Konventen zu wohnen, iſt für Soldaten nicht ausführbar, die ſich beim Regimente oder in einer anderen militäriſchen Stellung befinden, und den Kranken und Siechen zu dienen, geht auch nicht mehr an, und wäre für hochadelige Offiziere, die von ſechzehn Ahnen abſtammen und zu den ausgezeichnetſten Familien des Kaiſerſtaates gehören, nach dem Geiſte unſeres Jahrhunderts nicht mehr paſſend.

Zwar ſind dieſelben wahre Religioſen, tragen zum Zeichen ihrer Würde das Kreuz auf der Bruſt, das für ſie einen ſolchen Werth haben ſoll, daß ſie nach alter Sitte keinem andern Orden neben dem Kreuze Platz geben dürfen: zwar müſſen ſie nach Gewiſſenspflicht die feierlich abgelegten Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams und ihre Ordensſtatuten beobachten, bei Androhung einer Rechenſchaft für die Ewigkeit, wenn ſie dieſelben verletzen würden; aber dies Alles ändert ihre weltliche Stellung nicht, dieſelbe ſetzt ſie vielmehr noch größeren Gefahren aus und macht es ihnen ſchwerer, ihren Obliegenheiten treu zu entſprechen; denn es gehört eine Art von Heldenmuth dazu, gegen die falſchen Grundſätze der Zeit und die Vorurtheile der Welt mit offenem Viſir zu kämpfen. Es ſcheint ihnen alſo keine andere ſpezielle Berufsthätigkeit übrig zu bleiben, als die Verwendung des Ueberſchuſſes ihrer geiſtlichen Einkünfte zu Werken der Barmherzigkeit: ein Beruf, der gewiß manchem der

hohen Ritter ſchon großen Seelentroſt brachte, wie man dieſes beiſpielsweiſe bei dem in Gott ruhenden Fürſten Lobkowitz mit Gewißheit vorausſetzen kann, da er zum Baue des Kloſters und zum Unterhalte der barmherzigen Schweſtern vom heiligen Karl in Prag nicht bloß ſein Vermögen verwendete, ſondern in ſeiner Demuth ſich ſogar perſönlich bei dem Baue des Kloſters betheiligte, indem er in lebendigem Glauben die Worte des Erlöſers feſthielt: „Was ihr dem Geringſten aus eueren Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan.“

Wenn übrigens die Ordensritter wirklich vom Geiſte des lebendigen Chriſtenthums und ihres Ordens durchdrungen ſind, und den Muth haben, durch Wort und That in ihrer militäriſchen Stellung ihren Stand und ihre Grundſätze zu bekennen, ſo wäre das Eine zu wünſchen und dem hohen Berufe eines Deutſchen Ritters entſprechend, daß ſolchen chriſtlichen Offizieren einflußreiche Stellen in der Armee anvertraut würden, wo ſie nicht bloß als tapfere, ſondern, was vor Gott mehr gilt, als chriſtliche Soldaten ein Vorbild für ihre Gefährten und Untergebenen ſein und im Kriegsheere den Geiſt des Chriſtenthums, wenn nicht einführen, doch erhöhen und bewahren könnten.

Eine ſolche Thätigkeit wäre allerdings der Deutſchen Ordensritter würdig, und könnte und müßte die wichtigſten moraliſchen Folgen für die öſterreichiſche Armee haben, beſonders wenn ſich die Zahl ſolcher adeliger chriſtlicher Helden bedeutend vergrößerte.

Indeß liegt es außer dem Kreiſe der Wirkſamkeit des Ordens und des Großmeiſters, dem Deutſchen Ritterorden ein ſolches Feld der Thätigkeit anzuweiſen.

Der Erzherzog mußte ſich ſonach in Hinſicht der Ordensritter auf die Sorge beſchränken, daß ſie während der Zeit des Noviziates mit dem Geiſte des Ordens recht vertraut würden, daß er ſodann jeden derſelben drei Monate hindurch in ſeinem Hauſe und durch ſeinen perſönlichen Umgang für ihren Beruf zu begeiſtern ſuchte,

und daß er endlich den Wunsch nährte, einen Nachfolger zu haben, der von solchen Gesinnungen durchdrungen war; ein Wunsch, der im Jahre 1845 in Erfüllung ging, als Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Wilhelm in den Orden eintrat, und am folgenden Tage nach seinem Ritterschlage zum Koadjutor des Hoch- und Deutschmeisters mit dem Rechte der Nachfolge von dem Großkapitel des Ordens erwählt wurde.

Anders verhält sich die Sache mit den Konventen für Deutsche Ordenspriester und Hospitaliterinnen.

In den früheren Jahrhunderten wohnten die Priester zum Theile in den Ritterkonventen, zum Theile späterhin in eigenen Priesterkommenden.

Ihre Aufgabe war natürlich keine kriegerische, aber die Seelsorge für die kämpfenden Ritter, für die dienenden Halbbrüder, für die Kranken und Siechen, welche sie geistlicher- und leiblicherweise pflegten, für die Ordensschwestern, wo deren Konvente bestanden, endlich für das christliche Volk auf den Pfarreien, die theils gänzlich zum Orden gehörten, theils durch das Patronatsrecht vom Orden abhängig waren, — dies war das große Feld ihrer Thätigkeit und ihres Berufes, wozu sie in Ordenskonventen erzogen und für das geistliche Leben gebildet, von wo aus sie auf Pfarreien gesendet wurden, wohin sie sich nach Maßgabe des Ordensgehorsams wieder zurückziehen konnten.

Aber die Priesterkonvente verschwanden im Laufe der Zeit; es gehörten zwar noch Priester zum Deutschen Orden, sie wurden als solche eingekleidet, trugen den weißen Mantel und das Ordenskreuz, sie hatten aber keine Ordenserziehung, kein Ordenshaus, sondern waren, den Namen ausgenommen, beinahe wie Weltpriester, welche die zum Orden gehörigen Pfarreien versahen.

In ähnlicher Weise bestanden vom Anfange her auch fundirte Konvente der Hospitaliterinnen des Deutschen Ordens, in welchen

Profeß- und Halbſchweſtern ſich dem Dienſte und der Pflege der Kranken geweiht hatten; und die nach ihren alten Statuten und Groß-Kapitularbeſchlüſſen, mit dem Deutſchen Orden vollkommen vereinigt waren.

Im 15. Jahrhundert gab es in Deutſchland noch mehrere Schweſterhäuſer, wie z. B. in der Ballei Elſaß und Burgund, zu Bern in der Schweiz, im Wippthal bei Sterzing in Tirol u. ſ. w.

Dieſe Schweſterhäuſer unterſtanden den Landkomthuren in den Balleien, wo ſie ſich befanden.

Im Sturme der Reformationszeit gingen alle derlei Konvente zu Grunde, und ſeitdem exiſtirte kaum mehr eine Spur derſelben.

Dem ſcharfſichtigen Geiſte des Erzherzogs Maximilian, der über die Schickſale ſeines Ordens nachdachte und vom Verlangen brannte, dem verſtümmelten Reſte desſelben wieder Geiſt und Leben einzuhauchen, entging es nicht, daß ſich bei dieſen Nebenzweigen des Ordens eine Annäherung an den urſprünglichen Zweck ihres Berufes wenigſtens theilweiſe in's Werk ſetzen laſſe, was bei den Ordensrittern durch die Zeitumſtände zur Unmöglichkeit geworden iſt.

Wie dies geſchehen ſollte, wie dies geſchehen könnte, war Jahre hindurch der Gegenſtand ſeines Nachdenkens, ſeines Gebetes und ſeines opferwilligen Strebens.

Auf welche Weiſe der großherzige Deutſchmeiſter alle Hinderniſſe überwand und noch vor ſeinem Hinſcheiden aus dieſem Leben zum Theil ganz an's Ziel gelangte, zum Theil ſeine Plane ſo weit führte, daß ſein ritterlicher Nachfolger das Werk ganz leicht wird vollenden können, wollen wir abgeſondert in flüchtigen Zügen darzuſtellen verſuchen. Es werden uns dieſe Abſchnitte Gelegenheit bieten, die Erleuchtung, den Muth, die religiöſe Tugend, die Opferwilligkeit und die Liebe des Erzherzogs Maximilian praktiſch glänzen zu ſehen.

Stiftung der Deutsch-Ordensschwestern.

Die drei Eſtenſiſchen Brüder, der eine als regierender Fürſt, der andere als Marſchall, der dritte als Deutſchmeiſter, waren zwar ihrem perſönlichen Charakter und ihrer Weltſtellung nach ſehr verſchieden; aber ſie waren vollkommen Eines in Bezug auf die Grundſätze des Glaubens, der Religion, der Staatszwecke und der Mittel, ſie zu erreichen.

Deßhalb waren alle drei tief überzeugt, daß gut geregelte Ordensgemeinden im Staate von dem wichtigſten Einfluſſe ſind für die Erziehung und die Werke der chriſtlichen Nächſtenliebe.

Um jetzt nur von Frauenklöſtern zu ſprechen, begünſtigte der Herzog von Modena vor Allem die Töchter des Herzens Jeſu. Erzherzog Ferdinand berief nach Galizien die Frauen vom Herzen Jeſu, und Erzherzog Maximilian war von jeher beſonders geneigt für barmherzige Schweſtern.

Nachdem er bereits in Wien ſo Vieles für dieſelben gethan, freute er ſich, daß dieſelben auch zu Linz eingeführt werden ſollen. „Ein Mittel gegen die Uebel der Zeit auch in dieſem Lande“ — ſo ſchreibt er — „iſt das Inſtitut der barmherzigen Schweſtern, für welche jetzt Jedermann eingenommen iſt, ſogar die Beamten, und das will viel ſagen.“

„Eine barmherzige Schwester braucht für sich wenig, wohnt in einem Winkel des Schlafzimmers, ißt sehr wenig, kleidet sich einfach, verzichtet auf allen Putz und alles Vergnügen, leistet der menschlichen Gesellschaft große Dienste, trägt unglaublich viel zur moralischen Besserung bei, begeistert die Gemüther für die Religion und steht mit liebevoller Pflege den Kranken und Armen bei. Ihre Zurückgezogenheit vermindert die große Zahl der Frauenspersonen, die in der Welt keine Stellung haben, so vielen Gefahren ausgesetzt sind, oder unglückliche Ehen schließen. Man braucht nur ein Haus für solche Schwestern zu eröffnen, so strömen gleich eine Menge Aspirantinnen herbei, und dies allein beweist schon, wie unumgänglich nothwendig solche Institutshäuser sind. Zu Linz will man ein Haus für die barmherzigen Schwestern gründen. Dem Bischof wurde hiezu von einem Wohlthäter ein Kapital von 25 bis 30 Tausend Gulden versprochen. Die Stadt gibt das Lokal, aber es muß noch viel dazu gebaut werden."

„Ich habe einen gut überdachten Vorschlag gemacht, wodurch man Geldmittel zu diesem Zwecke herbeischaffen könnte, nämlich eine feste Brücke statt der hölzernen über die Donau zu bauen. Der Brückenzoll würde nicht bloß die Kosten hereinbringen, sondern es könnte ein Theil auch für die barmherzigen Schwestern verwendet werden."

Da man in diesen Vorschlag nicht einging, und es dem guten Erzherzoge wehe that, zu sehen, daß die armen barmherzigen Schwestern keine rechte Wohnung, keine Säle zum Spitale und keine Kapelle hatten, so war nach seiner großmüthigen Gesinnung sein Entschluß bald gefaßt. Er führte den Bau auf eigene Kosten aus, die mehr als 40 Tausend Gulden betragen haben, und all das Gute, alle die Werke der Barmherzigkeit, welche im Linzer-Kloster seit 20 Jahren und bis zur Stunde noch geübt werden, kommen wenigstens zum größten Theile auf die Rechnung des edlen Erzherzogs, der jetzt im Himmel sein Liebesopfer gewiß nicht bereuen wird.

Die Liebe zur Barmherzigkeit, die sein edles Herz antrieb, überall Gutes zu thun, wo es sich darum handelt, den Armen und Leidenden zu Hilfe zu kommen, hatte natürlich seit langer Zeit den Wunsch rege gemacht, in dem Deutschen Orden den Zweig der Hospitaliterinnen wieder in's Leben zu rufen.

Wir wollen sehen, wie der Erzherzog durch Klugheit, Großmuth, Ausdauer und Opferwilligkeit auf kirchlichem Wege diesen in seinen Folgen so wichtigen Lieblingsgedanken zur Ausführung brachte.

Vor Allem legte der Erzherzog seine Gedanken dem heiligen Vater vor, und erhielt am 22. März 1838 durch den apostolischen Nuntius die Antwort, daß der heilige Vater mit Freude das Projekt des Hoch- und Deutschmeisters ergriffen habe, Deutsch-Ordensschwestern zur Krankenpflege und zum Mädchenunterricht einzuführen.

Hierauf entwarf der Erzherzog die Regeln für die Ordensschwestern und legte seinen Plan dem Großkapitel des Deutschen Ordens vor.

Man gab jedoch anfangs ein negatives Votum, weil durch die Stiftung der Ordensschwestern der Orden frivolen Witzeleien ausgesetzt werde, weil der Orden hiedurch eine bleibende Servitut übernehme, weil hiedurch dem Orden neue Lasten zuwachsen würden, weil die Zeitverhältnisse verändert sind, weil endlich das gesammte Ordensvermögen ein Lehen des Kaisers ist und das Meisterthum gleichsam nur tertio Genitur, und endlich weil schon in der Vorzeit das Institut des Hospitaliterinnen sich nicht aufrecht halten konnte.

Da jedoch späterhin der Erzherzog erklärte, daß er die Stiftung ganz aus seinem Privatvermögen machen wolle, und der Orden gar nicht belastet werde, die Schwestern auch den Großkomthuren gar keine Beschwerde machen, sondern ausschließend nur unter der obersten Leitung des Hoch- und Deutschmeisters stehen sollen, so erklärte sich das Ordenskapitel einverstanden, und nachdem die Regeln allseitig auch von dem Olmützer Erzbischof geprüft und von Seiner

Majestät dem Kaiser die provisorische Einführung der Schwestern genehmigt wurde, wendete sich der Erzherzog an den heiligen Stuhl um Gutheißung der Regeln und Einführung der Deutsch-Ordensschwestern.

In der Bitte an den Papst, welche der Erherzog persönlich in italienischer Sprache abfaßte, wird der ganze Hergang dieses wichtigen und folgereichen Unternehmens klar und ausführlich dargestellt. Es lohnt sich der Mühe den ganzen Text derselben folgen zu lassen:

Heiligster Vater!

„Der geistliche ritterliche Orden Sanctae Mariae Teutonicorum, des Deutschen Hauses unserer Lieben Frau von Jerusalem, dem ich gegenwärtig unwürdiger Weise als Meister vorstehe, hat einen doppelten Beruf zu erfüllen, nämlich jenen: die heilige katholische Kirche zu vertheidigen, und jenen: Werke der Nächstenliebe zu verrichten."

„Seit der Zeit seiner Entstehung im zwölften Jahrhunderte war der Orden immer bemüht, diesem zweifachen Berufe zu entsprechen, und zwar zuerst, indem er im gelobten Lande gegen die Sarazenen kämpfte und dann, indem er die daselbst verwundeten und kranken Kreuzfahrer in seine Krankenhäuser aufnahm oder sie in seinen Hospitien oder Ordenshäusern, die er längs der Straßen erbaute, über welche die Kreuzfahrer ziehen mußten, um in das gelobte Land zu gelangen, beherbergte. In der Folge, als der Orden nach Nord-Deutschland berufen wurde, um es gegen den Einfall der Barbaren des Nordens und des Orientes zu beschützen, war er Jahrhunderte lang die Vormauer der Christenheit gegen jene Seite hin, und während er die zahlreichen ihm untergebenen Völker dem Zustande der Rohheit entriß, übte er zugleich gegen dieselbe jede Art von Werken der Nächstenliebe."

„Es folgte der für den Orden höchst traurige Zeitpunkt, in welchem sein Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg in das Lutherthum verfiel und dem Orden alle seine sehr ausgedehnten Länder in Nord-Deutschland entriß, um sie zum Erbtheile seiner Familie zu machen, so zwar, daß der Orden auf den Besitz seiner in allen übrigen Theilen Deutschlands zerstreuten Kommenden und eines kleinen Fürstenthums im Fränkischen Kreise beschränkt wurde."

„Seinem Berufe getreu, hörte der Orden nicht auf, unter den Fahnen des heiligen römischen Reiches Kriegsdienste zu leisten, besonders in den unaufhörlichen Kriegen gegen die Türken, und in seinen verschiedenen Kommenden Siechenhäuser zu erhalten."

„Als die unglückliche Epoche der französischen Revolution eintrat, und sich ihre Heere über Deutschland ergossen, verlor der Orden daselbst alle seine Kommenden. Der einzige Kaiser von Oesterreich wollte sie dem Orden in seinen Staaten erhalten, und als nach dem Verlaufe der unvermeidlichen Folgen der vorhergegangenen stürmischen Zeiten ein Zustand der Ruhe wieder zurückgekehrt war, ermächtigte er seinen Bruder, den Erzherzog Anton, damaligen Hochmeister, den Orden durch Aufnahme von Ritter-Novizen fortzusetzen. Aber der Himmel vergönnte ihm die Freude nicht, sie im Orden einzukleiden, da er von einem frühzeitigen Tode dahingerafft wurde, während sie sich noch im Noviziate befanden."

„Vom Ordenskapitel zu seinem Nachfolger erwählt, hielt ich es für meine erste Pflicht, mich damit zu beschäftigen, den fast wiedergeborenen Orden zur Erfüllung seines doppelten Berufes auf die beste Art hinzuleiten, welche die Umstände zulassen würden."

„Den Beruf, die heilige Kirche zu vertheidigen, sah ich hinlänglich dadurch erfüllt, daß alle Ordensritter sich in Kriegsdiensten des österreichischen Kaisers, nämlich des vorzüglichsten Vertheidigers der heiligen christkatholischen Kirche befinden und daß alle durch

ein ausdrückliches Gelöbniß verbunden sind, drei Feldzüge zu machen, wenn sich ihnen die Gelegenheit hiezu darbietet."

„Der andere Beruf jedoch, jener nämlich, sich den Werken der Nächstenliebe zu widmen, schien mir noch unvollkommen erfüllt durch den bloßen Bestand einiger Spitäler für Arme, die in einigen Kommenden gestiftet sind, so wie durch jene einzelnen Werke der Nächstenliebe, welche die Ordensritter ausüben mögen in dem unvermeidlichen Zustande ihrer Zerstreuung, in den sie durch ihre militärische Stellung versetzt sind."

„Nachdem ich reiflich in Ueberlegung gezogen, welches Werk der Nächstenliebe unter den dermaligen Umständen die eingreifendste Wirkung zu erzeugen im Stande wäre, stellte sich mir klar die Betrachtung entgegen, daß das materielle Hauptelend unserer Tage einzig und allein und an allen Orten in dem ununterbrochen wachsenden Pauperismus liege, der die unmittelbare Folge des in ganz Europa immer mehr und mehr überhandnehmenden Uebermaßes der Bevölkerung ist, welch' letzteres wieder ganz allein als die nothwendige Folge der, bei einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes, um sich greifenden Empörung gegen die wahrhaft christkatholischen Gebote der Enthaltsamkeit angesehen werden kann. Dieser Empörung, welche zuerst in den der Ketzerei verfallenen unglücklichen Ländern anfing, folgten leider nur zu sehr auch die katholischen Länder nach, indem man die in denselben bestehenden religiösen Vereine beiderlei Geschlechtes auflöste, die nicht allein als Freistätte für eine große Anzahl Personen dienten, die sich nach einer ausschließlicheren Widmung im Dienste Gottes sehnten, um solchergestalt mit Verleihung des göttlichen Beistandes die Tugend der Enthaltsamkeit ausüben zu können, — sondern es gingen aus eben diesen Vereinen leuchtende Beispiele der Tugend selbst hervor, die sich auf ganz wunderbare Weise über die gesammte umgränzende Bevölkerung verbreiteten."

„Diese so heilsame Wirkung ist größtentheils den religiösen Frauenvereinen zuzurechnen, indem Frauen ganz erklärlicher Weise jederzeit einen wirksameren Einfluß auf das weibliche Geschlecht ausüben können, und es doch beinahe ganz allein die Frauen sind, von denen die Erhaltung der guten Sitten abhängt."

„Außerdem scheint es mir der Beachtung werth zu sein, daß der Abscheu vor der Sittenlosigkeit, welchen der göttliche Schöpfer dem weiblichen Herzen eingehaucht hat, so bedeutend ist, daß, wo immer eine ehrenvolle religiöse Freistätte für das weibliche Geschlecht errichtet wird, der Zudrang zu selber sich auf das Aeußerste steigert, und um desto mehr, als nach Maßgabe der übermäßigen Bevölkerungs-Ueberfüllung eine größere Zahl von der Ehe ausgeschlossen wird. Aus dieser Veranlassung kam es auch, daß man in der Vorzeit in allen Städten des Christenthums unzählige Klöster oder andere religiöse Freistätten für den jungfräulichen Stand auftauchen sah, durch welche es einzig und allein unbestreitbar möglich geworden war, einer ausgearteten Vermehrung der Bevölkerung kräftig entgegen zu steuern, indem das in diese Freistätte sich geflüchtete weibliche Geschlecht sich nicht allein wohl hütete, hiezu selbst beizutragen, sondern auch durch Beispiele, Ermahnungen und Rathschläge wunderbarer Weise auf die Gemüther ihrer Blutsverwandten, Freunde und Bekannten einwirkte, wobei sie das der Enthaltsamkeit so sehr entgegengesetzte Laster mit dem Fluche des Schimpfes und der Schande, die das Frauenherz zu ertragen nicht im Stande ist, als verabscheuungswürdig verbannten."

„Zieht man in Ueberlegung, daß Frankreich, so sehr es auch in Irreligiösität, man möchte sagen bis zur Tollheit und Raserei, versunken war, es nicht wagte, einen großen Theil jener religiösen Frauenfreistätten anzutasten, in welchen inmitten der ruchlosesten Verfolgungen das heilige Feuer des Glaubens und der Liebe zu Gott nicht erlosch, so sieht man ebenfalls, daß kaum, als diese Ver-

folgungen sich nur einigermaßen beilegten, mit neuer Kraft aus diesen Freistätten der frommen Frauen die Gefühle, die Grundsätze und die Handhabung einer von dem größten Theile der Bevölkerung beinahe ganz vergessenen Religion sich über das ganze weite Land ergossen haben, so wie man auch die Zahl dieser Freistätten, die sich gleichzeitig immer mehr und mehr füllten, unter den verschiedenartigsten Gestaltungen und Benennungen, heranwachsen sah."

„Diese Gedanken gaben mir die Ueberzeugung, daß Frankreich es diesen zahllosen und vielgestalteten religiösen Frauenfreistätten und nichts anderem zu danken habe, von der schrecklichen Geißel der Ueberbevölkerung weniger als jedes andere Land Europa's getroffen zu sein; und nun von diesem Frankreich, dem das Gift der irreligiösen Grundsätze entquoll, und welches mit Gewaltthätigkeit als Zerstörer aller frommen Stiftungen auftrat, dessen natürliche Folge die sich über ganz Europa gezogene Geißel der Ueberbevölkerung war, — und nun sage ich, von diesem nämlichen Frankreich aus sehen wir das Gegengift auf die benachbarten Länder sich ausbreiten, nämlich die Errichtung von frommen Frauenstiftungen, die an allen Orten emporsprießen und auch gleichzeitig bis auf das Aeußerste sich bevölkern, — ein offenbarer Beweis, daß diese mehrerwähnten Stiftungen das wahre und einzige Heilmittel sind, welches der allgemein leidende Zustand Europa's laut hervorruft."

„Während ich in meinem Innern diese Morgenröthe besserer Zeiten begrüßte, konnte ich nicht umhin, zu erkennen, daß viele dieser außerhalb Frankreich entsprossenen frommen Frauenvereine, wiewohl in der besten Absicht gegründet, und auch höchst lobwürdig in ihrem ganzen Benehmen, — dennoch sowohl einer sichern Grundfeste entbehren, als auch in einem Stande der Vereinzelung sich befinden. Und deßhalb können sie sich auch niemals über den Stand eines einfach religiösen Vereines (deren Wirken auf einem Kirchsprengel beschränkt ist) zu jenem eines eigentlichen religiösen Ordens erheben,

der wie alle Orden in sich die Mission und die Mittel habe, sich als eine geschlossene Einheit über den ganzen katholischen Erdball auszubreiten; um so mehr, da, wie mir scheint, auf gleiche Weise, wie die Rebe der Stütze benöthigt, auch die religiösen Frauenvereine eines religiösen Männerordens bedürfen, um in demselben eine Stütze zu finden, und zugleich durch ihn eine feste, gleichförmige Leitung zu erhalten. Auf diese Weise kommt mir vor, breiteten sich die Klarissinnen, Dominikanerinnen, Augustinerinnen, Benediktinerinnen, Kapuzinerinnen ꝛc. über den ganzen katholischen Erdball aus, weil sie eben den wahren, kräftigen und ausdauernden Charakter eines religiösen Ordens dadurch beizubehalten im Stande waren, daß sie von den Franziskanern, Dominikanern, Augustinern, Benediktinern, Kapuzinern ꝛc. abhängig, von ihnen geleitet und dem Gehorsame der Generäle dieser Orden unterworfen waren und so allein den ursprünglichen Geist ihrer Stifter bewahren und ganz genau eben in der von ihm verlangten Weise sich den Völkern nützlich zeigen könnten."

„Es schien mir in der That unmöglich, daß fromme Frauenvereine beständig einer und derselben Leitung folgen, so wie auch immer den gleichen Geist erhalten können, wenn die für deren Leitung bestimmten Priester nicht gleichfalls bestimmten Statuten, und dem Gehorsame desselben gemeinschaftlichen Obern unterworfen sind."

„Gleichzeitig mit diesen Gedanken tauchte in mir die Erinnerung auf, daß auch mein Orden in früheren Zeiten Schwestern besessen habe, die sich jenen Werken der Nächstenliebe gegen ihre Mitmenschen widmeten, wozu das weibliche Geschlecht durchaus ohne Vergleich geeigneter als das männliche erscheint, und die insbesondere die Frauen allein gegen ihr Geschlecht ausüben können."

„Der Wunsch, diese Schwesternvereine im Orden wieder herzustellen und ihm dadurch ein weites Feld zur Ausübung christlicher Nächstenliebe zu eröffnen, folgte den obigen Betrachtungen auf dem

Fuße, aber dieser Wunsch ruhte noch tief in meinem Herzen, als mit einem Male ein derzeit verstorbener, frommer Priester meines Ordens mir eröffnete, daß ein dem meinen durchaus gleicher Wunsch in seinem Herzen rege ward und mir gleichzeitig die Art und Weise vorschlug, wie dieses Vorhaben in's Leben zu setzen sei."

„Dieses Zusammentreffen als einen Wink des höchsten Willens Gottes betrachtend und nachdem ich mich mit noch zwei anderen Priestern, Männern von ausgezeichneter Frömmigkeit, hierüber mit jedem einzeln berathen hatte, und dieselben einstimmig mir zur Verfolgung einer, nach ihrer Meinung, vom Willen Gottes herrührenden Eingebung gerathen hatten, setzte ich mich mit um so größerem Muthe an's Werk, als ich des Beifalls Seiner Heiligkeit, des seligen Papstes, versichert worden war."

„Der Umstand, daß der Deutsche Orden das Recht genießt, die Pfarreien derjenigen Ländereien, wo er seine Kommenden besitzt, und verschiedene andere, wo er dieselben in früheren Zeiten besessen hatte, von seinen Ordenspriestern verwalten zu lassen, und daß mit diesem Rechte auch die Patronatspflicht verbunden ist, für die Schulen beiderlei Geschlechtes Sorge zu tragen, — dieser Umstand gab mir die erste und nächste Veranlassung, um die Schwestern des Ordens auf die möglichst nützlichste Weise zu beschäftigen, indem ihnen die Schulen des weiblichen Geschlechtes anvertraut wurden, welche früher von weltlichen Lehrern besorgt, ja sogar oft auch mit den Knabenschulen in Verbindung gesetzt waren."

„Es gefiel Gott dem Allmächtigen, den ersten Gründerinnen so viel Eifer und einen so wahrhaft religiösen Geist einzuhauchen, daß man in kurzer Frist über ihre Anstalt den Segen des Himmels sich ausbreiten sah: denn man sah die Zahl der Schwestern rasch heranwachsen und unter ihrer Leitung die Mädchenschulen nicht allein in Bezug auf den Unterricht, sondern, was das Allerwichtigste ist, in Beziehung auf ihre religiöse und moralische Erziehung,

dermaßen aufblühen, daß das Verlangen der Eltern dadurch befriedigt und mir zugleich von den Pfarrverwesern versichert wurde, daß der von den Schwestern ihren Zöglingen eingehauchte religiöse Geist einen wunderbaren Einfluß auf dessen Wiederbelebung bei der umliegenden Bevölkerung ausübte."

„Um dem Wunsche so vieler Eltern nachzukommen, nehmen an manchen Orten die Schwestern die Zöglinge in ihr Haus als Kostmädchen auf, und an anderen Orten widmen sie sich, um einem sehr wichtigen Theile des Ordensberufes nachzukommen, dem Krankendienste, indem sie den Leidenden in den mit ihren Häusern in Verbindung gebrachten Spitälern sowohl leiblichen als geistlichen Beistand leisten; endlich liegt es auch in ihrer Obliegenheit, an allen Orten, wo sie eine solche Stiftung haben, eine bestimmte Anzahl Armen täglich zu speisen."

„So haben sie die Gelegenheit, durch liebevolles Zureden, das die Werke der Barmherzigkeit begleitet, auf die Herzen in jenen Zeiten zu wirken, in welchen sie für gute religiöse Eindrücke empfänglicher sind, weil sie entweder noch zart und unverdorben, oder weil sie durch Krankheit oder Armuth gebeugt sind, weßwegen gehofft werden kann, daß solche Eindrücke auch von Dauer seien."

„Der gute Erfolg, den der göttliche Segen dieser versuchten Wiedereinführung des weiblichen Zweiges des Ordens bisher gewährte, befestigte mich in der durch die vorausgeschickten Betrachtungen vorläufig gewonnenen Ueberzeugung, daß dieses Werk der Nächstenliebe bei den gegenwärtigen Umständen sowohl für die geistigen als auch für die materiellen Bedürfnisse das Eingreifendste sei; um demselben jedoch eine regelmäßige Stiftung zu verleihen, war es nothwendig, hiezu die Einwilligung Seiner Majestät des Kaisers zu erhalten, so wie jene der respectiven Herren Bischöfe, um die Schwesternhäuser in ihren Kirchensprengeln einführen zu dürfen,

zu welchem Zwecke die Vorlage des Entwurfes der Regeln verlangt wurde, denen die Schwestern unterworfen sein sollen."

„Ich hatte zwar bei Aufsetzung dieses Entwurfes mit keinem geringen inneren Widerstande zu kämpfen, an eine Sache Hand zu legen, die mir bis dahin fremd geblieben war; der Gedanke jedoch, vermöge meiner Stellung als Meister des Deutschen Ordens hiezu verpflichtet zu sein und mir hiebei den Rath sowohl von frommen Priestern, so wie auch des Ordenskapitels selbst, zu Nutzen machen zu können, gab mir hiezu den nöthigen Muth."

„Ich habe damit begonnen, aus den ältesten Statuten des Ordens das wenige, was auf die Schwestern Bezug nahm, zu sammeln, wobei bemerkt werden muß, daß durch die von dem Orden erfahrenen traurigen Verluste auch seine Archive größtentheils wiederholtermalen geplündert wurden."

„Ich fügte ferner diesem Entwurfe dasjenige hinzu, was in den Regeln für die Ordensritter, sowie auch für die Ordenspriester, gleichfalls für die Schwestern passend sein könnte, und schließlich dünkte es mir als zweckmäßig, demselben einen großen Theil des Inhaltes aus den Regeln der Versammlung der in Wien gestifteten barmherzigen Schwestern wörtlich einzuverleiben, und zwar um so mehr, nachdem dieselben von Seiner Heiligkeit dem verstorbenen Papste bestätiget wurden."

„Auf solche Weise gelang es mir, diese Regeln fast ohne irgend einen Zusatz, der nicht aus schon bestätigten Regeln entnommen wäre, zu verfassen, und nachdem ich dann einige wenige, von dem Ordenskapitel, so wie von den Bischöfen und endlich auch von Seiner Majestät dem Kaiser verlangte Abänderungen vorgenommen, unterbreite ich dieselben in tiefster Ehrfurcht der Sanction Euerer Heiligkeit, welche ich hiemit gehorsamst anflehe."

„Indem ich mir zugleich den Apostolischen Segen erbitte, verbleibe ich mit den Gesinnungen der tiefsten kindlichen Ergebenheit

Wien den 14. Dezember 1846.

Euerer Heiligkeit

demüthigster und gehorsamster Sohn

Erzherzog Maximilian."

Auf diese Bitte erhielt der Erzherzog ein eigenhändiges Schreiben Seiner Heiligkeit Pius IX., welches in deutscher Uebersetzung lautet, wie folgt:

Kaiserliche Hoheit!

„Unter den vielen Liebeswerken, welche beinahe den ganzen Lauf Ihres Lebens bezeichnen, ist jenes der Deutsch-Ordensschwestern ganz gewiß nicht das geringste; dieselben werden in der Weise, wie sie errichtet worden sind, für unsere heilige Kirche von großem Nutzen sein."

„Dieses Institut wurde Behufs dessen Gutheißung bereits geprüft, und es wurden nur einige wenige Bemerkungen hierüber dem Kardinal Viale, meinem Nuntius bei Sr. Majestät dem Kaiser, mitgetheilt, und nun gebe ich den Auftrag, daß das Ganze mir zur Gutheißung vorgelegt werde."

„Die vielen frommen Stiftungen, welche Euer Hoheit gemacht haben, an denen ich mich von ganzem Herzen im Herrn erfreue, da dieselben den Kindern der Kirche so viel Gutes verschaffen, werden überströmende Gnaden von dem Vater der Barmherzigkeit über Sie herabziehen und die Triumphe Ihrer Liebe vervielfältigen, zum Besten einer großen Zahl von Menschenseelen."

„Möge Gott Sie zum Wohle unserer Kirche erhalten. Empfangen Sie mittlerweile den apostolischen Segen, den ich Ihnen aus ganzem Herzen ertheile."

„Gegeben zu Rom bei S. Petrus am 1. Jänner 1854."

„Pius PP. IX."

Nachdem hierauf die Bestätigung der Ordensregeln vom heiligen apostolischen Stuhle erfolgt war, wurden die Deutsch-Ordensschwestern, deren nützliche Dienste während ihrer provisorischen Stellung durch zehn Jahre sich erprobt hatten, dem Deutschen Ritterorden durch einhelligen Beschluß des Großkapitels des Deutschen Ordens vom 15. Dezember 1855 einverleibt, und das Stiftungskapital, welches der Erzherzog im Nominalwerthe von 794.000 fl. in Oesterreichischen Staatsobligationen aus seinem Privatvermögen, ohne irgendwie den Deutschen Orden in Anspruch zu nehmen, in die Ordenskasse hinterlegte, dem Orden zur Verwaltung übergeben.

Von diesem Kapitale werden die Spitäler und Schulen zu Troppau, Freudenthal, Engelsberg, Karlsbrunn, Würbenthal und Braunseifen in Schlesien, das Waisenhaus zu Lissek in Preußen, die Schulen zu Lana, Passeier, Sarnthein, Unterinn und Völtau in Tirol, und zu deren Besorgung 155 Deutsch-Ordensschwestern erhalten.

Fügt man nun noch bei, daß zu dem Baue und zur Einrichtung der Schwesterhäuser, der Spitäler und der Schulen und zu ihrem Unterhalte die ganze Zeit hindurch, bis die förmliche Stiftung gemacht wurde, wenigstens ein Betrag von 406.000 fl. ausgegeben wurde, so beläuft sich das Liebesopfer des Erzherzogs für diese Stiftung auf eine Million zweimalhunderttausend Gulden. Man wird in unserem Jahrhunderte kaum ein Beispiel einer größern, für das Wohl der Menschheit nachhaltig wirkenden Stiftung finden; und hiedurch wurde zugleich der Deutsche Ritterorden zu einer Wichtigkeit und zu einem Glanze erhoben, wie dies seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall war.

Händchen und thränenvollen Augen den Erzherzog: „O wir bitten, lassen Sie uns auch Schwestern da!“ „Ja — ja,“ sagte Seine Königliche Hoheit, „liebe Kinder, ich lasse Euch schon Schwestern da.“ Also zogen den 14. November 1842 drei Schwestern, drei Novizinnen und fünf Kandidatinnen nach Troppau, und eine Schwester mit zwei Novizinnen und vier Kandidatinnen blieben in Freudenthal.

Inzwischen ließ der Erzherzog in Engelsberg ein Haus bauen; es war bis zum Jahre 1844 fertig, und so wurden den 18. August sieben Schwestern von Troppau nach Engelsberg geschickt, wo an demselben Tage in Gegenwart Seiner Königlichen Hoheit das Haus und die Kapelle mit großer Feierlichkeit eingeweiht wurden.

Zugleich begann in demselben Jahre der Bau eines neuen Hauses für die Schwestern in Freudenthal und der Bau einer Kapelle in Troppau. Beide wurden im Jahre 1846 fertig. Den 26. November wurde das Haus und die Kapelle in Freudenthal feierlich eingeweiht, und das Haus von zwölf Schwestern bezogen. Der Erzherzog war auch bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig, und äußerte sehr viel Freude.

Im Jahre 1851 kam der Kardinal und Fürst-Bischof von Diepenbrock mit dem Erzherzoge in Troppau zusammen und bat denselben, ihm Schwestern für seine Waisenhäuser in Pleß und Rudoltowitz zu überlassen. Der Erzherzog erfüllte die Bitte sogleich, und schon den 11. Februar 1852 wurden fünf Schwestern nach Pleß, und bald darauf fünf Schwestern nach Rudoltowitz geschickt, wo selbe bis zum Jahre 1854 verblieben.

Nach Aufhebung dieser Waisenhäuser wurden die Schwestern von Pleß und Rudoltowitz im selben Jahre den 6. Oktober nach Lissek versetzt, wo sie ein Waisen- und Erziehungshaus übernahmen und bis heute noch segensreich wirken. Die Erhaltung der Schwestern in Preußen und die Anschaffung der Einrichtung kostete dem Erzherzoge viele tausend Thaler, welche derselbe mit vieler Großmuth

und Liebe auslegte. So lange es ihm die Gesundheit erlaubte, besuchte er jedes Jahr persönlich die Schwestern in Lissek, wo sein edles Herz stets durch das Gedeihen der Waisenkinder erfreut wurde, aber auch alle Anwesenden durch seine Liebe und Herablassung gerührt waren.

Dann begann Seine Königliche Hoheit in Würbenthal ein altes Haus zu erneuern, eine Kapelle zu bauen, und einen schönen Garten herzurichten, berief dann im Jahre 1858 den 17. Mai acht Schwestern dorthin, wo selbe die Mädchenschulen übernahmen.

Unter Gottes Hilfe und Segen haben sich die Schwestern und die Geschäfte sehr vermehrt, was den Erzherzog immer sehr erfreute. In Troppau übernahmen wir eine Klasse Lehrschule und eine Klasse Arbeitsschule; jetzt haben wir sechs dreifach getheilte Klassen Lehrschulen mit 750 Kindern, und vier getheilte Klassen Arbeitsschulen mit 580 Kindern, so daß täglich 24 Schwestern als Lehrerinnen in die Schule gehen müssen.

Ein wichtiger Nebenumstand kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Erzherzog wollte nämlich, daß in der Arbeitsschule Alles unentgeltlich gelehrt werde. Es ist dies keine geringe Wohlthat für die armen Kinder daselbst.

Jedes arme Kind kann deßhalb nicht bloß daran theilnehmen, sondern es wird ihnen durch die Schwestern Arbeit verschafft, und ihnen der Gewinn für die bestellten kleinen Arbeiten als verdienter Arbeitslohn ausgetheilt, wodurch nicht bloß dem Müssiggange und dem Verderben gesteuert wird, sondern die Kinder bekommen hiedurch Lust und Freude zur Arbeit, und lernen für's künftige Leben sich etwas zu verdienen.

Was die Krankenpflege betrifft, so hatten wir anfangs nur sechs Krankenbetten im Spitale, dann erweiterte es der Erzherzog auf zwölf und späterhin auf achtzehn Betten. Im Anfange kamen eilf Personen nach Troppau, jetzt sind fünfzig Schwestern, vier Novi-

zinnen und drei Kandidatinnen daselbst. In Freudenthal waren sieben Personen, jetzt sind vierunddreißig, in Engelsberg sind zwölf, in Würbenthal neun, in Sissek sind auch neun; dort in Sissek wurden zwanzig Kinder übernommen, jetzt sind zweiundachtzig, theils Waisen, theils Pensionärinnen in der Erziehung; man kann wirklich sagen, „der Herr hat die fünf Gerstenbrode, welche von Tirol gesandt wurden, wunderbar gesegnet."

Welche Opfer aber dieses Alles gekostet! und mit welcher Liebe hat solche der Erzherzog gebracht! Es schien gerade, als wenn Hochselber seine einzige Freude hätte, für die Schwestern recht viele und große Opfer zu bringen.

Nun noch etwas von den Tugenden, welche Seine Königliche Hoheit in so hohem Grade übte, daß wir oft Alle nur staunen mußten.

Ein Beispiel von seiner Demuth. Bei einer Gelegenheit sprach er einmal: „Kinder, seht ihr diesen Stuhl da? nicht wahr, man mag darauf legen was man will, wenn auch sehr kostbare Sachen, so bleibt er doch immer nur ein Stuhl? So bin auch ich ein armseliger Mensch; der liebe Gott hat Reichthum, Aemter, Ehren auf mich gelegt, bin aber deßwegen nichts anderes als ein armseliger Mensch, allen Mühsalen und dem Tode unterworfen, und der Herr wird einst strenge Rechenschaft von mir fordern."

Seine Herablassung bei den Kranken war sehr erbauend; er ging immer von Bett zu Bett, erkundigte sich um alle Verhältnisse, tröstete die mehr Leidenden und that Alles, um ihnen das Leiden zu erleichtern. Bei einem solchen Besuche geschah es, daß eine arme kranke Taglöhnerin dem Sterben nahe war; mit großer Liebe näherte sich Seine königliche Hoheit derselben und sprach zur Erbauung aller Anwesenden Worte des Trostes zu derselben.

Wenn er in die Schulen kam, da war er immer wie verklärt unter den Kindern, that recht herzlich mit ihnen, und gab oft viele

heilsame Lehren. Und wie väterlich war er erst unter den Schwestern! alle Jahre, wenn er nach Troppau kam, war sein erster Gang in's Kloster; dann kam er alle Tage während seines Aufenthaltes. „Kinder!" sprach er immer, „ich bin als euer Vater da, und bin bereit, einem Jeden zu helfen, der ein Anliegen hat." Da war es ihm nicht zu viel, mehrere Stunden auf dem Sessel zu sitzen, und Jedes einzeln anzuhören. Zuerst ließ er den Hochwürdigen Herrn Superior kommen, erkundigte sich über alles Mangelhafte unter den Schwestern und im Hause; dann rief er die Oberin, diese mußte ihm Rechenschaft über alle Schwestern geben; dann durfte jede Schwester einzeln kommen, und so vergingen oft mehrere Tage, bis alle fertig waren; wahrlich! seine Geduld war unermüdlich und unüberwindlich.

Besondere Zeichen seiner väterlichen Liebe legte er bei gewissen Anlässen an den Tag. So geschah es zum Beispiel, daß, nachdem der Bau des Klosters und Spitals zu Freudenthal fertig geworden war, die Beamten durchaus darauf bestanden, die Oberin müsse bei der Einweihung des Hauses eine Mahlzeit geben. Um nun den Beamten genug zu thun, und die Schwestern zu überheben, kam er selbst von Wien und gab den Beamten eine Tafel.

Als man bei uns in Troppau noch zwei Schulzimmer baute, hieß es, daß ein Theil unseres Hauses auch schon schadhaft sei; da war er gleich selbst da von Wien, wollte uns in die Kommende nehmen, ließ Alles untersuchen und war erst dann beruhigt, als man versicherte, daß keine Gefahr vorhanden sei.

Besonders rührend und tröstlich für uns war die große Sorgfalt des Erzherzogs für die kranken Schwestern. Schon seit den ersten Jahren unseres Aufenthalts in Schlesien durften die kränklichen Schwestern im Sommer zur Erholung und Stärkung ihrer Gesundheit nach Karlsbrunn kommen, und bekamen dort unentgeltlich Wohnung, Molken und Bäder, mußten jedoch mitten unter den andern Badegästen verweilen und speisen.

Das Zartgefühl des Erzherzogs wollte diesem für Klosterfrauen etwas unliebsamen Verhältnisse abhelfen.

Im Jahre 1857 baute er dort ein eigenes Haus, in welchem zu ebener Erde für zwölf Schwestern eine Wohnung und Küche sammt einem Krankenzimmer bereitet war. Die Wohnung im ersten Stockwerke bestimmte der Erzherzog für kränkliche Priester; er sorgte jedoch als erleuchteter Ordensmann dafür, daß für die Priester ein eigener Eingang angebracht wurde, damit nur die Klosterschwestern in keinem Falle gestört wurden.

In dieser Wohnung ließ der liebevolle Erzherzog Alles gerade so einrichten, wie es im Ordenshause gebräuchlich war.

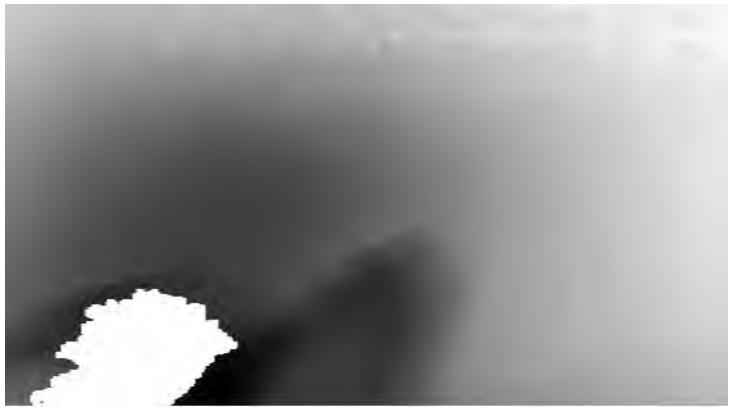
Im vorletzten Jahre seines theuren Lebens wollte er uns noch die Freude machen, einmal bei einer Einkleidung gegenwärtig zu sein. Er kam den 18. November spät Abends mit Herrn Landgrafen Fürstenberg an, und noch in derselben Stunde ließ er sich mit der Laterne in's Kloster begleiten. „Kinder!" rief er voll väterlicher Huld und Freundlichkeit, „Kinder! morgen bin ich euer Gast." Und wirklich wohnte er der ganzen langen heiligen Handlung zu großer Erbauung aller Anwesenden bei. Die Thränen der Andacht und zärtlichen Rührung flossen beständig über sein gleichsam entzücktes Angesicht. Das Mittagmahl wurde in heiliger Freude eingenommen, und Abends fuhr er nach einem rührenden Abschiede wieder nach Wien.

Als er, ach! das letzte Mal ganz krank in Troppau ankam, und nicht mehr in's Kloster kommen konnte, da hatten wir noch den Trost, daß wir durch acht Tage bei seinem Krankenbette während der Nacht wachen durften. Da konnten wir seine Geduld, Liebe und fromme Ergebung in Gottes heiligen Willen bewundern. Auch für die geringsten Dienste, welche man ihm erwies, drückte er seine Dankbarkeit aus. Als man späterhin den Entschluß faßte, den hohen Kranken nach Langendorf zu bringen, weil dort frische Luft, ein schöner Garten und mehr Bequemlichkeit für ihn wäre, so ließ er

am Tage seiner Abreise noch alle Schwestern zu sich kommen, gab uns noch mehrere heilsame Lehren, ermahnte uns zur getreuen Haltung unserer heiligen Regeln und der heiligen Gelübde, zum Vertrauen auf Gott und zur schwesterlichen Liebe unter einander. Ach! der Abschied war rührend und hart. Das letzte Mal sahen wir unsern liebevoll für uns besorgten Vater, unsern größten Wohlthäter; nach Gott unsere einzige Hoffnung, unsere Stütze, unseren Ernährer, kurz unser Alles.

Alles was wir sind und haben, haben wir nächst Gott nur ihm zu verdanken. Ach! wie fühlbar ahnten wir es, daß wir ihn das letzte Mal sahen, welch' unvergeßlichen Eindruck machte diese Stunde des Abschieds auf alle unsere Herzen.

Doch es war so der heilige Wille Gottes, und es ist unsere Pflicht, uns demselben zu unterwerfen."



Priesterkonvente.

Das Gefühl eines Helden nach gewonnener blutiger Schlacht ist ein tröstliches, ein freudiges, ein begeisterndes. Indeß für ein gefühlvolles, liebendes Herz hat solch ein Triumph auch eine bekümmernde Schattenseite. Ein Blick auf die Todten, auf die Verwundeten, ein Gedanke an den Schmerz und die Thränen, die durch einen theuer erkauften Sieg vielleicht in ein paar Tausend Familien verursacht werden, mischt den Kelch der Freude mit Wehmuth.

So getrübt wird die Freude nicht, wenn man aus Liebe zu Gott ein Opfer gebracht und hoffen darf, Gutes gestiftet zu haben, für die Verherrlichung Gottes, für die Rettung und Heiligung der edlen Menschenseelen, für die Zeit und für die Ewigkeit.

Wenn sonach der Erzherzog sich schon aus Liebe zu Oesterreich freute, daß er nach Jahre langer Arbeit und bedeutenden Opfern ein neues und nach seiner Ueberzeugung sehr wichtiges Werk durch die Vollendung der Befestigungs-Thürme bei Linz vollbracht hatte, so war seine Freude ganz gewiß ohne Vergleich noch viel größer, edler und reiner, als er aus Liebe zu Gott nach zehnjähriger Bemühung und Besiegung so mancher Widersprüche und mit nicht geringen Opfern das hochwichtige Unternehmen der Gründung der Deutsch-Ordensschwestern zum Besten der leidenden Menschheit und zur Verherrlichung des ihm von Gott anvertrauten und seinem

Herzen so theuren Ritterordens vollendet und für alle künftigen Zeiten befestigt sah.

Es war ihm nicht vergönnt, einen ähnlichen Plan zur Gründung von Deutsch-Ordenspriesterkonventen bis zur Vollendung zu führen. Er mußte diese Freude, diese Ehre und dieses Verdienst seinem erlauchten Nachfolger überlassen, dem dermaligen Hoch- und Deutschmeister, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Wilhelm.

Wir wollen jedoch in gedrängter Kürze darzustellen versuchen, was der selige Erzherzog Maximilian im Laufe der Jahre zur Erreichung dieses Zweckes gethan hat, und es wird hieraus nicht bloß klar werden, wie sehr dieser Plan in Verbindung stand mit der Gründung des Schwesterinstitutes, wie großartig der Erzherzog hiezu den Anfang des Werkes gemacht, wie er bereits die Fonds zu ihrer Errichtung angewiesen, und wie er die Möglichkeit der Vollendung zugesichert hat, sondern wir werden hiebei auch Gelegenheit finden, die religiösen Tugenden des Erzherzogs zu bewundern.

In der Ballei an der Etsch hat der Deutsche Orden zwölf Pfründen mit Ordenspriestern zu versehen. Seit dreißig Jahren waren aber die Deutsch-Ordenspriester in Tirol bis auf einen Einzigen ausgestorben und Niemand wollte in den Orden eintreten. Es wurde also ein Ordenspriester aus Mähren, Namens Franz Scholz dahin gesendet, um die dortige Dekanatspfarre Lana zu administriren. Dieser gute Mann dachte in seiner Pfarrei die barmherzigen Schwestern einzuführen, welche nebst der Krankenpflege auch die Mädchenschulen übernehmen sollten.

Er theilte sein Vorhaben dem Hochmeister mit, als er zur Visitation nach Lana kam und bat um gnädigste Unterstützung. Diese wurde mit Freude zugesichert. Pater Scholz sollte nur muthig Hand an's Werk legen, an Geldmitteln werde es nicht fehlen.

Inzwischen gab Gott dem Erzherzoge in den Sinn, statt der barmherzigen, lieber die Schwestern des Deutschen Ordens zum Heile

der Ordenspfarreien einzuführen. Diese mußten aber erst in's Leben gerufen werden. Deßwegen ließ der Erzherzog, der vorläufig die Gutheißung des Papstes angesucht hatte, die barmherzigen Schwestern, welche 1837 aus dem Mutterhause zu Zams nach Lana gekommen waren, zur Erklärung auffordern, ob sie nicht bereit wären, in den Deutschen Orden überzutreten. Sie stellten dies dem Ausspruche der Bischöfe anheim, und nachdem beide Fürstbischöfe in Tirol sich dafür entschieden hatten, so legte die Schwester Agnes Weber und die Schwester Dominika Tammerle am zweiten Juli 1841, nach der provisorisch verfaßten neuen Regel der Deutsch-Ordensschwestern, die Gelübde ab, und es wurden mehrere Novizinnen eingekleidet.

Bald darauf wurde die Schwester Agnes mit fünf anderen nach Schlesien gesendet, und Schwester Dominika ward zur Oberin in Tirol gewählt, wo dem Mutterhause zu Lana bald vier Filialhäuser zur Seite standen.

Zur Leitung der Schwestern waren Ordenspriester nothwendig. Zur Heranbildung derselben berief die göttliche Vorsehung den frommen, in ganz Südtirol seit zwanzig Jahren geachteten Professor der Theologie, Petrus Riegler zum Eintritte in den Orden. Nach und nach traten mehrere Priester ein, welche in dem Pfarrhause zu Lana wohnten, und auf Anregung und unter der Leitung des gedachten Pater Riegler, welchen sie wie einen gemeinschaftlichen geistlichen Vater ehrten und liebten, wurde von ihnen in dem durch einen Zubau erweiterten Raume dieses Pfarrhauses wie in einem Priesterkonvente ein gemeinschaftliches Ordensleben geführt, und hiedurch wieder der erste Priesterkonvent des Deutschen Ordens bloß durch die Uebereinstimmung liebender, nach der geistlichen Vollkommenheit strebender Herzen praktisch in's Leben gerufen.

Die Freude, welche der Hochmeister hierüber bezeigte, läßt sich nicht beschreiben. Er ertheilte den Auftrag, ehemöglichst ein größeres Gebäude als Eigenthum des Meisterthums anzukaufen und zum

Konventsgebrauche zu adoptiren, um dort die Hausordnung nach den alten Ordensregeln einzurichten.

So entstand der jetzige Priesterkonvent zu Lana, wo sich die dort versammelten Priester mit den Pfarrgeschäften, mit der Leitung der Schwestern, mit der Bildung der Jünglinge, die als Studirende eintraten, und mit Abhaltung von Exercitien beschäftigen.

Der Erzherzog hatte schon bedeutende Summen zu diesem frommen Werke verwendet; weil er es aber nicht erlebte, daß dieser Ordenskonvent kanonisch errichtet und die Ordensregel für die Priester vom Hochmeister und den Bischöfen bestätiget wäre, so mußte er die Vollendung dieses angefangenen Werkes seinem erlauchten Nachfolger anvertrauen, und zu diesem, aber auch nur zu diesem Zwecke hinterließ er, zur Erleichterung der Ausführung in seinem Testamente ein Legat von 185.000 Gulden, wovon die Zinsen zur Gründung und Erhaltung dieses Priesterkonventes in bisher üblicher Weise hinreichen sollten.

Ebenso hatte der Erzherzog die Sorge für das Beste seines Ordensklerus in Schlesien im Auge.

Es war an einem Pfingstsonntage, während der selige Hochmeister in der Ordenskirche zu Wien die heilige Messe anhörte, als ihm plötzlich der Gedanke beifiel, nach dem Vorbilde Maximilian I., der das Seminar zu Mergentheim gründete, studirende Jünglinge aufzunehmen.

Er faßte sonach den Entschluß, einen Priesterkonvent herzustellen, wo zugleich diese jungen Leute erzogen und in den Gymnasialstudien unterwiesen werden sollten, damit sie vielleicht späterhin, wenn sie Beruf zum Priesterstande hätten, in den Orden eintreten könnten.

Zu diesem Zwecke ließ der Erzherzog das alte Bergschloß Eulenberg in Mähren, mit einer Auslage von mehr als 42.000 Gulden, umbauen, und zum beabsichtigten Gebrauche herstellen, erbaute daselbst auch eine Kirche von Grund aus und unter-

hielt dort auf seine Kosten unentgeltlich einige 20 Knaben, so wie die Ordenspriester, welche sie in den Studien unterwiesen und zugleich den Kirchendienst versahen.

Der Erzherzog erlebte die Vollendung dieses aus Liebe zum deutschen Orden unternommenen Werkes nicht, um es aber seinem Nachfolger leicht zu machen, in seinem Geiste und für das Beste des Ordens in dieser Beziehung zu wirken, hinterließ er in seinem Testamente ebenfalls ein Legat von 185,000 Gulden mit der Bedingung, daß das Knabenseminar und der Priesterkonvent zu Eulenberg in bisheriger Weise fortgeführt werde.

Die natürliche Folge solcher liebevollen Sorgfalt für das priesterliche Element des Deutschen Ritterordens war das Aufblühen des für das Reich Gottes so wichtigen Zweiges dieses altehrwürdigen Ordens. Es erwachte allmälig in den Herzen ausgezeichneter Priester und junger Leute das Verlangen, in diesem Orden ihr Heil zu wirken, und thätig zu sein in Besorgung der vielen von den Orden abhängigen Pfarrgemeinden, in der Pflege der Kranken und in der geistlichen Leitung der in einem so edlen Berufe wirkenden Deutsch-Ordensschwestern.

Wie sehr die Zahl der Deutsch-Ordenspriester während des Großmeisterthums des Erzherzogs Maximilian zugenommen hat, was für ausgezeichnete Männer in jeder Beziehung sich unter denselben befinden, soll das nachstehende Namensverzeichniß der im Laufe dieser Zeit eingetretenen Individuen beweisen.

Schwarz Josef Mathil Ferdinand Hansmann Konrad	recep. 12. Dezember 1837.
Bouk Georg	„ 27. September 1838.
Hedler Friedrich Karl Manderla Vincenz Bock Johann Nepomuk	„ 19. März 1839.

Lamprecht Johann Helf Christian Ernest	recep.	1. Oktober 1839.
Filip Josef	„	9. April 1840.
Lebeda Ignaz Navratil Franz Weidel Johann Parnet Johann Stuchlik Franz	„	15. Juli 1841.
Riegler Peter	„	9. Juni 1842.
Gollob Johann Baptist	„	20. Oktober 1842.
Geiger Michael	„	28. August 1843.
Hassa Augustin Schumm Josef Runk Wenzel Marschke Johann	„	7. August 1844.
Santa Peter Stuefer Alois	„	28. August 1844.
Nedopil Leopold	„	14. Oktober 1845.
Holzapfel Josef	„	12. Jänner 1848.
Freyberg Dominik Petschwar Florian Gruber Matthäus Glatz Josef Schlefer Alois Salomon Franz	„	24. Juli 1849.
Proksch Josef Reichel Alois Tielg Eduard	„	22. Juli 1851.
Benda Thomas	„	14. August 1855.
Attlmayr Karl von Schwarz Nikolaus Gruber Franz	„	29. Mai 1856.

Wolf Franz Peſchke Franz	recep.	23. Auguſt 1856.
Weiß Jakob	„	4. März 1858.
Rother Joſef Kunz Joſef Terzhek Daniel	„	14. September 1858.
Gerhart Ignaz Friedrich Neumann Anton	„	11. Oktober 1859.
Perkmann Martin Werner Peter	„	16. Juni 1860.
Fritz Mathias	„	22. Jänner 1861.
Fridl Johann	„	16. Juli 1862.
Maichenitſch Kaſpar Meroner Franz Tlac Johann	„	16. Juli 1862.

Redemptoristen und Jesuiten.

So sehr das Herz des seligen Erzherzogs von Mitleid durchdrungen war gegen die Armen und Unglücklichen, so ließ ihn doch sein vom Glauben erleuchteter Verstand deutlich erkennen, daß die Werke der geistlichen Barmherzigkeit noch weit wichtiger sind, und jedenfalls im Schwesterbunde mit den Werken der leiblichen Barmherzigkeit vereinigt sein müssen.

Da er in dieser Beziehung persönlich zu wirken keine Gelegenheit hatte, so wendete er seinen Blick dahin, wo er hoffen konnte, daß seine Absichten in's Werk gesetzt werden.

Als Militär wußte er, daß der Angriff einer gut disziplinirten Truppe in Massen zehnfach so wirksam ist, als die Thätigkeit einzelner noch so tapferer Soldaten. Auch im geistlichen Kampfe gilt dieser Grundsatz. Darum wollte der Erzherzog auf alle mögliche Weise die Ordensstände befördern und benützen, welche nach ihrer Regel gut disziplinirt sind und mit vereinten Kräften streben, für die Kirche zu kämpfen und Seelen für den Himmel zu retten.

Da der Erzherzog selbst nicht predigen und auf apostolische Weise arbeiten konnte, obwohl er in früheren Jahren mehr als einmal den Wunsch hegte, im Priesterstande thätig sein zu können, so hatte er den Entschluß gefaßt, durch Gründung von Ordens-

häusern oder Unterstützung derselben wenigstens als entfernte Ursache an den Verdiensten der Diener Gottes Theil zu nehmen.

Ueberdies hielt er die Ueberzeugung fest, daß Oesterreich ohne Religion zu Grunde gehen müsse, und daß anderseits das Christenthum im gemeinen Volke und in höheren Kreisen nicht aufblühen und lebendig sein könne, ohne Mitwirkung von Ordenspriestern, die den stabilen Weltklerus unterstützen und mit dem Streben nach höherer Vollkommenheit das Geschäft des Apostolats und der Erziehung der Jugend vereinen; deßwegen trieb ihn die Liebe zu Oesterreich zur besonderen Sorge für kräftige, geistliche Ordensstände an.

Außer seinem Deutschen Orden, den der Erzherzog zu heben suchte, war er vorzüglich der Kongregation der Redemptoristen und der Gesellschaft Jesu zugethan, und schenkte ihnen seine Gunst und sein Vertrauen; der einen, weil sie den Beruf hat, dem Landvolke zu predigen und Missionen zu halten, der andern, weil es seit Jahrhunderten ihre Aufgabe ist, durch Wissenschaft, Erziehung der Jugend und apostolische Thätigkeit für die größere Ehre Gottes zu eifern.

Bald nach Einführung der Redemptoristen in Wien wendete man sich an den von jeher durch seine Wohlthätigkeit bekannten Erzherzog Maximilian, wegen der Gründung ihres Noviziates. Der Erzherzog trat ihnen zu diesem Zwecke ein Haus ab, das vor der Linie Wiens, nämlich zu Weinhaus gelegen war.

Dieses Haus war die Pflanzschule ihrer Kongregation in Oesterreich, und sie benützten dasselbe sammt dem schönen Garten bis zum Jahre 1848.

Als in diesem verhängnißvollen Jahre die Grundsätze des alten guten Rechtes mit jenen der Revolution vertauscht wurden, so vertrieb die damalige antireligiöse Gewaltherrschaft die Väter Redemptoristen und nahm Alles, was sie besaßen, als gute Prise in Besitz.

Die Väter mußten ſonach auch das Haus zu Weinhaus räumen, und man ſchrieb mit großen Buchſtaben das in der franzöſiſchen Schule gelernte Wort darauf: „National-Eigenthum.“

Dagegen proteſtirte jedoch der Erzherzog und wies urkundlich aus, daß er der legitime Eigenthümer des gedachten Hauſes ſei; er habe den Redemptoriſten nur den Fruchtgenuß dieſer Beſitzung überlaſſen, mit dem Vorbehalte, daß das Haus als ſein Eigenthum alſobald wieder in ſeinen Beſitz übergehen ſolle, falls die Väter dasſelbe unfreiwillig zu verlaſſen genöthigt ſein würden.

Das edle Wort „National-Eigenthum“ mußte ſomit wieder ausgelöſcht werden.

Als im Jahre 1815 Erzherzog Franz die Regierung ſeines angeſtammten Herzogthumes Modena antrat, und von gleicher Geſinnung wie ſein Bruder Maximilian beſeelt, beabſichtigte, die neue Ordnung der Dinge auf die alte, allein ſtandhältige Baſis, die Religion zu begründen, ſchlug er ebenfalls den Weg ein, geiſtliche Inſtitutionen weiblichen und männlichen Geſchlechtes, mit eſtenſiſcher Freigebigkeit in's Leben zu rufen, wie dies in ſeiner Lebensgeſchichte umſtändlich geſchildert iſt.

Erzherzog Maximilian hatte nicht bloß durch ſeinen brüderlichen Rath, ſondern auch durch materielle Mithilfe weſentlich beigetragen, daß im Laufe der Jahre die Kongregation der Redemptoriſten im Herzogthume Modena zu Modena ſelbſt, dann zu Finale, Montecchio und Buſſolengo, das im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche gelegen war, eingeführt wurde.

Die wichtigſte Gründung dieſer ſeeleneifrigen Kongregation hatte der Erzherzog aber auf ſeiner in Oberöſterreich gelegenen Herrſchaft Puchheim gemacht.

Da er ſeinen Lieblingsaufenthalt zu Ebenzweyer genommen hatte, ſo ſtand natürlich das in der Nähe befindliche eigenthümliche Schloß zu Puchheim unbenützt.

Es ſchien dem Erzherzoge, als ob er einen Schatz unnütz vergraben hätte, der ihm von Gott anvertraut wurde, um geiſtliche Handelſchaft zu treiben, wenn er dieſes große Schloß unbenützt liegen ließe, und er fürchtete deßhalb gleichſam die Drohung des großen Hausvaters in der evangeliſchen Parabel: „Du böſer und ſchalkhafter Knecht, wußteſt Du nicht, daß ich ein ſtrenger Herr bin“ u. ſ. w.

Er faßte alſo den Plan, zu Puchheim ein Miſſionshaus zu gründen, um dem lieben oberöſterreichiſchen Volke, das für alles Gute ſo empfänglich iſt, geiſtlichen Segen und Früchte für's ewige Leben zu verſchaffen.

Er berief ſonach fünf Redemptoriſten-Prieſter, trat ihnen das untere Stockwerk des Schloſſes zur Wohnung, einen großen Garten zur Benützung und die ſchöne Schloßkapelle zum öffentlichen Gebrauche ab, fundirte mit einer entſprechenden Summe ihren Unterhalt, und ſtellte die einzige Bedingung, daß die Patres den Gottesdienſt in der Kirche verſehen und für die Männer der Umgebung geiſtliche Uebungen abhalten ſollten. Zu dieſem Zwecke wurden die nöthigen, wenn auch koſtſpieligen Bauten geführt und die leeren Zimmer des Schloſſes eingerichtet, um die Gäſte darin aufzunehmen, welche gegen Entrichtung eines kleinen Kloſtgeldes durch fünf oder acht Tage dort wohnen und verpflegt werden ſollen, während ſie den dortigen Exercitien obliegen.

Dieſer ſeeleneifrige und große Gedanke und die darauf erfolgte Stiftung entzündete wie ein Feuerfunke eine lebendige Flamme. Das ſtille, abſeit liegende Puchheim wurde bald ein belebter Centralpunkt für die verſtändigen chriſtlichen Landleute, und jedesmal, wenn die Abhaltung ſolcher Exercitien angekündigt wurde, ſammelten ſich die guten Bauern und blieben im Erzherzoglichen Schloſſe, ſo lange die geiſtlichen Uebungen dauerten, ſpazierten in freier Zeit ſtillſchweigend im Garten, ſchmauchten ihr Pfeifchen oder ihre Cigarren, und kehrten nach abgelegter Beicht im Glauben ganz geſtärkt und

im Geiste erneuert, als entschiedene Christen wieder in den Kreis ihrer Familie zurück.

Jetzt war der dem Erzherzoge anvertraute Schatz des Puchheimerschlosses nicht mehr vergraben, sondern brachte zwanzig-, sechzig-, hundertfältige Frucht. Die Zahl der Landleute, die sich oftmal im Jahre, namentlich den ganzen Winter hindurch in Abtheilungen von dreißig, vierzig bis sechzig Männern dort einfinden und zum Guten entflammt werden, beläuft sich im Laufe der Jahre und bis zur jetzigen Stunde wohl auf Tausende.

Und der Segen Gottes zu diesem ausgezeichneten, durch den Erzherzog in's Leben gerufenen Werke verspricht in Zukunft für Oberösterreich Früchte in noch größeren Dimensionen, weil aus Anlaß der 1860 aus Italien vertriebenen und in Puchheim Zuflucht suchenden Redemptoristen auch das obere Stockwerk des Schlosses zum Gebrauche der Religiosen und des Volkes von dem großmüthigen Stifter abgetreten worden ist, so daß ihm zur Zeit seines Lebens und jetzt seiner durchlauchtigen Erbin im eigenthümlichen Schlosse nur ein paar Zimmer zur eigenen Benützung verblieben.

Der glückliche, alle Erwartung übersteigende Erfolg dieser Stiftung eines Exercitienhauses zu Puchheim, hatte bei dem Rektor des Ordenshauses der Redemptoristen zu Leoben in Steiermark, welcher früher zu Puchheim war, den Wunsch rege gemacht, auch in der dortigen Gegend auf ähnliche Weise für das Seelenheil des Landvolkes wirken zu können. Derselbe verfügte sich sonach nach Frohsdorf, als der selige Erzherzog im Jahre 1862 das letzte Mal dort einige Tage verweilte, und stellte an ihn die dringende Bitte, durch seine Gnade dies möglich zu machen.

Der Erzherzog konnte der Schilderung der zu hoffenden Seelenfrüchte nicht widerstehen, begab sich in die Schloßkapelle und nach inbrünstigem Gebete vor dem Allerheiligsten und dem Bilde des Gekreuzigten hob er Hände und Augen gegen Himmel, und faßte

den Entschluß, die Bitte zu gewähren. Er ließ sonach den Bau des dortigen Klosters erweitern, was einen Aufwand von 18.000 Gulden erheischte.

Ebenso hatte der Erzherzog schon in den früheren Jahren ein sehr namhaftes Almosen gegeben, als im Kaiserthume die Sammlung angestellt wurde, um das Kloster in Wien bei der Kirche zu Maria Stiegen zu bauen.

Mit dem noch nicht zufrieden, wollte der Erzherzog der Thätigkeit der Redemptoristen auch in Mähren und Schlesien ein Feld anweisen. Bevor er noch daran dachte, das Knabenseminar des Deutschen Ordens im Schlosse Eulenberg zu errichten, trug er dasselbe den Redemptoristen zur Benützung an, und weil die Annahme ihnen nicht statthaft schien, so gab er ihnen später ein anderes Haus, wo sich die Väter nach den in Böhmen und Mähren abgehaltenen Missionen wieder sammeln und ausruhen konnten.

Der Erzherzog hatte nämlich im Jahre 1847 zu Schwarzbach bei Littau ganz nahe an der Eisenbach ein Haus nach der von ihm ausgedachten Art mit Dippelziegeln aufbauen lassen.

Der Hauptzweck dieses Baues, der ihm 50.000 Gulden kostete, war die edle Absicht, das dortige arme und höchst bedürftige Volk zu beschäftigen. Da dieses schöne Haus mit einem sehr großen Garten leer stand und unbenützt war, so gab er ihm die Bestimmung eines Missionshauses für die Redemptoristen, für deren Unterhalt er bei dem Olmützer Domkapitel eine genügende Summe hinterlegte. Früher jedoch baute er noch an das Haus anstoßend eine Kirche von Grund aus, deren Herstellung ebenfalls auf 42.000 Gulden zu stehen kam.

Einer ähnlichen großartigen Freigebigkeit des Erzherzogs Maximilian, wenn gleich in einer andern Weise, hat auch die Gesellschaft Jesu in den österreichischen Provinzen ihre Häuser und den Bestand derselben, wenigstens zum großen Theile, zu verdanken.

Das ſchönſte und in ſeiner originellen Form ganz ungewöhnliche Inſtitut war ohne Zweifel das Kollegium in dem vormaligen Befeſtigungsthurme auf dem Freienberge bei Linz, deſſen Entſtehungsgeſchichte in einem früheren Abſchnitte geſchildert wurde.

Als im Jahre 1849 die Geſellſchaft Jeſu dem Haſſe der entfeſſelten Revolution auch in Oeſterreich unterlag, ſo wie dieſelbe allzeit und überall von den Feinden des Rechtes und der Ordnung wegen ihrer entſchiedenen Geſinnung zugleich mit ihrer Mutter, der katholiſchen Kirche, angefeindet, gehaßt, verfolgt oder beſſer geſagt, dadurch beehrt wird, ſo mußten auch die Jeſuiten zu jenen Zeiten den Freienberg verlaſſen, und ſich in alle Gegenden hin zerſtreuen.

Durch dieſes Ereigniß kam der ſchöne Thurm, deſſen Eigenthum der Erzherzog für einen ſolchen Fall ſich vorbehalten hatte, wieder in ſeinen Beſitz. Vergeblich verſuchte man ihn zum Verkaufe desſelben zu bewegen. Er wartete auf eine Wendung der Zeitverhältniſſe. Als dieſe eingetreten war, bat ihn der Biſchof von Linz, zu geſtatten, daß ſein Diözeſan-Knabenſeminar dahin übertragen werde. Der Erzherzog willigte unter der Bedingung ein, daß die Leitung desſelben in die Hände der Jeſuiten gelegt würde.

Auf dieſem Wege gelangte die Geſellſchaft zum zweiten Male in den Beſitz des Freienberger Kollegiums. Nach einiger Zeit war der Zudrang zu den Schulen der Jeſuiten in dieſem Seminare ſo groß, daß die beſchränkten Räume des Kollegiums zu deren Aufnahme nicht hinreichten.

Als der Erzherzog dieſen Stand der Sache mit innigſter Herzensfreude erfuhr, war der Entſchluß bald gefaßt, ein Haus zur Unterbringung des Knabenſeminars auf dem Freienberge zu bauen, welches mit dem Thurme in Verbindung geſetzt wurde.

Der Bau, wie er heute noch zu ſehen, iſt entſprechend der alterthümlichen Form des Thurmkollegiums, hat natürlich eine ſchöne

Summe gekostet. Der Erzherzog war aber nicht sparsam, wenn es sich darum handelte, eine große Idee in's Werk zu setzen, und hielt eine fromme christliche Erziehung der jungen Leute, aus denen sich der Diözesanklerus bilden sollte, für etwas Großes.

In den letzteren Lebensjahren des Erzherzogs kam in dieser Beziehung eine Meinungsdifferenz zur Sprache, welche von seiner Seite eine Erklärung veranlaßte, durch welche die Absichten und Gesinnungen des erlauchten Fürsten in ein so schönes und großartiges Licht gestellt werden, daß man in seiner Lebensgeschichte diesen seitdem längst beschwichtigten Punkt nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Der hochwürdigste Bischof zu Linz, dem die Vorliebe des Erzherzogs für das Wohl von Oberösterreich und seiner treuherzigen redlichen Bewohner nicht unbekannt war — eine Vorliebe, welcher die Linzer Diözese auch das Schloß Mitterberg verdankt, dessen Benützung der Erzherzog als eine Art Priesterhaus der Diözese seit vielen Jahren überlassen hatte — war sammt dem Domkapitel der Meinung und Voraussetzung, der Erzherzog habe das schöne, als Knabenseminar benutzte Haus neben dem Freienberger Thurme für die Diözese gebaut; diese habe somit auf dasselbe einen Anspruch, und der Gesellschaft Jesu sei nur vorbehalten, die Lehrer zu bestellen und abhängig vom Ordinarius zur Leitung verwendet zu werden.

Nachdem der Erzherzog dieses vernommen hatte, erklärte er seinen Willen und seine Intentionen durch ein eigenhändig geschriebenes Dokument auf folgende Weise:

Erklärung.

„Da ich als Eigenthümer der Gebäude am Freienberge sammt Zugehör in Erfahrung brachte, daß über meine Absicht in der

Bestimmung des Freienbergs einige Zweifel obwalten, und daher Schwierigkeiten erhoben werden dürften, wenn die daselbst erzogenen Knaben sich zu anderen Ständen berufen fühlen, als dem geistlichen und namentlich dem weltgeistlichen der Linzer Diözese, so fühle ich mich aufgefordert und verpflichtet zu erklären:

„Daß ich den Thurm auf dem Freienberge, nachdem seine frühere Bestimmung aufgehört hatte, in der Absicht umbauen ließ, um der Gesellschaft Jesu als Kollegium zu dienen, in dem sie ihr Noviziat oder Scholastikat unterbringen könnte, welcher Bestimmung das immer in meinem Eigenthume gebliebene Gebäude einige Jahre hindurch gewidmet bliebe."

„Als ich später in Erfahrung brachte, daß in Linz die Fundation eines bischöflichen Knabenseminars begann, aber aus Mangel sowohl an pekuniären Mitteln als an Lehrkräften nicht fortgehen konnte, dachte ich dieser, jedem Bisthume allerdings nöthigen und vom Trienter Konzil dringend angerathenen Stiftung dadurch unter die Arme zu greifen, daß ich neben dem Thurme ein eigenes Konviktgebäude aufführen ließ, in welchem nebst den übrigen Konviktoren auch die Knaben des bischöflichen Seminars Erziehung und Unterricht erhalten könnten."

„In Rücksicht der beschränkten Mittel des bischöflichen Knabenseminars wurde bisher keine Bestimmung gemacht, was dafür das bischöfliche Knabenseminar dem Konvikte der Gesellschaft Jesu zu zahlen hätte, sondern es wurden nur jene sehr unbedeutenden Beiträge angenommen, die das bischöfliche Knabenseminar hiefür zu leisten im Stande war."

„Wohl wurde die Anstalt ein geistliches Seminar genannt, weil ich in dem Anbetrachte des vorherrschenden großen Mangels an Geistlichen und der Schwierigkeiten, die dem Eintritte in diesen Stand sich entgegenstellen, es als ein dringendes Bedürfniß der

Zeit ansah, eine Anstalt in's Leben zu bringen, in welcher junge Leute, in denen man Fähigkeit und Anlagen zum geistlichen Stande vermuthen könnte, mit jenen Lehrgegenständen besonders bekannt gemacht würden, die ihnen vorzüglich zu diesem Stande von Nöthen sind, so wie auch die Gewohnheiten und Vorliebe zu jener Abgeschiedenheit und jenen Religionsübungen sich frühzeitig aneignen könnten, wie sie der geistliche Stand erfordert; überhaupt, daß der Jugend der geistliche Stand von seiner ächten, ein reines Gemüth ansprechenden Seite und nicht nach dem abschreckenden Bilde dieses Berufes, nach welchem die Weltleute der Jugend ihn vorzumalen gewohnt sind, dargestellt würde; was auch wirklich zur Folge hatte, daß bisher noch die meisten, wenn sie die Gymnasialklassen durchgemacht hatten, sich für den geistlichen Stand erklärt haben; welche Lehren und Uebungen jedoch der Jugend, wenn sie sich auch anderen Ständen widmet, nur nützlich sein können."

„Die mehrmals gemachten Prüfungen, welche die daselbst erzogene Jugend in allen Fächern nach den hierüber im allgemeinen bestehenden Vorschriften überstanden hat, gaben hievon den sprechendsten Beweis."

„Die Unterbringung der Zöglinge des bischöflichen Seminars in das Konvikt der Gesellschaft Jesu war also vermöge des Obigen nur ein Nothbehelf, der zu der Ausnahme von der Regel zwang, daß jeder Bischof sein Knabenseminar durch die Weltpriester seiner Diözese, die vollkommen von ihm abhängen, leiten lasse; die Linzer Diözese scheint dermal mit Mitteln dazu ausgerüstet zu sein."

„Sollte aber dieser Antrag nicht ausgeführt werden und der Wunsch des Herrn Bischofs dahin gehen, daß die Zöglinge seines Knabenseminars fortan mit jenen des Konviktes zugleich erzogen

und unterrichtet werden, so habe ich keinen Anstand dagegen und vermuthe, daß auch die Gesellschaft Jesu, der ich den immerwährenden freien Nutzgenuß des Freienberges sammt den dazu gehörigen Gebäuden und Gründen übermacht habe, keinen haben wird, wenn aus den Mitteln des bischöflichen Knabenseminars ein nach der zu bestimmenden Anzahl der Zöglinge zu berechnender Beitrag geleistet wird."

Ebenzweyer, am 29. Jänner 1861.

Gezeichnet

Erzherzog Maximilian."

In seinem Testamente hat Hochderselbe der Gesellschaft Jesu das unbeschränkte Eigenthum des Freienberges und Alles, was dazu gehörte, überlassen.

Als der Gesellschaft Jesu im Jahre 1840 das Gymnasium zu Innsbruck übergeben wurde, war sie in der Nothwendigkeit, ein Haus zur Wohnung ihrer Mitglieder anzukaufen.

Zum Ankaufe des zu diesem Zwecke sehr geeigneten Nikolaihauses zu Innsbruck, welches ein Erzherzog, Maximilian mit Namen, ebenfalls ein Hoch- und Deutschmeister, vor zwei Jahrhunderten der Gesellschaft Jesu geschenkt hatte und das seit Aufhebung derselben in Privathände gekommen ist, gab unser seliger Erzherzog einen namhaften Beitrag.

Das vormalige Cisterzienserstift zu Baumgartenberg in Oberösterreich, welches als Noviziat verwendet wurde, und das alte Jesuitenkollegium zu Preßburg, auch in Privathänden, hat derselbe ebenfalls angekauft, damit die Gesellschaft Jesu die ihr angebotene Kirche zu Preßburg annehmen und so die Früchte der dort abgehaltenen Mission nachhaltiger machen könne.

Auch die aus wichtigen Gründen gebotene Uebertragung des Noviziates der Gesellschaft Jesu nach Sanct Andre in Kärnten, hätte

niemals ſtattfinden können, wenn nicht die Großmuth des Erzherzogs einen bedeutenden Theil der Koſten für den Ankauf und die Ueberſiedlung auf ſich zu nehmen geruht hätte.

Damit endlich ſowohl die Jeſuiten als die Redemptoriſten nach ſeinem Tode noch einen Erſatz für die Entbehrung der oftmaligen Almoſen fänden, welche er bei vorkommenden Bedrängniſſen zum Unterhalte der großen Zahl Ordensmitglieder in den verſchiedenen Theilen der deutſch-öſterreichiſchen Provinzen mit väterlicher Liebe Jahre lang hindurch ausgeſpendet hat, ſo hinterließ er in ſeinem Teſtamente beiden Ordensfamilien ein anſehnliches Legat.

Auf dieſe Weiſe kann der Erzherzog durch ſeine großmüthige Freigebigkeit und ſeine Jahre lang hindurch fortgeſetzten Unterhaltsbeiträge entweder ganz oder doch zum Theile als Stifter der meiſten Ordenshäuſer angeſehen werden, in welchen die Redemptoriſten und Jeſuiten in den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen für das Heil der Seelen thätig zu ſein Gelegenheit haben.

Freud und Leid.

Nach dem flüchtigen Blicke auf die hervorragendsten Liebesthaten des Erzherzogs, kehren wir wieder zu seinen persönlichen Lebensverhältnissen zurück.

Der junge Erzherzog Ferdinand, welcher, wie oben gesagt, seinem Oheim, dem Civil- und Militär-Gouverneur von Galizien zur Seite gegeben ward und den Wunsch hegte, sich im Fache der Artillerie auf ganz besondere Weise auszubilden, wurde in dieser Absicht für einige Zeit nach Olmütz gesendet, wo er die beste Gelegenheit hatte, die Behandlung dieser Waffengattung, welche von Allen die wichtigste und entscheidendste ist, theoretisch und praktisch zu studiren.

Dieser Umstand war für den Erzherzog Maximilian ein sehr erwünschter Anlaß, einen Plan wenigstens theilweise auszuführen, der ihm seit vielen Jahren nicht aus dem Sinne, nicht aus dem Herzen kam.

Der junge Dando, wie man ihn in der Familie zu nennen pflegte, war dem Erzherzoge sehr sympathisch. Sein Charakter hatte männlichen Ernst und Festigkeit, wie sie auch den Erbprinzen von Modena auszeichnete, und er hatte ein Herz voll Liebe und weicher Gefühle. Man sagte von ihm, er habe eine solche Gutmüthigkeit

gehabt, daß er bereit gewesen wäre, das Hemd vom Leibe herzugeben. Dabei war er aber, so wie die ganze modenesische Familie, von der Liebe zur Religion und von Hochschätzung derselben so durchdrungen, daß Graf Salis, Obersthofmeister beim Herzoge von Modena, gesagt haben soll, wenn Jemand, so habe Erzherzog Ferdinand Anlage ein christlicher Held und Heerführer zu werden.

Aber gerade diese Gemüthsbeschaffenheit, vermöge welcher er sich so leicht an andere Menschen anschloß und Andere für so gut hielt, wie er selbst war, ließen den Erzherzog Maximilian erkennen, daß sein lieber Neffe Dando für gute Rathschläge, die aus alter Erfahrung hervorgingen, nicht bloß empfänglich, sondern derselben auch bedürftig sei und daß er sonach aus seinem Umgange in moralischer und wissenschaftlicher Beziehung Nutzen schöpfen werde.

Aus diesem Grunde verweilte Erzherzog Maximilian länger, als er sonst bei dem jährlichen Besuche in Schlesien auf den Gütern des Meisterthums zu thun pflegte, zu Langendorf, das von Olmütz nicht sehr entfernt war, und während dieser Zeit waren die Ausflüge des jungen Erzherzogs zu seinem Onkel an der Tagesordnung. Erzherzog Maximilian trachtete seinem Neffen den Aufenthalt in seiner Nähe so angenehm als möglich zu machen, führte ihn in den Badeort Karlsbrunn, ließ ihn an den veranstalteten Vergnügungen Theil nehmen, machte mancherlei Experimente mit kleinen Kanonen; kurz er bemühte sich auf das Herz und den Geist seines theueren Neffen Einfluß zu nehmen, und freute sich an der viel versprechenden Entwicklung der schönen Eigenschaften seines Geistes und Herzens.

Einige Jahre früher war der junge Erzherzog einer traurigen Veranlassung wegen mit seinem Oheim zusammen gekommen.

Es war im August 1840, als dem Erzherzoge die Nachricht zukam, daß die Frau seines Bruders, die Erzherzogin Maria Beatrix,

früher als man dachte, dem Ende ihres Lebens entgegen eile. Sie lag sehr krank auf dem Lustschlosse Cattajo darnieder.

Bei der Liebe, welche die Mitglieder der ganzen erlauchten Estensischen Familie vereinte, war diese Kunde genug, daß Erzherzog Maximilian und sein Neffe Ferdinand, der Erstere von Ebenzweyer, der Letztere von Lemberg aus, ohne Verzug nach Cattajo abreisten.

Wenige Tage nach der Ankunft des Erzherzogs Maximilian zu Cattajo lag die fromme Herzogin im Sterben.

Eine treue Mutter aus dem Kreise einer durch das Band der Liebe vereinigten Familie scheiden zu sehen, bleibt stets ein schmerzlicher Moment im Leben. Nichts geht über die Mutterliebe, und was einmal verloren ist, findet man nicht wieder. Der Glaube und das lebendige Christenthum versüßt und mildert aber den Schmerz. Es gibt ein Wiedersehen für die, welche im Schooße der Kirche und im Stande der Gnade hinüber gehen in's ewige Leben. Die gute Herzogin Beatrix, die nach einem tugendhaften, wahrhaft christlichen Leben beinahe ein ganzes Jahr krank war, bereitete sich mit aller Sorgfalt auf die ernste Stunde des Todes. Zu wiederholten Malen empfing sie die heiligen Sakramente, und als sie das letzte Mal das Glück hatte, Jesum als Wegzehrung in ihr Herz aufzunehmen, sprach sie mit aller Ruhe und christlicher Ergebung: „Ho fatto tutto, sono tranquilla.“

Bei all' diesen Zeichen und Unterpfändern der christlichen Hoffnung bleibt der Augenblick der Trennung und das Scheiden einer lieben Mutter doch allzeit ein tief ergreifender, ein sehr schmerzlicher.

Der fromme Herzog und die lieben Kinder sammt dem Onkel Maximilian knieten an ihrem Sterbebette. Sie segnete Alle, auch ihren jüngsten Sohn, welcher allein fehlte und erst zwei Tage nach ihrem Tode ankam, küßte das Bild des Gekreuzigten und hauchte dann nach einer langen Agonie ihre edle Seele aus.

Erzherzog Maximilian, in seiner großen Liebe, nahm die Sorge für die Uebertragung der Leiche von Cattajo nach Modena und die feierliche Bestattung derselben ganz auf sich, und blieb dann ein paar Monate zu Modena, um seinen tief gebeugten Bruder und die trauernde Familie zu trösten.

Als der Erzherzog nach beinahe halbjähriger Abwesenheit wieder nach Ebenzweyer kam, war sein Herz durch die Liebe gerührt und erfreut, mit welcher ihn die Bewohner jener Gegend aufnahmen, welche in seiner Person einen großen Wohlthäter und einen wahren Vater verehrten.

Auf Anregung seines Freundes Grünberger, wie der Erzherzog diesen einfachen aber gescheidten und charaktervollen Mann zu nennen würdigte, ward am 14. Julius, als seinem Geburtstage, eine Unzahl von Freudenfeuern auf allen Bergen und Hügeln der Umgegend und an den Ufern des Sees angezündet. An der Wand des Traunsteins brannten 70 Feuer, welche die Buchstaben V. M. bildeten, und jeder Buchstabe war 30 Klafter hoch. Diese Festlichkeit wurde am Vorabende und am Abende des Festes selbst, überdieß durch Beleuchtung vieler Barken, durch Pöllerschüsse, bengalisches Feuer, durch Raketen und durch eine sehr schöne Feuerkugel, die sich mit Hilfe eines Fallschirmes lange in der Luft erhielt, verherrlichet, und die Liebe des Volkes offenbarte sich auch auf eine ernstere Weise, indem es sich sehr zahlreich in der Kirche zu Altmünster einfand, wo für den Erzherzog eine Hochmesse dargebracht wurde.

Ein Jahr später befand sich der Erzherzog gerade in der Jahresnacht des Hinscheidens der Herzogin Beatrix zufällig auf einer Reise in Schlesien und zwar in Begleitung seines Neffen, des jungen Erzherzogs Ferdinand. Da dieser Letztere an den Tod seiner lieben Mutter dachte und meinte, sein Oheim schlafe, so kniete sich derselbe im Wagen nieder und brachte wohl eine Stunde im Gebete für die

theuere Abgeschiedene zu. Erzherzog Maximilian sah dieß, da er nicht schlief, störte aber den frommen Beter nicht; sondern sein Herz war hiebei von der innigsten Freude durchdrungen, da er so unbemerkt den Ausdruck der Liebe des frommen Sohnes gegen seine theuere, selige Mutter sah. Nicht lange darauf wurde der junge Erzherzog zum General ernannt und als Brigadier nach Olmütz versetzt. Himmel und Erde werden vergehen, aber das Wort desjenigen nicht, der gesagt hat: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl ergehen."

Eine andere Familienfreude hatte die Vorsehung dem theilnehmenden Herzen des guten Erzherzogs durch die Verlobung des Erbprinzen von Modena mit der Prinzessin Adelgunde, Tochter des Königs von Baiern, bereitet.

Erzherzog Maximilian, welcher als guter Bruder und Verwandter die Schmerzen wie die Freuden der Familie theilte, wurde im Jahre 1842 von dem Herzoge eingeladen, die Feste in allen ihren Theilen anzuordnen, welche in Modena gelegentlich der Hochzeit des Erbprinzen mit der Prinzessin Adelgunde von Baiern vorbereitet wurden. Es finden sich in Modena noch viele Zeugnisse von den geistreichen Erfindungen und von den Zusammenstellungen der Festlichkeiten, welche bei diesem Anlasse als Ausdruck der Freude und der Liebe des Volkes für seinen künftigen Beherrscher abgehalten wurden.

Ebenso gaben auch die vielen Verschönerungen, vor Allen jene des prachtvollen großen Hofraumes des dortigen herzoglichen Palastes Zeugniß von der unermüdlichen Thätigkeit, mit welcher Erzherzog Maximilian, im Interesse seines geliebten Bruders, die hiezu nöthigen Arbeiten leitete, welcher Thätigkeit allein es zu verdanken war, daß diese bedeutenden Arbeiten und Herstellungen in so kurzem Zeitraume beendigt werden konnten, wie dieses die Architekten fast für unmöglich hielten.

Als Erzherzog Maximilian im Jahre 1846 nach Modena reiste, hatte die Freude der früheren Zeit sich wieder in Bekümmerniß und Leid umgewandelt; wie denn in diesem irdischen Leben, nach dem Ausdrucke des heiligen Augustin, nichts beständig ist, als die Unbeständigkeit.

Franz IV. war schwer erkrankt; kaum hatte Erzherzog Maximilian hievon Nachricht erhalten, so machte er sich ohne den geringsten Verzug auf die Reise. Damals aber gab es dort noch keine Eisenbahnen, keine Telegraphen; es vergingen daher mehrere Tage, bevor ihn die Nachrichten erreichen konnten, die ihn nach Modena riefen; eben so nahm auch die Reise selbst wieder mehrere Tage in Anspruch. Die Krankheit des guten Herzogs machte indessen reißende Fortschritte. Der tugendhafte Herzog von Modena hatte vom ersten Augenblicke an seinen Zustand klar erkannt, und da er nicht hoffen konnte, seine übrigen, entweder zu weit entfernten, oder durch besondere Pflichten abgehaltenen Angehörigen zu sehen, beschränkte er sich darauf, den lebhaftesten Wunsch nach dem Wiedersehen seines guten Bruders Maximilian auszusprechen und anzuordnen, daß ihm ein Kourier entgegengesendet werde, um ihn zu benachrichtigen, er möge die Reise beschleunigen, da er sonst nicht mehr zu rechter Zeit anlangen würde. Gott verlangte jedoch von beiden ein neues Opfer; am Abend des 21. Jänner 1846 gab Franz IV. seinen Geist auf und am Morgen des 22. traf Maximilian erst in Verona ein, wohin ihm ein anderer Kourier die traurige Nachricht von dem Tode des geliebten Bruders überbracht hatte. Tugendhaft wie er war, wußte er Gott das Opfer zu bringen, und bald darauf langte er mit gebrochenem Herzen in Modena an, ein tröstender Engel in Mitte der trostlosen Familie und gleichsam ein zweiter Vater seines Neffen Franz, der nun als Nachfolger die Regierung des Herzogthums Modena antrat, und welchem Erzherzog Maximilian als treuer Rathgeber in den ersten Tagen seiner Regierung zur Seite stand.

Das Schreiben des Erzherzogs Maximilian, in welchem er seinem Bruder Ferdinand die Todesnachricht mittheilt, ist so rührend, daß wir nicht umhin können, einige Stellen aus demselben anzuführen.

„Theuerster Ferdinand und leider mein einziger Bruder! Wie mir um's Herz ist, kannst Du aus Deinen eigenen Gefühlen schließen, wenn Du diesen Brief lesen wirst."

„Gott hat unser Kleeblatt zerrißen, er hat uns unsern liebsten Bruder Franz genommen. Sein Tod war so erbaulich, seine Ergebung so groß, daß auch uns dieser Gedanke zum Troste gereicht. Er empfing zuerst die heilige Kommunion in der Stille und dann ließ er sich die letzte Wegzehrung mit aller Feierlichkeit am Morgen des Tages geben, an welchem er Abends verschied. Kurz vor seinem Tode erhielt er die letzte Oelung und sagte hierauf: adesso sono proprio contento, küßte dann das Kruzifix, lächelte, und nach etlichen Minuten hauchte er seine schöne Seele aus; wir wollen zuversichtlich hoffen, daß er im Orte des Friedens ist. Alles das Gute, das er in seinem Leben gethan hat, wird durch Gottes Barmherzigkeit in jenem Augenblicke an seinem Sterbebette versammelt gewesen sein, und der gütige Gott wird es ihm angerechnet haben. Die göttliche Vorsehung hatte es so gewollt, daß Keiner aus uns, die wir im Leben so innig vom Herzen mit einander vereinigt gewesen sind, die letzten Worte unseres guten Bruders Franz entgegen nehmen konnte. — Es ist ein Dorn, der mein Herz durchsticht, daß ich nicht zeitlich genug angekommen bin, um ihn noch zu sehen. Er sehnte sich so sehr darnach und erwartete jeden Augenblick meine Ankunft. Gott wollte ihm und mir diesen Seelentrost nicht gewähren. Wir neigen unser Haupt; der heilige Wille Gottes sei gebenedeit."

„Als ich zu Verona durch den Kourier, welchen mein Neffe mir entgegen sandte, die traurige Nachricht erfuhr, konnte ich während

der Reiſe meiner Betrübniß über den bittern Verluſt Luft machen; aber als ich zu Modena in dem Palaſte ankam, wo mich mein Neffe unten an der Stiege empfing, ergriff mich ein ſolcher Schmerz, daß ich ohne ſeine Hilfe nicht hätte hinauf gehen können. Aber die Religion muß uns aufrecht erhalten."

„Lieber Ferdinand, ſchließen wir uns jetzt deſto inniger mit doppelter Kraft an einander. Es thut mir nur leid, daß wir ſo weit von einander entfernt ſind, daß Du in dem Schmerze allein biſt, denn Dando iſt ſicherlich auf dem Wege hieher."

Nach dem erſten Sturme, der das Herz des Erzherzogs Maximilian nach dem Hinſcheiden ſeines Bruders Franz bewegte, ſchreibt er wieder an Ferdinand und der Brief iſt zu ſchön als daß man ihn mit Stillſchweigen übergehen könnte. „Zwei Dinge ſind's, die mir und ganz gewiß auch Dir zum Troſte gereichen; er iſt nämlich ſo fromm und gut geſtorben, daß wir hoffen dürfen, er ſei im Schooße des barmherzigen Gottes, in jenem gebenedeiten und ewigen Hafen, nach welchen wir Alle während unſerer irdiſchen Schifffahrt hinſteuern müſſen; und dann der Gedanke an die Liebe, mit welcher wir im Leben ſo innig miteinander vereinigt waren, daß niemals zwiſchen uns auch nur die geringſte Wolke dieſe Einigkeit unſerer Herzen getrübt hat. Im Himmel aber, wo man Alles erkennt, wird er noch klarer, als hier auf Erden ſehen, wie wir uns liebten. Ja, mein theurer, mein theuerſter Bruder! umfaſſen wir zwei uns nun noch näher und feſter, weil es Gott gefallen hat, uns den Dritten im Bunde zu entreißen. Unſer lieber Franz hat ſo viel Gutes gethan, ſein Leben war ſo auferbaulich, er hat uns Beiden immer ein ſo gutes Beiſpiel gegeben!! er war ſo gut, ſo überaus gut und dann als Bruder mit nichts zu vergleichen!!"

Ordens-Auszeichnungen.

„Es war im Jahre 1845," schreibt unser Erzherzog, „als mir Erzherzog Karl anvertraute, sein Sohn Wilhelm, welcher erst neunzehn Jahre alt war, hege den Wunsch, in den Deutschen Orden einzutreten. Ich sprach dann mit dem jungen Erzherzoge selbst, und er bezeigte mir seine Freude zu diesem Berufe. Auch ich bin darüber sehr zufrieden; denn der Gedanke ist beruhigend, einen bestimmten Nachfolger zu haben, welchen man bei Zeiten von Allem in Kenntniß setzen und dem man die Fortsetzung Alles dessen, das man angefangen und eingeleitet hat, anvertrauen kann; überdieß, ist Erzherzog Wilhelm ein guter Jüngling, verständig und dem Studium zugethan."

Am eilften Oktober trat Erzherzog Wilhelm feierlich in's Noviziat des Deutschen Ordens ein, empfing mit vieler Andacht und Auferbauung die heilige Kommunion und berechtigte zur Hoffnung, daß er in seiner neuen Laufbahn Ausgezeichnetes leisten werde.

Am zwölften November des folgenden Jahres wurde der gedachte Erzherzog auf alterthümlich herkömmliche Weise zum Ritter geschlagen und Tags darauf vom Großkapitel des Ordens einhellig zum Coadjutor und Nachfolger im Meisterthume erwählt.

Die Ehre, das Kreuz Christi auf der Brust zu tragen, zum offenkundigen Beweis, daß der Deutsche Ritter sich aus Liebe zu

unserm göttlichen Erlöser, seiner Verherrlichung und dem Dienste der Kirche und der leidenden Menschheit geweiht hat, ist so groß, daß nach der Auffassung der gläubigen Vorzeit jede andere Ordensdekoration an der Seite dieses ruhmvollen Kreuzes nicht bloß wenig beachtet, sondern ganz verdunkelt worden wäre; so wie die Sterne erbleichen und verschwinden, wenn die Sonne ihre Strahlen leuchten läßt.

Aus dieser Anschauung ging das Gesetz des Deutschen Ordens hervor, daß ein Ritter dieses erhabenen Ordens kein anderes weltliches Ordenszeichen neben dem seinigen, geweihten, geheiligten, auf der Brust tragen darf. Wenn dies doch aus höheren Rücksichten geschehen solle, so muß der Großmeister hiezu eine Dispens für den einzelnen Fall ertheilen.

Als unser Erzherzog der Einladung folgte, die von Seite des Königs von Preußen an ihn, an seinen Bruder Ferdinand und an seinen jungen Neffen ergangen war, sich bei der großen preußischen Herrschau und den kriegerischen Uebungen einzufinden, welche 1844 in Schlesien abgehalten wurden, so ahnte der Erzherzog nicht, daß seine Liebe und Hochschätzung des Deutschen Ordenskreuzes hiedurch auf die Probe gestellt werden sollte.

Nachdem die militärischen Festlichkeiten zu Ende waren, wobei der König von Preußen die Estensischen Prinzen ganz besonders auszeichnete, bot derselbe als ein Zeichen seiner Hochachtung und Liebe gegen den Großmeister, der auch im Königreiche Preußen Besitzungen hatte und viel Gutes wirkte, dem Erzherzoge seinen Hausorden vom schwarzen Adler an.

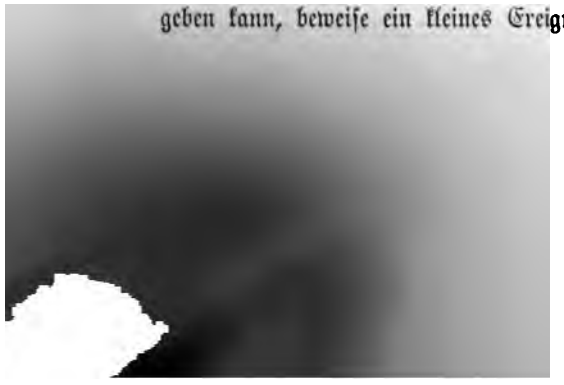
Da dies die höchste Ordensdekoration im Königreiche Preußen, somit auch das höchste weltliche Ehrenzeichen war, womit der König seinen lieben Gast schmücken konnte und wollte, so schien es, als ob eine solche Manifestation des königlichen Wohlwollens ohne Kränkung nicht könnte zurückgewiesen werden. Der Konflikt

zwischen dem deutschen und dem preußischen Ordenskreuze, (wenn es erlaubt ist so zu reden) hätte jedoch ganz leicht ausgeglichen werden können, wenn der Großmeister, der das Recht hat, in einem solchen Falle zu dispensiren, dieses Recht für seine eigene Person hätte zur Geltung bringen wollen. Der ritterliche charakterfeste Erzherzog beugte aber nicht so leicht seine ordenstreue Gesinnung unter die Formen einer, wenn gleich erlaubten aber dennoch weltlichen Rücksicht. Er meinte im Gegentheile diese unschuldige Veranlassung benützen zu sollen, um seine Liebe zu Christus und zu seinem Berufe als ritterlicher Ordensmann klar auszusprechen, oder vielmehr die Verschiedenheit eines geistlichen und eines weltlich gesinnten Herzens auf eine zarte Weise fühlen zu lassen.

Er lehnte sonach in freundlichster und verbindlichster Form das wohlwollende Anerbieten des Königs von Preußen ab, und verhehlte ganz gewiß auch den Beweggrund nicht, der ihn entschuldigen sollte, und der König konnte durch die Berufstreue des muthvollen Großmeisters nicht anders als sichtlich erbaut sein.

So schroff aber und so streng wie gegen sich selbst war der gute Erzherzog gegen Andere nicht, und deßhalb nahm er keinen Anstand, andern Rittern die Dispens zum Tragen von Ordenszeichen neben dem Deutsch-Ordenskreuze zu ertheilen, wenn durch die militärischen Ehren die Ehre des Königs der Kriegsheere befördert wurde.

Daß er aber im Allgemeinen an dem Ordensgrundsatze fest hielt, und auf jede Weise verhindern wollte, daß die Liebe und Sehnsucht nach weltlicher Auszeichnung in dem hohen Orden, dessen Leitung ihm Gott anvertraut hat, nicht jene Hochschätzung vermindere, welche derselbe seit Jahrhunderten für das Kreuz Christi trägt, dessen Abzeichen ihm werthvoller ist, als Alles das, was die Welt geben kann, beweise ein kleines Ereigniß aus der neuesten Zeit.



Die Deutsch-Ordensschwestern in Schlesien, durch ihre Opferwilligkeit und die wichtigen Dienste der Liebe sowohl in der Schule als durch die Krankenpflege berühmt, hatten die allgemeine Zufriedenheit im hohen Grade gewonnen. Man hegte das Verlangen, hierüber eine öffentliche Anerkennung zu geben und deßwegen wurde von Sr. Majestät dem Kaiser, ohne Zweifel auf die Bitte der Stadt und den Vorschlag des Ministeriums, der Vorsteherin des Troppauer Hauses, der Schwester Agnes, als der Kommandantin der kleinen weiblichen Kriegsschaar im Deutschen Orden, das goldene Verdienstkreuz verliehen.

Wie der Großmeister in Hinsicht auf diese Auszeichnung dachte, und was er vorkehrte, damit dem Geiste der Welt jeder, auch der kleinste Zugang in seinen theueren Orden verschlossen bleibe, erhellt aus zwei von ihm selbst geschriebenen Aktenstücken, deren Inhalt hier folgt:

An den Landes Präsidenten in Schlesien!

„Nachdem die Agnes Weber, zeitliche Oberin der Deutsch-Ordensschwestern Gemeinde von Troppau, vermög der durch Ablegung der Ordensgelübde von ihr übernommenen Pflichten, die von der allerhöchsten Gnade Sr. kaiserlich königlichen Apostolischen Majestät ihr zugedachte Auszeichnung für ihre Person nicht annehmen kann — so sehr sie für diese Aeußerung der allerhöchsten Zufriedenheit von den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit durchdrungen ist — habe ich gedachte Auszeichnung einstweilen in meine Verwahrung genommen, in der Hoffnung, von der Gnade Sr. Majestät die Gewährung der Bitte zu erhalten, diese Merkmal der allerhöchsten Zufriedenheit mit den Verdiensten der ganzen Deutsch Ordens-Schwestern-Gemeinde in Troppau in dem Archive aufbewahren zu dürfen, zur beständigen Anerkennung, daß durch treue Erfüllung ihrer Pflichten die allerhöchste Zufriedenheit immer mehr zu erwerben."

Troppau, am 11. August 1850.

Ehrenfried Maximilian.

D.

Und an den Superior der Deutſch-Ordensſchweſtern in Troppau erließ der Erzherzog folgendes Schreiben:

Lieber Andächtiger!

„Das von Sr. Majeſtät dem Kaiſer der Oberin zugedacht geweſene Verdienſtkreuz werden Sie nach und nach den Schweſtern ſehen laſſen und, in einer Schachtel aufbewahrt, ſammt den dazu gehörigen Schreiben, an einem ſchicklichen Orte im Schweſternhauſe, etwa in einem Kaſten des Kapitelzimmers, hinterlegen.“

Originelle Kriegsgedanken.

Wenden wir uns nach dieſer Abſchweifung zu demjenigen, was wir in allgemeinen Umriſſen zu zeichnen uns ebenfalls vorgenommen haben, nämlich zur überſichtlichen Schilderung der wiſſenſchaftlichen und ſichtbaren Andenken, welche der ſelige Erzherzog der Nachwelt hinterlaſſen hat; aber zuvor ſei es noch geſtattet, hier einige Gedanken einzureihen, die er zur Sicherung und zum Wohle Deutſchlands und insbeſondere Oeſterreichs ausgeſonnen hatte:

„Auf meiner Reiſe nach Holland," ſo ſchreibt der Erzherzog, „habe ich die Artillerie in Preußen, Baiern, den Niederlanden, in Baden, Darmſtadt ꝛc. ꝛc. in Augenſchein genommen und man hat mir Alles genau gezeigt. Ueberall fand ich, daß in Bezug auf dieſe Waffengattung eine große Thätigkeit herrſcht, daß man hiebei weſentliche Fortſchritte macht und Sorge trägt, gutes Material zu haben; und in der That, bei keiner Waffengattung iſt es ſo nothwendig, ſie zur Zeit des Friedens in guten Stand zu ſetzen, als bei der Artillerie. Die Infanterie und Kavallerie läßt ſich mit großer Thätigkeit und vielen Geldmitteln in kurzer Zeit formiren oder vermehren, nicht ſo aber die Artillerie."

„Auch was das Syſtem der militäriſchen Brücken betrifft, fand ich Alles ſchwankend, und auf das Beſtehende hat man geringes Vertrauen, deßwegen wird das Buch von Birago viel Anklang finden."

„Ach, wie leicht wäre es, wie nützlich, ja nothwendig, daß die deutsche Bundesarmee in Bezug auf Artillerie und Militär-Brückenbau ein gemeinschaftliches System hätte. Alle kleinen Fürsten, deren Kontingente fünf Armeekorps bilden, würden nach meinem Dafürhalten sehr geneigt sein, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Artillerie-Direktion zu haben; denn sie müssen ganz gut fühlen, daß ihnen, vereinzelt wie sie sind, die Mittel abgehen, um, ein jeder für sich, sein eigenes Gußwerk, seine Bohrmaschinen ꝛc. zu haben. Eben so sind sie vereinzelt nicht in der Lage, die nöthigen Experimente zu machen, und deßhalb würden sie ihre Rechnung finden, wenn ihnen Alles, was zur Artillerie gehört, aus Einem Arsenale verabreicht würde."

„Dieses könnte zum Beispiel in Mainz sein, und hiebei sollten sich Artillerie-Offiziere von allen Staaten einfinden, welche die fünf Armee-Korps bilden, in der nämlichen Weise, wie dies bereits in Bezug auf andere Waffengattungen geschieht. Dort könnte man gemeinschaftlich die Experimente und die Uebungen machen, wiewohl jeder der Fürsten bei sich zu Hause ein paar Batterien haben sollte, um die Manöver mit den andern Truppen abzuhalten; aber der Ersatz des Materials sollte ganz aus Mainz um den Erzeugungspreis geliefert werden."

„An dieser Maßregel sollten jedoch die sieben ganzen Armee-Korps, nämlich drei österreichische, drei preußische und ein bairisches nicht theilnehmen."

„Der jeweilige Gouverneur von Mainz sollte der oberste Kommandant dieses gemeinschaftlichen Arsenals sein, und somit abwechselnd ein österreichischer und ein preußischer General, und unter ihm ein Komité, worin jeder Fürst durch einen Artillerie-Offizier vertreten sein sollte; den Vorsitz desselben sollte ein preußischer Artillerie-General inne haben, wenn der Festungs-Kommandant ein Oesterreicher wäre, und ein österreichischer, wenn der Gouverneur der Festung ein Preuße wäre."

„Bei diesem zusammengesetzten Korps müßte man sich, so viel nur möglich, von jedem Schatten der Eifersucht hüten, aber ich bin versichert, daß die Sache gehen würde, da es sich hiebei nur um technische Dinge handelt, welche durch unwiderlegbare Proben außer Zweifel gestellt sind."

Eine andere Idee des Erzherzogs, die aber mit den Ansichten der Neuzeit nicht im Einklange steht, bezieht sich auf die kurze Dienstzeit des Militärs.

„Man sollte nach meiner Ueberzeugung," so schreibt er, „nie aus dem Auge verlieren und dahin wirken, daß das Soldatenleben ein wahrer für sich bestehender Stand sei. Deßhalb sollte man die Armee zwar in geringer Zahl, aber in wirklichem Dienste halten, und Einzelnen nur für kurze Zeit Urlaub gestatten, auch sollten nur junge Leute genommen werden, die noch keinen Lebensstand gewählt haben, welche dann das Militärleben als ihren Beruf ansehen und, nachdem sie die allgemeine Kapitulationszeit ausgedient haben, freiwillig noch ferner im Dienste blieben."

„Ich habe dieses System durch 29 Jahre befolgt, während ich Inhaber des Artillerie-Regiments war, und ich habe mich dabei wohl befunden. Die jungen Leute wurden leicht und gut ausgebildet; Viele blieben nach vierzehn Jahren freiwillig im Dienste, und wenn es sich um eine Beförderung handelte, so waren taugliche Subjekte in Menge vorhanden; jetzt aber, wo auch die Artillerie Beurlaubte hat, höre ich, daß man in Verlegenheit ist, taugliche und geeignete Individuen zur Beförderung zu finden, wo ich früher deren zu viele hatte."

„Wenn dann ein Krieg ausbricht, so kann man schon Männer von reiferem Alter nehmen; unter die eigentlichen Soldaten gemischt, werden sie sehr schnell zu dem, was im Kriege noth thut, gebildet sein, was sich mehr auf das moralische, als auf die physische Geschicklichkeit bezieht, und ich meine, ein solches System wird allezeit

beſſere Früchte bringen, als wenn man der ganzen Bevölkerung die große Kunſt halb rechts und halb links gelehrt hat, wie es beiläufig die Preußen machen."

Ein anderer neuer Kriegsgedanke war der Plan, im Falle eines kriegeriſchen Kampfes durch eine Art von Kugelregen ſo intenſiv auf den Feind einzuwirken, daß es ihm ſchwer würde, zu widerſtehen, und daß ſomit der Sieg den Angreifenden geſichert oder erleichtert würde.

Dieſes Ziel zu erreichen, ſuchte der Erzherzog die ſogenannten Shrapnel's zu vervollkommnen, und projektirte nebſtdem eine kleine Kanone, welche, ohne Beſpannung, von der Infanterie und Kavallerie ſelbſt bedient und dazu verwendet werden ſollte, um nur für ganz kurze Diſtanzen auf Sturmkolonnen, in Hohlwegen oder in Gaſſen durch Kartätſchenſchüſſe in den Linien der Angreifenden ſelbſt den Weg zu bahnen und den Sieg zu erleichtern; welche zugleich aber auch an beengten oder maskirten Plätzen könnte gebraucht werden, wo es ſonſt nicht möglich wäre, ſchweres Geſchütz aufzuführen.

Der Erzherzog ſchreibt hierüber aus Ebenzweyer an ſeinen Bruder Ferdinand: „Ich beſchäftige mich hier, mein Kriegsſyſtem ganz in's Reine zu bringen und Experimente zu machen, wozu ich anderswo nicht Gelegenheit hätte; ich gehe ſo eben um, mit Kartätſchen zu ſchießen; es iſt ein ſehr ſchönes mildes Wetter."

„Indem ich mich dieſer Arbeit hingebe, denke ich, daß ich hiedurch auch zum Theile meine Berufspflichten als Deutſcher Ritter erfülle, denn es iſt deſſen ausdrücklicher Beruf, die Feinde des Glaubens zu bekriegen, und ſo bereite ich mich wenigſtens zu dieſem Kampfe, und vielleicht wird einſt mein Neffe Ferdinand von meinen Erfahrungen Gebrauch machen können. Die Feinde Oeſterreichs werden doch immer auch die Feinde des Glaubens und der geſellſchaftlichen Ordnung ſein."

„Ich setze meine Uebungen auch mit den kleinen Kanonen fort, da die Artillerie zugleich mit der Infanterie und Kavallerie operiren soll, und ich meine es hiebei bereits zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht zu haben, um die Ladung zu bestimmen und die Entfernung, um mit Sicherheit ihre Wirkung zu berechnen und in allen vorkommenden Fällen ihre Verwendung im Dienste anzugeben. Es scheint mir, diese Waffe kann einst große Wirkung hervorbringen. Ich habe hier den Vortheil, daß ich den Schuß gegen den See richten kann, und bin dadurch gesichert, Niemanden zu treffen, denn die Schiffe sieht man von weitem, und es sind deren auch nicht viele."

In einem anderen Briefe sagt er: „Es ist wahr, die Experimente mit der neuen Gattung Shrapnel's haben mir viel Zeit genommen. Ich werde wohl hundert Schüsse gemacht und ihre Wirkung beobachtet haben, um dann die nöthigen Veränderungen vorzunehmen. Jetzt aber glaube ich im Reinen zu sein, und zwar mit allen drei Gattungen Kaliber."

„Das Resultat der Experimente übertraf meine Erwartung, und jetzt kann ich mit Gewißheit sagen, daß ich für beide Feldgeschütze, das ist, für die Sechspfünder und die kurze siebenpfündige Haubitze, und eben so für die kleine Spingarde, die von Soldaten geführt wird, eine ganz neue Art von Wurfgeschoß verschaffen kann, wodurch es möglich wird, aus einem jeden der drei Geschütze auf den Feind in der Entfernung von 1100 Schritten einen wahren Kugelregen mit solcher Kraft von der Höhe herabfallen zu lassen, daß die Kugeln die Bretter durchschlagen, und zwar 57 Kugeln auf jeden Schuß der sechspfündigen Kanone und der kleinen Spingarde, und 126 Kugeln auf jeden Schuß der Haubitze; und da durch eine besonders schnelle Art und Weise zu laden, an jedem Stücke sechs Schüsse in einer Minute gemacht werden können, so würde dies, wenn aus vier oder acht Geschützen gefeuert würde, eine überaus

große Wirkung thun, und es wäre unmöglich, daß der Feind einen solchen wahren Kugelregen aushalten könnte. Die Sache scheint mir sehr wichtig zu sein, als ein beinahe zuverlässiges Mittel, den Feind aus einer Redoute oder einer durch einen Erdwall geschützten Stellung zu vertreiben, besonders noch deßwegen, weil die Angriffskolonnen, während diese Wurfgeschütze spielen, vorrücken könnten, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, von dem Feuer der eigenen Artillerie beschädigt zu werden. Die Genauigkeit, wie diese Bogenschüsse in so großer Distanz gemacht werden, hat meine Erwartung übertroffen, aber ich mußte freilich viele Schüsse machen, bis die Sache ganz genau kombinirt war."

Nun gehen wir zu den Andenken über, die der selige Erzherzog uns hinterlassen hat. Zuerst wollen wir von den wissenschaftlichen Werken handeln.

Wissenschaftliche Werke.

Versuch eines Kriegssystems des österreichischen Kaiserstaates.

Von der Liebe zu Oesterreich, von der Liebe zu militärischen Studien, von der Liebe zu seinem Berufe als Deutsch-Ordensritter angetrieben, hatte der Erzherzog ohne Zweifel schon im jugendlichen Alter den Gedanken gefaßt, sich zur Abfassung eines Werkes vorzubereiten, welches als Sammlung seiner Erfahrungen und als Vorschlag zur Verbesserung in den mannigfaltigen Zweigen des Kriegswesens für den Staat und die Armee nützlich sein könnte.

Vor Allem war es die Artillerie, deren Vervollkommnung er seine Aufmerksamkeit schenkte, wiewohl besonders in der spätern Zeit alle Fächer der Kriegswissenschaft Gegenstand seines Nachdenkens waren.

Als Vorstudien für die literarischen Arbeiten, welche im obgenannten Werke gesammelt erscheinen, dienten ihm seine gemachten Erfahrungen in den Kriegen zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Er unternahm hauptsächlich in wissenschaftlicher Absicht im Jahre 1818 eine halbjährige Reise durch ganz England, Schottland und Irland, weil England in der Technik sehr weit vorgeschritten war

Er wollte durch die Anschauung an Ort und Stelle die zu jener Zeit vorragend ausgezeichnete englische Artillerie in ihren Befestigungen, in ihrem Arsenale, und in ihrem Marine-Kriegswesen kennen lernen und studiren, um hieraus dem eignen Vaterlande Nutzen zu verschaffen.

In seinem Reisejournale zeigt sich diese Intention ganz augenscheinlich.

Nach fünfzigjährigen Studien ließ er sein großes Militärwerk unter dem Titel: „Versuch eines Kriegssystems des österreichischen Kaiserstaates als Manuskript in Druck legen."

Obwohl dieses Werk nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, und der Erzherzog alle Exemplare als persönliches Eigenthum aufbewahrte, so glaubte derselbe die großen Kosten, welche dessen Auflage erheischte, doch zur Verherrlichung Gottes und zum Nutzen des Kaiserreiches und eben deßhalb zum Wohle der Menschheit gut und nützlich verwendet zu haben.

So lange der Erzherzog lebte, theilte er dieses Werk beinahe Niemandem mit.

In seinem Testamente legirte er ein Exemplar Seiner Majestät dem Kaiser und ein anderes seinem theuren Nachfolger, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Wilhelm, ferner ein Exemplar einem jeden Erzherzoge, der in militärischen Diensten ist, und wie es sich von selbst versteht, seinem theuern Neffen, dem Herzoge von Modena.

Der Erzherzog dachte bescheiden und nüchtern genug, um sich elbst zu gestehen, daß Manches in demselben noch nicht vollkommen sei. In den letzten Jahrzehnten hatte die Kriegswissenschaft und namentlich die Erfindungen in Bezug auf die Artillerie Fortschritte gemacht, welche den Stand der Sache, wie sie in den schon in früherer Zeit niedergeschriebenen Theilen des Werkes dargelegt war, vielfach veränderten.

Deßungeachtet bleibt der Inhalt doch von der größten Wichtigkeit, theils weil dasselbe Wahrheiten enthält, welche der Veränderung nicht so leicht unterworfen, theils weil darin viele ganz neue und fruchtbare Gedanken niedergelegt sind, theils endlich, weil das ganze System auf einer Basis ruht, welche sicherer ist, als manche Prinzipien der Neuzeit und jedenfalls eine Erfahrung für sich hat, welche spätere Formen sich erst verschaffen müssen.

Das militärische Werk umfaßt 2389 Druckseiten in Großquart und 258 Pläne mit Figuren und Tabellen.

Wiewohl wir uns erlauben im Anhange einen kurzgefaßten Auszug beizufügen, der bei aller Einfachheit jedenfalls die Wißbegierde Kunstverständiger anregen wird, so sei es doch auch gestattet, hier anzudeuten, daß dieses Werk in neun Hauptstücke zerfällt, und zwar: Erstes Hauptstück: Einleitung und Totalüberblick. Zweites Hauptstück: Truppen. Drittes Hauptstück: Schaaren. Viertes Hauptstück: Führer der Armeen. Fünftes Hauptstück: Bilder des Heeres. Sechstes Hauptstück: Waffen. Siebentes Hauptstück: Kriegszeug. Achtes Hauptstück: Kampfplätze. Neuntes Hauptstück: Kriegsmittel. — Quellen.

Das Werk umfaßt sonach das ganze Heerwesen des österreichischen Kaiserthums sowohl in militärischer als statistischer und technischer Beziehung, und insbesondere in Anbetracht der speziellen Wehrfähigkeit der einzelnen Völkerstämme und Länder, und der Kriegstüchtigkeit der daraus gezogenen Truppen.

Es handelt ferner umfassend über die spezielle Vertheidigung der einzelnen Länder, so wie des ganzen Kaiserstaates und den zur Vertheidigung seiner Fronten gegen andere Staaten als nothwendig erachteten Lagerbauten.

Zu letzterem Zwecke bereiste der Erzherzog persönlich alle Provinzen und Gränzen im Detail, und ließ besonders solche strategisch-wichtige Punkte aufnehmen, welche zur Lagerbefestigung

— der originellen Lieblingsidee des Erzherzogs — geeignet erschienen.

In dem Hauptstücke Waffen ist ein reiches, durch unzählige Versuche und Studien erprobtes artilleristisches Wissen hinterlegt, wie denn überhaupt der Erzherzog sich den mathematischen Studien von Jugend an mit Vorliebe geweiht hat.

In dem Abschnitte über Thürme wird eine umfassende Festungsbaukunde entwickelt.

Was in früheren Abschnitten dieses Buches über den Bau der Linzer Thürme großentheils aus den Briefen des Erzherzogs selbst angeführt wurde, macht es sogar für den Laien in der Kriegswissenschaft verständlich, daß der Erzherzog bei der Konstruktion derselben sich die selbstständige Vertheidigungskraft der Seekriegsschiffe als Ideal der einzeln stehenden Vertheidigungswerke, Thürme genannt, vorgestellt habe, bloß mit dem Unterschiede, daß die Schiffskanonen unbeweglich sind, die Schiffe aber bei der Kriegsaktion sich bewegen, während bei den feststehenden Thürmen die Geschütze nach allen Punkten des Thurmumkreises mit geringem Kraftaufwand beweglich sind, und auf diese Weise in der richtigen Distanz und auf die richtigen Punkte gestellt, mit ihren kreuzenden Geschossen, eine Kette oder ein Band bestreichen, welches den Umfang eines festen Lagers bildet, innerhalb dessen die vertheidigende Armee sich nach allen Außenrichtungen entfalten kann.

Das Merkwürdigste und Originellste, worauf der Erzherzog auch den meisten Werth legte, und was allein schon verdient, ihm einen Namen zu machen, war die von ihm erfundene Gestaltuug der Thurmlafetten, deren Neuheit, Tauglichkeit und Zweckmäßigkeit der Erzherzog durch unzählige Male wiederholte Versuche und ausgedachte Verbesserungen erprobt, und hiebei weder Mühe und persönliche Anstrengung, noch Geld gespart hatte.

Wenngleich sonach diese literarische Arbeit, ein Resultat seiner Studien durch ein halbes Jahrhundert, bei dem Umschwunge der neuen Anschauungen und den Fortschritten im Kriegswesen, vielfach nicht mehr zur rechten Giltigkeit gebracht werden konnte, so enthält dieselbe doch einen reichen Schatz neuer und ausgezeichneter Ideen, von denen auch gegenwärtig viele noch praktisch ausgeführt werden können, und manche derselben auch wirklich zur Geltung gelangen dürften.

Der Erzherzog, der bei seinen, von der bisherigen Schablone abweichenden Unternehmungen so manchen Widerspruch erfuhr, tröstete sich mit dem Bewußtsein seiner reinen uneigennützigen Absicht und mit dem Ausspruche: „Ich werde im Grabe vermodert sein, und Manches wird gut geheißen und gebraucht werden, worüber jetzt ungünstig und schnell abgeurtheilt wird."

Abhandlung über das Bauen mit zusammengedippelten Ziegeln.

Dieſes techniſche Werk, welches fünfzig Druckſeiten in Großquart und vierunddreißig Pläne mit vielen Figuren enthält, handelt über die von dem Erzherzoge gemachte Erfindung der Dippelziegel und deren Verwendung zu Bauten.

Es wird in dieſem Werke dargelegt, wie durch Anwendung und den Gebrauch von drei Zoll dicken Dippelgewölben alles Tramholz im Innern eines Gebäudes für alle Stockwerke erſpart oder beſeitigt werden kann, und dabei ohne vermehrte Stärke der Hauptmauer oder beſonders vergrößerten Koſtenaufwand feſte und feuerſichere Gebäude hergeſtellt werden können. Außerdem können die Dippelziegel noch vielerlei Anwendung finden für techniſche Zwecke, wie dies aus dem Werke erſichtlich iſt.

Für holzarme Gegenden und bei der immer größeren Abnahme an Bauholz wird mit dieſer Erfindung der Welt ein allgemeiner und großer Nutzen geſchaffen werden.

Es wurden nach dieſem Bauſyſteme mehr als vierundzwanzig Bau-Objekte an verſchiedenen Orten ausgeführt, die ſich alle bewährten und von denen das Knabenſeminar auf dem Freienberge bei Linz, die Eckfronte des Spitals der barmherzigen Schweſtern in Gumpendorf in Wien, die Kirche und das Kloſtergebäude zu Schwarzbach bei

Littau in Mähren und das Deutsch-Ordens-Kommendenhaus in Troppau die hervorragendsten sind.

Der Erzherzog legte einen großen Werth auf diese, während seines stillen Aufenthalts zu Ebenzweyer gemachte Erfindung.

Vielfache Versuche gingen natürlich voraus, bis er dieses Werk in Druck legen ließ.

Als einst bei einem Versuche über die Tragfähigkeit eines Gewölbes mit Dippelziegeln dasselbe zusammen stürzte, sagte der Erzherzog scherzweise: „Ein schlechter Baumeister, dem nichts einfällt."

Weil seine edle Absicht bei diesem Werke die Gemeinnützigkeit war, so vertheilte er viele Exemplare desselben, und weil am Ende seines Lebens dabei noch Manches unvollendet oder unvollkommen war, so wünschte er, daß Herr Ingenieur Haan, welcher seit vielen Jahren mit treuer Ergebenheit sich an seiner Seite befand und in seine Gedanken ganz vertraut eingeweiht war, diesen Abgang verbessere, vollständig mache und vollende.

Es ist nicht schwer vorauszusehen, daß diese Erfindung vielleicht in naher Zukunft einen vielseitigen Nutzen herbeiführen werde.

Erzherzog Maximilian verlangte dafür ein auf seinen Haus-Ingenieur lautendes Privilegium, und sollte das ausfallende Erträgniß den armen barmherzigen Schwestern zugewendet werden.

Im Anhange wird ein Auszug aus diesem technischen Werke beigefügt, und ist derselbe aus dem Grunde etwas weitläufiger und umständlicher gehalten, damit einerseits die große Sachkenntniß und die vielfältigen Erfahrungen und Experimente des seligen Erzherzogs in diesem Fache klar hervortreten, und damit anderseits diejenigen, welche Fachkenntniß haben und nicht im Besitze des großen Werkes selbst sind, die Wichtigkeit dieser Erfindung würdigen und wohl auch davon praktischen Gebrauch machen können.

Ueber Geld- und Münzverhältnisse.

Dieses kleine Heft von 32 Seiten, in welchem nicht bloß interessante Ansichten über Geld- und Münzverhältnisse, sondern höchst wichtige Gedanken für die österreichischen Finanzen in Bezug auf die Gleichstellung der Einnahmen und Ausgaben des Staates und der Herstellung der Valuta enthalten sind, wurde im Jahre 1860 als Manuskript gedruckt.

Der Erzherzog beschäftigte sich so sehr mit allem dem, was auf Oesterreichs Wohlfahrt Bezug nahm, daß er lange und ernst nachdachte, wie dem traurigen Stande der österreichischen Finanzen abzuhelfen wäre.

Seinem erfinderischen Genie gelang es, ein Mittel zu finden, durch welches das jährliche Deficit gedeckt, und das Gleichgewicht der Einnahme und Ausgabe nach seiner Erkenntniß und seinem Urtheile im Staatshaushalte hergestellt werden könnte.

Die Hauptaufgabe der zu diesem Geschäfte Berufenen bliebe zwar immer, die Finanzverhältnisse so zu regeln, daß kein Deficit vorhanden wäre; so lange aber diesem Uebel durch kluge und sparsame Verwendung der Staatseinnahmen nicht abgeholfen ist, wäre es doch von der höchsten Wichtigkeit, ein Mittel zu finden, dieses Gleichgewicht herzustellen, was bei der großen Summe von fünfzig Millionen, welche 1860 das Deficit ausmachte, keine leichte Sache ist, ohne

neue Schulden zu kontrahiren, oder die bereits hoch beſteuerten Staatsbürger noch mehr zu überladen.

Das Mittel, welches dem Erzherzoge in den Sinn kam, um in dieſer für Oeſterreich ſo wichtigen Sache abzuhelfen, beſtand darin, daß den Beſitzern des Geldes, welche bisher als ſolche gar keine Steuer zahlen, bis zur Ausgleichung eine Steuer auferlegt werde, deren Betrag dem Bedürfniſſe entſpricht.

Weil es wenigſtens für viele Leſer dieſer Lebensbeſchreibung immerhin intereſſant ſein dürfte, die geiſtreiche Entwicklung und Ausführung dieſes originellen Gedankens Sr. königlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian kennen zu lernen, und weil hiedurch ein neues, glänzendes Licht auf das Herz und den Charakter unſeres Erzherzogs fällt, ſo erlauben wir uns dieſen kurzen Aufſatz im Anhange beizufügen.

Außerdem hat der ſelige Erzherzog noch einen Plan ausgearbeitet, der den Vorſchlag enthält, die in Umlauf befindlichen Münzzettel über zehn Kreuzer, bei deren Gebrauch manche Nachtheile unvermeidlich ſind, durch kleine Porzellanmarken zu erſetzen, wodurch in vielfacher Beziehung Vortheile im Geldweſen herbeigeführt würden.

Da dieſer Plan jedoch nicht in Druck gelegt wurde, obſchon die ſchönen Muſter dieſer kleinen Geldmarken vor uns liegen, ſo kann dieſe Abhandlung nicht als bleibendes wiſſenſchaftliches Andenken aufgenommen werden, ſondern es ſoll genügen, hier davon Erwähnung gemacht zu haben.

Sammlung von Denksprüchen.

Dieſes Buch wurde ohne Angabe des Autors im Jahre 1855 bei Friedrich Manz in Wien gedruckt und enthält in ſechsunddreißig Abſchnitten auf 260 Seiten eine große Auswahl der ſchönſten Sprüche und Gedanken ausgezeichneter Männer verſchiedener Nationen, welche ſich auf die ſittlichen Tugenden und die edelſten Lebensverhältniſſe des Menſchen beziehen, als z. B. die Wahrheit, die Freundſchaft, die Liebe.

Der in Gott ruhende Erzherzog, welcher trotz ſeines thätigen und bewegten Lebens ſeine Zeit mit ſo ſeltener Treue benützte, daß er neben ſeinen Berufsſtudien ſich unermüdlich mit dem Leſen der verſchiedenartigſten alten, neuen und neueſten Werke beſchäftigte, hatte, man kann ſagen ſeit ſeinen Jugendjahren, die Gewohnheit, intereſſante Sprüche, lichte Gedanken und merkwürdige Aeußerungen in allen Fächern auf ſeparaten Blättern aufzuzeichnen.

In ſeinen alten Tagen auf ſeinem ſtillen Tusculum, wie er Ebenzweyer zu nennen pflegte, ſtellte er dieſe Aufzeichnungen nach einem gewiſſen Syſteme zuſammen, und hieraus bildete ſich gleichſam ein ſchöner Kranz von geiſtigen Blumen und Blüthen, deren Wohlgeruch Auge und Herz zu erquicken vermag.

Daß dieſes Buch aus ſeiner Feder gefloſſen, war weder dem Buchhändler, noch dem Publikum bekannt.

Quelques Verités utiles.

Dasſelbe Werk wie die Sammlung von Denkſprüchen, nur bedeutend größer, auf 320 Seiten, erſchien in franzöſiſcher Sprache bei E. Dentu 1858 zu Paris, ebenfalls ohne Angabe des Autors.

Uebrigens ſind die hier geſammelten Geiſtesfunken nur ein kleiner Theil der Aufzeichnungen, welche ſich der ſelige Erzherzog als Leſefrüchte gemacht hat.

Man könnte aus ſeinen in dieſer Beziehung hinterlaſſenen Handſchriften noch ganz leicht zwei ähnliche Bände zuſammenſtellen.

Wiewohl übrigens bei der Aufzeichnung intereſſanter Gedanken dem Erzherzoge in früherer Zeit ganz gewiß die Abſicht fern lag, dieſelben in Druck zu geben, ſo hielt er es doch für zweckmäßig, in dem letzten Jahre ſeines Lebens dieſelben von ſeinem Hofkaplane durchſehen, Alles inkorrekte ausſcheiden und nach ihrem Gegenſtande ordnen zu laſſen.

Er ſtellte es dem Ermeſſen eines Dritten anheim, ob es nützlich ſein könne, dieſe Blätter nach ſeinem Tode zu veröffentlichen.

Regeln der Schwestern vom Deutschen Hause St. Mariens zu Jerusalem.

Diese Regeln, der unter dem Namen Deutsch-Ordensschwestern wieder in's Leben gerufenen Hospitaliterinnen des Deutschen Ordens, welche von dem Erzherzoge in italienischer Sprache entworfen, nach vielfacher Prüfung und praktischer Uebung vom heiligen römischen Stuhle gut geheißen und den Deutsch-Ordensschwestern als Richtschnur ihres klösterlichen Berufes an die Hand gegeben wurden, sind zwar nicht als ein literarisches Werk des Erzherzogs anzusehen; sie sind aber ohne Zweifel das Wichtigste aus Allem, was er geschrieben hat, weil sie die Ausbildung der Menschenherzen zur religiösen Tugend und zur Uebung des Seeleneifers und der Barmherzigkeit zum unmittelbaren Gegenstande haben. Sie beurkunden die Tiefe der christlichen Gesinnung und die Liebe und Umsicht des Hoch- und Deutschmeisters und seine wohl verstandene Auffassung des innerlich gesammelten und äußerlich thätigen Ordenslebens.

Das Hochwürdige Oberhaupt des in der katholischen Kirche seit Jahrhunderten bestehenden Deutschen Ritterordens war nicht bloß bereit, sich mit gezogenem Schwerte an die Spitze seiner tapferen christlichen Ritterschaar zu stellen, wenn es sich um den Kampf für die Sache Gottes und für die Kirche Jesu Christi gehandelt hätte,

sondern er war durch die entworfene Ordensregel der Deutsch-Ordensschwestern ganz eigentlich der geistliche Vater und Führer dieser Gott und der Nächstenliebe geweihten Jungfrauen geworden, und wenn ihm Gott noch ein längeres Leben geschenkt hätte, so würde er ein ähnliches Werk auch für seine Ordenspriester vollendet haben, was jetzt seinem erlauchten Nachfolger vorbehalten ist, und wozu der Deutsch-Ordenspriester Peter Riegler nicht bloß bereits praktisch den Grund gelegt hat, sondern auch alle Eigenschaften zu haben scheint, um durch seinen Rath zur Vollendung dieses wichtigen Werkes wesentlich beizutragen, da derselbe eine gründliche Kenntniß der Theologie besitzt, die er als Professor durch zwanzig Jahre gelehrt hat, da er in der Leitung der Seelen und im geistlichen Leben so viele Erfahrung hat, und in den edlen Absichten des seligen Großmeisters in Bezug auf die Ordenskonvente mehr als irgend Jemand eingeweiht ist, indem er viele Jahre hindurch sein unbeschränktes Vertrauen besaß.

Außerdem befinden sich in dem Nachlasse des Erzherzogs eine Menge mehr oder minder vollendeter Abhandlungen und Aufsätze, welche zwar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, die aber Zeugniß geben von dem unermüdlichen Fleiße, dem Ernste, der Vielseitigkeit und dem Genie des Erzherzogs, der in den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens sehr unterrichtet war, und immer eine gründliche und oft ganz originelle Anschauung der Weltverhältnisse hatte.

Der Erzherzog hatte in der letzten Zeit seines Lebens alle Papiere geordnet, geschieden, bezeichnet, so daß schon die bloße Aufschrift des Inhaltes über die Vielseitigkeit seines Nachdenkens Zeugniß gibt.

Um seinem Andenken Ehre und Achtung zu bezeigen, möge es erlaubt sein, einige Ueberschriften der hinterlassenen Cartons anzuführen: Baukunst — Dynamica — Juridica — Fabriks-

Arbeiterinnen — Finanzen — Mathematik — Maschinen — Mechanik — Politik — Sprachen — Vita organica — Zuchtpferde u. s. w.

Ueber Oesterreich, das ihm so sehr am Herzen lag, findet sich ein ganzes Heft politischer Aufsätze vor, z. B. Stellung Oesterreichs zu Deutschland — Ständeorganisirung — vier Ländergruppen des österreichischen Kaiserthums — über Oesterreichs Bestimmung — über Beurlaubung der Soldaten und Hebung der Volksschulen — die Entcentralisation, das Heil des österreichischen Kaiserthums — über das Grundsteuersystem — über Staatsregierung, Reichsrath und Verantwortlichkeit der Minister.

Ebenso behandelte der Erzherzog in eigenen vermischten Aufsätzen sehr interessante Gegenstände, z. B. ein Plan zur Ordnung von Münzsammlungen, um hieraus die Volksstämme zu erkennen, welche nach und nach die Welt bevölkert haben — über das Schicksal, das allen Volksaufwieglern bevorsteht — Vorschlag zur Erhaltung der Telegraphenstangen — über die Farbenlehre — über den Unterschied des deutschen und italienischen Bauers u. s. w.

Die Bauten des Erzherzogs.

Ein jeder Bau ist eine Art Schöpfung. Hieraus erklärt sich der Hang und manchmal fast die Leidenschaft zu bauen.

Wenn dies aber nur aus natürlichen Beweggründen geschieht, so ist das Werk, wenn es vielleicht auch mit großem Geldaufwande vollführt, wenn es vielleicht in finanzieller Beziehung einträglich ist, zwar an und für sich nichts Böses, doch ohne Werth auf der Wagschale der Ewigkeit.

Der Christ, der im Schooße der Kirche lebt und in der Gnade und Freundschaft Gottes sich befindet, hat den unermeßlichen und unschätzbaren Vortheil, daß alle seine Werke und Thaten, die er mit übernatürlicher Absicht zur Verherrlichung Gottes, zum Wohle der Menschheit, zur Erfüllung seines Berufes vollbringt, Anspruch haben auf eine ewige Vergeltung im Himmel.

Wer die Gesinnung des Erzherzogs Maximilian gekannt hat, der weiß, daß allen seinen Unternehmungen eine edle christliche Absicht zu Grunde lag.

Bei seinen vielen und kostspieligen Bauten war großentheils schon durch die Natur derselben auch seine erhabene Absicht an den Tag gelegt.

Wer eine Kirche baut, wer ein Kloster baut, kann dabei nicht die Erde, sondern er muß den Himmel im Auge haben. Wer ein

Spital baut oder ein Siechenhaus, bezweckt hiedurch das Wohl der Kranken, der Leidenden. Wer eine Schule baut und sie geistlichen Lehrern übergibt, hat die christliche Erziehung der Jugend im Auge. Wer eine Festung baut, will dadurch den Staat schützen, will als Kriegsmann seine Pflicht erfüllen. Wenn der Hoch- und Deutschmeister die Gebäude auf seinen Gütern herstellen läßt, so bezeigt er hiedurch, daß er das zeitliche Vermögen, das ihm anvertraut ist, als ein Patrimonium Christi ansieht, das er zu verwalten, zu bewahren, zu verbessern hat, worüber er Rechenschaft geben muß.

Wenn wir sonach die Bauten des Erzherzogs Maximilian von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilen, so wird uns wenigstens zum größten Theile aus der Natur derselben die tröstende Vermuthung erlaubt sein, daß seine Bauten vor dem Angesichte Gottes wohlgefällig waren, daß das Geld, das er dazu verwendet hat, nicht unnütz verschwendet war, daß seine Werke in dieser Beziehung als vollgültig in's Buch des Lebens eingeschrieben wurden.

In dieser Voraussetzung dürfen wir hoffen, daß es den Leser nicht ermüden werde, wenn die vom Erzherzoge hergestellten Bauobjekte einfach aufgezählt werden. Jedenfalls wäre es nicht erlaubt, seine Thätigkeit für dieses Fach in seiner Lebensbeschreibung mit Stillschweigen zu übergehen.

Soviel uns sonach bekannt geworden ist, hat der Erzherzog folgende Gebäude aufführen lassen, oder durch namhafte Beiträge die Vollendung derselben möglich gemacht.

Privatbauten.

In Wien.

Im Jahre	1814.	Das Haus auf der Löwelbastei neu gebaut.
„ „	1824.	Das Palais auf der Landstraße umgebaut, hiezu einen neuen Stall, das Glashaus, die Bibliothek.
„ „	1826.	Daselbst den zweiten Stock im ersten Hofe.
„ „	1820—1827.	Thurmbau, Modellbauten, Schießversuche auf der Simmeringer Haide.
„ „	1831.	Ankauf und Bau des Cholera-Spitals der barmherzigen Schwestern in Gumpendorf.
„ „	1834.	Errichtung des Grabmonumentes für General Keller.
„ „	1835.	Beiträge zu den Mechitaristen-Klosterbauten am Platzel.
„ „	1837.	Beiträge zum Baue des Klosters der Redemptoristinnen auf dem Rennwege.
„ „	1840.	Beitrag zu dem Baue der Ungarischen Kirche.
„ „	1854—1857.	Thurmbau zu Neubau-Kirchel.

In Linz.

Im Jahre	1827—1839.	Probethurm auf dem Freienberge, Schloßaufbau, Kirchenbau, Gymnasium und Seminarium.
„ „	1830.	Wohnhaus-Ankauf und Reparaturen.
„ „	1845.	Barmherzige Schwestern, Flügelbau.

In Ebenzweyer.

Im Jahre	1832.	Schloßbau und Jägerhaus.
„ „	1843.	Zweiter Schloßbau und Nußbaumhof nebst Gasthaus.
„ „	1832.	In Altmünster ein Oratorium gebaut.
„ „	1838.	In Altmünster Beiträge zur Kalvarienberg-Kapelle.
„ „	1848.	Fischer-Stantelhaus gebaut.
„ „	1850.	Das Gartenhaus gebaut.
„ „	1854.	Wiesenhof und Häuselberg neu gebaut.
„ „	1860.	Nußbaumhof den 1. Stock und neue Scheuern.
„ „	1863.	Ankauf eines Gemeindehauses.

In Gmunden.

Im Jahre	1852.	Schulschwestern in Böklabruck, Neubau.
„ „	1854.	Beiträge für die Schulschwestern in Traunkirchen und Ried.
„ „	1863.	Karmelitinnen, Baubeitrag.

In Puchheim und Mitterberg.

Im Jahre	1837—1854.	Sieben Wirthschaften gekauft und gebaut.
„ „	1837—1862.	Bauten der Attnanger Schule und Kirche als Pfarrpatron.
„ „	1842.	Mittenbergerschloß hergerichtet.

Im Jahre 1862—1863. Bauten der Kirche, Schule und Pfarre zu Puchheim.

„ „ „ Ankauf und Bau eines Jägerhauses (früher Arreſtgebäude).

„ „ 1850. Puchheimer Jägerhaus, Mitterberger Jägerhaus.

„ „ 1862. Bahnwirthshaus erbaut zu Attnang bei Puchheim.

„ „ 1849—1863. Umſtaltungen und Bauten im Schloß für die PP. Redemptoriſten.

In Schwarzbach-Littau.

Im Jahre 1847. Ein großes Haus, jetzt Kloſter der Redemptoriſten, anfangs umgebaut, um Arme zu beſchäftigen.

„ „ 1848. Bau der Kirche zu Schwarzbach vom Grund auf.

In Neudorf bei Wien.

Im Jahre 1854. Beitrag zu den Kloſterbauten für die Schweſtern vom guten Hirten.

In Tirol.

Im Jahre 1842—1863. Ankauf und beſtändig paſſiver Betrieb des Seefelder Asphaltwerkes bloß um Bergleute zu beſchäftigen.

Das Verzeichniß der Deutſch-Ordensbauten folgt in einem ſpäteren Abſchnitte.

Wohlthätiger Bergbau.

Auf den Deutsch-Ordensgütern in Schlesien besaß der Erzherzog zu Ludwigsthal einen Bergbau, ein Hammerwerk und Blechwalzwerk, dessen Erträgniß zur Vermehrung der Einkünfte des Hochmeisters dienen sollte. Wem ist es unbekannt, daß bei industriellen Unternehmungen nicht selten der Fall eintritt, daß die Ausgaben zur Herschaffung des Materials und zur Bezahlung der Arbeiter und der hiebei zu verwendenden Beamten den reinen Ertrag, wenn nicht ganz, doch zum großen Theile aufzehren. Dies war leider auch bei diesem Hammerwerke der Fall. Der Erlös für die gelieferten Erzeugnisse blieb so sehr gegen den Bedarf für das Material zurück, daß von Seite des Hammeramtes das Holz, welches von dem hochmeisterischen Waldamt geliefert wurde, Jahre hindurch nicht bezahlt werden konnte, so daß man erzählt, der Erzherzog habe bei der Verrechnung im Jahre 1836 nicht weniger als 46.000 Klafter Holz und im Jahre 1862 wieder 24.000 Klafter gestrichen, deren Preis das Hammeramt an das Waldamt hätte abführen sollen.

Ungeachtet dieses Passivstandes stimmte der Erzherzog doch dem Antrage nicht bei, den Betrieb dieses Hammerwerkes aufzugeben. Der Hüttenverwalter war alt, das Gebirgsvolk der Gegend war arm. „Ich will den alten Mann nicht kränken," sagte der

edle Hochmeister, und das Geld ist auch nicht verloren, dachte er, wodurch die armen Gebirgsarbeiter beschäftigt und ernährt werden.

Etwas Aehnliches sehen wir bei dem, zum Privatvermögen des seligen Erzherzogs gehörigen Asphaltwerk zu Seefeld in Tirol.

Der Beweggrund, warum derselbe im Jahre 1842 sich herbeiließ, die Asphaltgruben in jener Gegend anzukaufen, und das Werk zu begründen, war keineswegs ein industrieller, sondern ein edler, ein christlicher. Die Ortschaft Reith, in einer sehr armen Gebirgsgegend, bei 4000 Fuß hoch über der Meeresfläche gelegen, worin sich die meisten Asphaltgruben befinden, und in deren Bezirk die Asphaltfabrik errichtet wurde, bestand vor dem Ankaufe eigentlich nur aus sehr dürftigen, hölzernen Gebirgshütten, deren Bewohner auf einen sehr ärmlichen Verdienst angewiesen waren und sich mit kleinem Theer- und Steinölgewinne unter dem Namen des Oelbrennens kümmerlich ernährten.

Der Erzherzog dachte sonach durch den Bau des Asphaltwerkes einerseits ein für seine Bauten nützliches Material zu erzeugen, und anderseits dem armen Gebirgsvolke jener Gegend, das wie in ganz Tirol sehr christlich gesinnt ist, Erwerb und einen stetigen Verdienst zu verschaffen, und weil er den Hintergedanken hatte, wie schon früher bemerkt wurde, das Erträgniß seiner Erfindung des Baues mit Dippelziegeln und zugleich des hiezu dienlichen Asphaltwerkes zum Besten der barmherzigen Schwestern zu verwenden, so nahm er keinen Anstand, bedeutende Summen zur Herstellung und Vergrößerung dieses Werkes auszugeben. Es wurden Wälder und Torfgründe angekauft und Gebäude aufgeführt, wodurch für Arbeitslohn und Unterstützungen große Summen unter das Volk kamen und ihr Lebensstand dadurch verbessert wurde.

Zwar blieb das Erträgniß dieses Werkes immer sehr passiv, aber der Erzherzog fand dadurch vielfältig Gelegenheit, Gutes zu thun; so zum Beispiel schenkte er zur Asphaltirung der Kirche in

Seefeld, der Kirche in Zierl, der Kirche in Auland, des Franz Joſefsſpitals in Zell, der Kirche der Schulſchweſtern in Hall, der Kirche in Reith, des Kloſters der Redemptoriſten in Innsbruck die Produkte und ließ die Arbeiten ausführen.

In dieſer Beziehung war alſo das Asphaltwerk wirklich eine Wohlthätigkeitsanſtalt, und der Erzherzog ſelbſt ſein beſter Abnehmer. Ferner wurden auf erzherzogliche Koſten die Asphaltirungen auf dem Freyenberge bei Linz, bei den Deutſch-Ordensſchweſtern in Schleſien und bei den barmherzigen Schweſtern in Wien vorgenommen.

Außerdem bedachte der Erzherzog die Fabriksarbeiter, die im Jahre 1848 als Schützenaufgebot in den italieniſchen Krieg gezogen waren, mit Zulagen, und wendete den geiſtlichen Miſſionen, die in der Hochebene gehalten wurden, bedeutende Unterſtützungen zu.

Wenn nun auch die Rechnung des Seefelder Asphaltwerkes in bergmänniſcher und kaufmänniſcher Beziehung kein erfreuliches Reſultat ausweist, ſo werden doch noch in ferner Zeit ſelbſt die Ruinen der Fabriksgebäude die dortigen Bewohner an die Wohlthaten erinnern, die für ſie eine ergiebigere Ausbeute geweſen, als wenn ein Gold- oder Silberbau wäre betrieben worden.

Das Jahr 1848.

Wir nehmen nun den Faden der Lebensbeschreibung wieder auf.

Der Erzherzog blieb nach dem Tode seines Bruders, des Herzogs Franz, wie schon früher angedeutet wurde, vier Monate zu Modena und freute sich, daß der junge Herzog sich es so angelegen sein ließ, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Er wollte demselben eine Bildsäule aus Marmor errichten. Erzherzog Maximilian aber machte ihm den Vorschlag, das Andenken seines Vaters lieber durch eine fromme Stiftung zu ehren, die seinen Namen trüge; ein solches Monument wäre der Gesinnung des Verstorbenen mehr entsprechend. Dieselbe ist jedoch wegen der stürmischen Zeitverhältnisse, die seit dem eingetreten sind, noch nicht zu Stande gekommen.

Als der Erzherzog nach Ebenzweyer zurückgekommen war, erhielt er Nachricht von den furchtbaren Unruhen in Galizien und wie sein Bruder hiedurch sogar in Lebensgefahr gerathen sei. Er spricht hierüber seine Besorgniß und sein Vertrauen in einem Schreiben vom sechsten Juli aus. „Du kennst meine Gesinnungen in Bezug auf Dich und die Monarchie. Von ihrem Schicksale hängt jenes von Europa, ja vielleicht der ganzen gesitteten Welt ab. Was ich also bei diesen traurigen Ereignissen fühle, läßt sich mit Worten nicht aussprechen. Ich erhebe aber die Augen zum Himmel, verdopple meine schwachen Gebete, und denke, bei Gott ist Alles möglich. Unser Herr hat versprochen, daß, wenn wir von Herzen

bitten, mit Unterwerfung unter seinen heiligen Willen, aber mit festem Vertrauen, Er uns in Allem erhören wolle, was unser wahres, das ist, unser ewiges Heil betrifft. Durch's Gebet können wir Berge versetzen."

„Durch das eifrige Gebet der frommen Kaiser Ferdinand II., Leopold I. und der Kaiserin Maria Theresia wurde Gott zur Erbarmung bewegt, und hat Oesterreich gleichsam wunderbar dreimal gerettet, wo die Lage der Dinge menschlicher Weise beinahe verzweifelt war. Und wir selbst haben in unsern Tagen zweimal gesehen, wie die Monarchie, die unter der Regierung des verstorbenen Kaisers am Abgrunde des Verderbens stand, wunderbar wieder gerettet wurde. Ich denke, daß unser Kaiser und die Kaiserin an Frömmigkeit allen ihren Vorgängern nicht nachstehen. Auf diese festen Grundlagen stützt sich mein Vertrauen, und deßwegen schweige ich über die Besorgnisse, die meinem Geiste vorschweben."

Während der Erzherzog für das Staatsleben Besorgniß hegte, traten in seinem Familienleben erfreuliche Veränderungen ein. Die Erzherzogin Therese verehelichte sich mit dem, seiner Abstammung nach legitimen Könige von Frankreich Heinrich V., der als Graf von Chambord seinen Wohnsitz zu Frohsdorf bei Wiener-Neustadt hatte. Die jüngere Nichte Erzherzogin Beatrix nahm den Infanten Johann von Spanien zum Ehegemahl, Erzherzog Ferdinand, sein vielgeliebter Neffe, vermählte sich im Jahre 1847 mit der Erzherzogin Elisabeth, Tochter des Erzherzogs Josef, des Palatins von Ungarn.

Die Theilnahme des Erzherzogs an dem Glücke der Seinigen wurde aber im Laufe der Zeit, die uns früher oder später Alles entreißt, wieder verbittert durch den Verlust des Erzherzogs Karl, welchem unser Erzherzog mit ungemeiner Liebe und Dankbarkeit zugethan war; durch das Hinscheiden des jungen ritterlichen Erzherzogs Friedrich, der nach erbaulicher christlicher Vorbereitung zu Venedig starb, und durch das Unglück, welches die Kurfürstin,

seine Schwester, traf, die auf der Reise nach Ebenzweyer, durch einen Sturz ihres Wagens, augenblicklich todt blieb, und auf diese Weise, ohne daran zu denken, in die Ewigkeit hinüber ging. Sie hatte jedoch an demselben Morgen die heiligen Sakramente empfangen, wie sie es zu thun pflegte, so oft sie eine Reise antrat und somit hatte sie sich gleichsam unbewußt zum Tode vorbereitet.

In demselben Jahre hatte der Erzherzog die Landeskomthure des Deutschen Ordens, Grafen Haugwitz und Attems, so wie den frommen Fürsten Lobkowitz zu sich nach Schlesien eingeladen. Er wünschte, daß dieselben die Güter des Meisterthums in Augenschein nähmen, welche er aus Liebe für seinen Orden in ausgezeichneten Stand gesetzt hatte.

Was ihn aber besonders erfreute, war der freundliche Besuch seines lieben Coadjutors, des Erzherzogs Wilhelm. Er bemühte sich, demselben den Aufenthalt in Schlesien so angenehm zu machen als möglich, veranstaltete zu Karlsbrunn, wie er gewöhnlich pflegte, mehrere kleine Feste durch Musik, Gesellschaft und Jagd, führte den jungen Erzherzog auf die einzelnen Güter des Meisterthums, dann auch nach Ratsch in Preußisch-Schlesien und sorgte ganz vorzüglich, daß der künftige Großmeister sich von der großen, segensvollen Wirksamkeit der Ordensschwestern überzeuge und sich für dieselben interessire. „Ich bin immer mehr zufrieden," schreibt der Erzherzog seinem Bruder Ferdinand, „mit dem guten Wilhelm. Er verdient fürwahr diese Benennung; aber ich habe mich auch überzeugt, wie dieser junge Mann im hohen Grade verständig und einsichtsvoll ist. Er hat klare Ideen, ein sehr richtiges Urtheil und ist ruhig. Gegen mich ist er zuvorkommend und schenkt mir Vertrauen, ich liebe ihn von Tag zu Tag mehr."

In diesem nämlichen Jahre war in Mähren und Schlesien großer Mißwachs, große Theuerung, große Noth; und obwohl die guten Deutsch-Ordensschwestern zu Troppau alle Tage 300 Personen

mit Suppe speisten, und jene zu Freudenthal 270, so war dies für die allgemeine Noth des Landes doch nur eine kleine Hilfe.

Der Erzherzog beklagte bei diesem Anlasse die Vorkehrungen und die Uebergriffe der Juden auf eine treffende Weise.

„Ich glaube nun auch," so schreibt er, „daß eine der vorzüglichen Ursachen der großen Bedrängniß des Landes das Netz der Juden ist, welches sie über ganz Mähren ausgespannt haben. In jedem Dorfe ist Einer von ihnen, und alle zusammen bilden unter sich einen solchen gemeinsamen Bund, daß es aussieht, als ob nur der Eine und Nämliche überall zugegen wäre. Sie haben Alles in der Hand und sind deßhalb die Herren, um die Preise zu bestimmen. Gott gebe, daß sie die äußerste Noth der Landleute nicht benützen, um ihnen schon jetzt die künftige Ernte abzukaufen. Solche Kontrakte sollten schlechterdings verboten sein, und wo sie bestehen, als ungültig erklärt werden; denn der Jude wird immer Mittel finden, sich den Bauer tributär zu machen, und deßhalb haben unsere Voreltern weise Gesetze erlassen, um dieses asiatische Volk, das sich unter uns eingedrängt hat, in Schranken zu halten. Jetzt fängt es nach und nach an uns zu beherrschen, indem es den Scepter des Geldes in der Hand hat, der die heutige verderbte Welt beherrscht."

Beim Ausbruche des Aufstandes im März 1848 befand sich der entschlossene und kluge Erzherzog in Wien. Er war fast der Einzige, welcher es in einem Augenblicke der allgemeinen Schwäche wagte, den Rath zu geben, mit Kraft eine Bewegung zu unterdrücken, von der er im andern Falle wohl voraus sah, wie sehr sie sich ausbreiten und fortpflanzen würde. „Heute," sagte er, „bringt man Alles mit geringen Mitteln in Ordnung, in der Folge dürfte es dahin kommen, daß man entweder das Feld der Revolution, den Verbrechen, den Metzeleien frei überlassen, oder die Bewegung auf Kosten vielen Blutes erdrücken müsse."

Der Rath an die kaiſerliche Familie, abzureiſen und ſich dem Drucke der Hauptſtadt zu entziehen, wurde ertheilt, aber nicht befolgt, und ſtatt deſſen ſollte die Abreiſe im Mai und Oktober desſelben Jahres unter ſehr traurigen Ausſichten und unter viel größeren Schwierigkeiten ſtattfinden. Bei dieſer Gelegenheit trat der Erzherzog an eines der Thore des kaiſerlichen Palaſtes und ſtellte ſich bei einer Kanone wenige Schritte von dem dichten, lärmenden Haufen entfernt auf, als wenn er ſagen wollte: „Ihr müßt über meinen Leib ſchreiten, bevor ihr die Schwelle entheiligt, die zu den kaiſerlichen Gemächern führt.“ Und er verblieb daſelbſt, bis er, durch einen ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät abgerufen, wider Willen den Ehrenpoſten verließ, den er eingenommen hatte. Aber der männliche und unbezwingliche Charakter des Erzherzogs ließ ſich nicht einſchüchtern, und beim Anblicke einer Deputation, die herankam, um unter Androhung von Gewaltthätigkeiten Zugeſtändniſſe zu erpreſſen, wenn ihrem Begehren nicht willfahrt würde, war der Erzherzog der Einzige, welcher nicht anſtand, ſie in Gegenwart von Allen mit dem bezeichnenden Namen Rebellen zu belegen.

Da Seine Majeſtät in dieſen düſteren Tagen glaubte, dem Willen der Aufwiegler nachgeben zu ſollen, ſo blieb dem Erzherzoge nichts übrig, als ſich in ſeine theuere Einſamkeit nach Ebenzweyer zurückzuziehen, wo er als guter Verwandter durch mehrere Monate den Herzog und die Herzogin von Modena, ſeine Neffen, gaſtlich aufnahm, welche, ausdrücklich von ihm eingeladen, ſich für die Dauer der Revolution, welche Italien verwüſtete, hierher zurückgezogen hatten.

In dieſer traurigen Periode vollführte der Erzherzog Maximilian unter andern ein Werk der Barmherzigkeit, welches durch die bei der Ausführung angewendete geiſtreiche, originelle Weiſe ein beſonderes Andenken desſelben im Lande hinterließ.

Die Bewohner am Ufer des Gmundner Sees und in den umliegenden Alpengebirgen betrieben als Hauptinduſtrie die Schnitzereien

in Holz, Erzeugniſſe, deren Verkauf leicht und deren Bedarf ſtätig iſt. Die Vorgänge in Ungarn indeſſen hatten dieſen Handel trocken gelegt, weßhalb das Elend fühlbar wurde. Was that nun der mitleidsvolle Erzherzog? Da er gerne bereit war, Wohlthaten zu ſpenden, um durch dieſelben die Thätigkeit zu befördern, ſo beſchloß er das ſelbſt anzukaufen, was im Handel nicht mehr abging; weil ſich aber augenblicklich nicht die nöthige Barſchaft vorfand, um eine ſolche Menge von Gegenſtänden regelmäßig zu bezahlen, ſo entſchloß er ſich, eine Gattung von Papiergeld, oder Schuldbriefe auf ſeinen Namen anzufertigen, welche, wie es die Noth erheiſchte, ſehr vervielfältigt werden mußten. Er ließ daher ein altes italieniſches Buch, von dem er überzeugt war, daß keine zweite Kopie im Lande war, in kleine Stücke zerſchneiden und darauf ein Siegel oder einen Stempel drücken, nebſt der Bezeichnung des Werthes, und ſo wurden dieſelben als Zahlung ausgegeben. Die Bevölkerung, die wußte mit wem ſie es zu thun hatte, empfing mit Vertrauen und Dankbarkeit ſolche Zettel, welche noch mit Vortheil im Vergleich mit den Zetteln der Wiener Nationalbank eingewechſelt wurden. Zwei Jahre nachher wurden noch einige davon in Umlauf gefunden und wie klingende Münze betrachtet; wohl verſtanden, daß dieſelben, ſobald ſie dem Kaſſier des Erzherzogs vorgelegt wurden, auch gleich gegen bare Bezahlung eingezogen wurden. So geſchah es, daß dieſe arme Bevölkerung die Wirkungen der Handelskriſe nicht empfand, während die Klugheit dieſes Volkes bewirkte, daß es von den politiſchen Wirren nur in ſo weit berührt wurde, als dieß durch den Gegenſtoß unvermeidlich war.

Schmerzliche Verluste.

Bei der Liebe für das Wohl des österreichischen Kaiserstaates, welche den Erzherzog Maximilian beseelte, bedarf es keiner Erwähnung, daß derselbe in seinem stillen Ebenzweyer den Ereignissen der Zeit mit gespanntester Aufmerksamkeit und innigster Theilnahme folgte.

Als die tapferen Soldaten aus Kroatien, unter der Anführung des Banus Jellačić, die Ordnung in Wien wieder hergestellt hatten, ließ der Erzherzog aus der Ferne her ihn einladen, mit seinem Generalstabe seine eigenen Gemächer im Palais auf der Landstraße zur Wohnung zu nehmen, und ließ auf eigene Kosten täglich die Tafel für dreißig bis vierzig Couverts, die ganze Zeit hindurch, als derselbe dort verblieb, besorgen. Außerdem verpflegte er daselbst vielleicht einen Monat lang eine ganze Kompagnie Soldaten in der Weise, daß dieselben, weil sie in der Stadt einquartiert waren, zum Mittagessen in das Palais kamen.

Die Ereignisse in Italien hatten dem Erzherzoge auch die Freude bereitet, zu sehen, daß die von ihm entworfene Vertheidigung befestigter Lager durch Thürme sehr zweckmäßig und in den Tagen der Gefahr segensvoll sei, denn der Brückenkopf von Brescello, welcher ganz nach der Idee des Erzherzogs gebaut war, trug sehr viel zum glücklichen Ausgange des kurzen aber glorreichen Feldzuges von Novara bei, da es hiedurch möglich geworden war, daß die

die heiligen Sakramente und drei Tage später die letzte Oelung. Durch sechsunddreißig Stunden erwarteten wir jeden Augenblick seinen Tod. Wenn sein Beichtvater ihn ansprach, kam er zu sich und wiederholte die Gebete. „Du hast mich unendlich glücklich gemacht," waren seine letzten Worte, die er mit Anstrengung zu Elisabeth sprach. Oh! welch' ein bitterer Schlag! Beugen wir das Haupt unter dem heiligsten Willen Gottes."

Groß und allgemein war die Theilnahme der ganzen Bevölkerung von Brünn, als man den greisen Erzherzog mit entblößtem und gebeugtem Haupte hinter der Bahre seines jungen und wegen seines mildthätigen Herzens allgemein verehrten Neffen durch die ganze Stadt bis zur Eisenbahn im kalten Dezember einhergehen sah. Schmerzlich war der Abschied von den theueren Ueberresten, die von dort in die Familiengruft nach Modena abgeführt wurden.

Noch war die Wunde nicht geheilt, die ein so schmerzlicher Verlust dem liebenden Herzen des Erzherzogs Maximilian geschlagen hatte, als Gott von seinem treuen Diener ein neues und noch viel größeres Opfer verlangte.

In Folge einer schlecht ordinirten Karlsbader Kur hatte sich bei seinem Bruder, dem Feldmarschall Ferdinand, eine Brustwassersucht ausgebildet. Er war im September 1850 nach Ebenzweyer gekommen, und obwohl es für den Erzherzog Maximilian ein Trost war, den theueren Kranken pflegen zu können, so war es doch für sein mitfühlendes Bruderherz ungemein schmerzlich zu sehen, wie sein geliebter Bruder Monate lang unter vielen Leiden, Beängstigungen und Erstickungsanfällen, wie sie bei gedachter Krankheit einzutreten pflegen, seinem schweren Ende bei vollstem Bewußtsein entgegen ging.

Alle noch lebenden Mitglieder seiner Familie eilten herbei, um den theuren Kranken noch einmal zu sehen. Erzherzog Ferdinand ertrug seine Krankheit mit engelsfrommer Geduld bis zum Verscheiden. Nachdem er sich mit höchster Erbauung durch den Empfang

der heiligen Sakramente zum Tode bereitet hatte, beredete er alle seine Verwandten in die Heimat zurückzukehren. Es genügte ihm, seinen theueren vielgeliebten Bruder Maximilian an seiner Seite zu sehen.

Am 5. November war der verhängnißvolle Abend. Die körperliche Schwäche hatte den höchsten Grad erreicht. Durch drei Stunden kniete Erzherzog Maximilian auf dem bloßen Fußboden, auf einen Sessel gestützt, die Augen, in Thränen schwimmend, unverwandt auf den geliebten sterbenden Bruder gerichtet. Der letzte Moment war gekommen. Der Priester und die Umstehenden beteten, und der Kranke gab in der größten Ruhe in den Armen seines Bruders den Geist auf.

Da brach der gute Erzherzog Maximilian zusammen. Der Schmerz, seinen theueren, einzigen, vielgeliebten Bruder zu verlieren, hatte ihn überwältigt. Man führte ihn, oder vielmehr man trug ihn in sein Schlafgemach. Schluchzen und Thränen erstickten jedes seiner Worte.

Am nächsten Morgen hatte die Kraft des Geistes und des Körpers wieder die Oberhand. „Gott der Herr hat es so gewollt," sprach er, „der Schreckensmoment ist vorüber, ich habe wieder Kraft und Fassung erlangt."

Oftmals besuchte er noch die Leiche und verweilte dabei stundenlang im Gebete. Vier Tage später ging der Erzherzog hinter der Todtenbahre des geliebten Bruders vom Schlosse Ebenzweyer zur Einsegnung nach der Pfarrkirche von Altmünster.

Dreizehn Jahre später wurde er auf derselben Stelle eingesegnet.

Eigenthümlichkeiten.

Gehen wir nach diesem Berichte über die oft so schmerzlichen Ereignisse des Lebens unseres lieben Erzherzogs auf die Schilderung einiger, ihm besonderen Eigenthümlichkeiten und Tugenden des nunmehr Verklärten über. Sie wird dazu beitragen, das Bild zu vollenden und unsere Verehrung und Bewunderung zu erhöhen.

Es war eine Eigenthümlichkeit des Erzherzogs Maximilian, daß er sich durchaus nicht wollte porträtiren lassen, was sonst bei allen Fürsten und hochgestellten Personen etwas Gewöhnliches ist. Man erzählt zwar, daß nach seiner Reise durch England der General Congreve, der ihn vielfach begleitete und ihm die militärischen Merkwürdigkeiten zeigte, sich von ihm als ein Zeichen seines Wohlwollens und seiner Erkenntlichkeit nichts Anderes als sein Porträt ausgebeten habe; ob aber der Wunsch desselben erfüllt worden sei, ist dem Schreiber Dieses unbekannt.

Ein einziges Mal gelang es, den Erzherzog für einen Augenblick von seinem Entschlusse abzubringen. Der Infant Johann von Spanien, Gemal der Erzherzogin Beatrix, welcher sich zu seinem Vergnügen mit Photographie beschäftigte, überredete ihn nämlich, als er sich zu Venedig im Familienkreise befand, sich von ihm photographiren zu lassen. Die Photographie fiel zwar schlecht und unvoll-

kommen aus, und der Erzherzog hatte hiebei nicht einmal den Schmuck des Deutsch-Ordenskreuzes; indessen das Bild war doch — wie natürlich — sprechend ähnlich.

Nach dieser Photographie wurde der Stahlstich verfertigt, der den Titel dieses Buches ziert, und nach wiederholter Prüfung und Correctur scheint derselbe für Alle, welche das Glück hatten, den Erzherzog persönlich zu kennen, nichts zu wünschen übrig zu lassen.

Die originelle Stellung, in welcher er abgebildet ist, war die gewöhnliche, wenn er vertraulich Jemanden anhörte oder selbst etwas erzählte. Sein Auge hatte besonders in den letzten Jahren seines Lebens einen etwas melancholischen Ausdruck. Uebrigens blieb seine Sehkraft bis an sein Lebensende so stark, daß er nicht nöthig hatte, beim Lesen auch der kleinsten Schrift, Gläser zu gebrauchen. In der früheren Zeit war der Erzherzog etwas schwerhörig, wie dies bei Artilleristen so oft der Fall ist, aber in den späteren Jahren besserte sich dieses Gebrechen.

Es war eine ihm ganz eigenthümliche Bewegung, daß er sich die Hände rieb, hiebei die Arme schwang und einige Schritte vorwärts lief, wenn er etwas besonders Freudiges oder Scherzhaftes erzählen hörte. Sein ganzer Körperbau war stark und gesund, nur die Beine waren in Folge mehrmaliger Gichtanfälle etwas steif. „Bei Pferden" pflegte er scherzweise zu sagen, „nennt man das den Spath."

Sonst waren die körperlichen Gebrechen und Schwächen des hohen Alters eigentlich noch gar nicht vorhanden, bis ein halbes Jahr vor seinem Lebensende. Gesunder Appetit und Schlaf, freie Bewegung, Lust zur Geistesthätigkeit — vielleicht nur zu sehr geübt — und ein vortreffliches Gedächtniß ließen ein noch höheres Alter erwarten, obwohl er in früherer Zeit manche Krankheit überstanden hatte.

Auf Aerzte war der Erzherzog für seine Person nicht sehr gut zu sprechen. Die Ursache mochte wohl sein, daß er, bei vortrefflicher Konstitution, doch wegen einer Ischiatica am linken Fuße, trotz

der ärztlichen Behandlung dahin kam, einige Zeit auf Krücken gehen zu müssen.

Der letzte Leibarzt hatte ihn von diesem Uebel befreit, genoß daher eines besseren Kredites, und er schenkte ihm sein Vertrauen bis an's Ende seines Lebens, verschrieb ihm auch im Testamente die lebenslängliche Fortdauer seines ganzen Gehaltes.

Für andere Kranke und Leidende, oder alte Personen, besonders für kranke Kinder, Blinde, Taubstumme hatte aber der Erzherzog eine außerordentliche Theilnahme. Ueberall auf seinen Besitzungen hatte er besoldete Aerzte angestellt, und auf seinen Reisen wies er seinem Leibarzte, der ihn begleitete, überall Beschäftigung an; ja der hohe Herr suchte die Kranken persönlich heim, und es kam häufig vor, daß er in weiter Entfernung jeden zweiten Tag in's ärmste Häuschen ging, um Krankenbesuche zu machen.

Manche spezielle Medikamente schrieb er sogar selbst den Kranken vor, und theilte sie den armen Leuten mit, zu welchem Zwecke er gewöhnlich unter dem Reisegepäcke eine kleine Apotheke mit sich führte.

Hiedurch geschah es, daß in Mähren und Schlesien gute kranke Landleute sich wegen ärztlicher Hilfe ganz unbefangen gleich selbst an den Herrn Deutschmeister, wie sie ihn zu nennen pflegten, wendeten, wenn er in der Nähe war, oder auch aus der Ferne zureisten und ihn mit größter Sehnsucht erwarteten.

In Oberösterreich wurde der Erzherzog vom Landvolke meistens „Maximilian" betitelt, und die Leute kamen zwanzig Meilen weit herbei, um ihre Anliegen vorzubringen.

Wiewohl der Erzherzog im Winter sehr gerne am Kamine oder an einem sehr heißen Ofen stand, so konnte er doch große Sommerhitze wie z. B. in Italien in der späteren Zeit nicht mehr vertragen.

Er hatte so, wie sein seliger Bruder Franz ein Vergnügen, wenn er seinen Lieben eine kleine Ueberraschung bereiten konnte. So

ließ der Erzherzog mehr als einmal zu Modena oder Catajo, noch entfernt von dem herzoglichen Schloſſe den Wagen anhalten, und ging allein zu Fuß auf Nebenwegen dahin.

In der Kleidung war der Erzherzog äußerſt einfach; im Winter und Sommer trug er faſt immer nur einen blauen Frack.

Die Einrichtung ſeiner Zimmer, beſonders auf ſeinen Landſchlößern und namentlich in Ebenzweyer, wo er doch alle hohen und höchſten Herrſchaften aufnahm, war ſo einfach als möglich; kein gemaltes Zimmer, keine Tapetten, kein parquettirter Boden, keine eleganten Vorhänge, kurz keine Spur von Luxus oder Pracht. Wenn man ihm die Vorſtellung machte, daß dies oder jenes doch gar zu einfach ſei, doch ein wenig eleganter ſein ſollte, gab er zur Antwort: „Das ſoll ſich der Bankier X. Y. machen laſſen; ich will es durchaus nicht anders; es freut mich und ich geſtehe ſogar, es iſt meinerſeits eine Art von Eitelkeit, daß meine Wohnung nicht ausſieht, wie zum Beiſpiel jene eines Baron Rothſchild."

Ueber Geſchäfte oder Vorſchläge hörte der Erzherzog gern und geduldig die Meinung Anderer, und gab ſogar die ſeinige auf, wenn die Meinung der Andern ihm begründeter ſchien: zwar widerſtand der Erzherzog anfangs, wenn ihm Andere Einwürfe machten und Modificationen in ſeinen Ideen oder in ſeinen mechaniſchen, baliſtiſchen oder anderen Erfindungen in Vorſchlag brachten; war ihm aber die Richtigkeit der gemachten Bemerkungen einleuchtend, ſo ging er bereitwillig auf die Aenderung ein, und in dieſem Falle wollte er nichts von dem ſeinigen beibehalten. „Ihre Idee iſt viel mehr werth als die meinige," ſagte er, und war im Stande, den Entwurf, den er geſchrieben hatte, in's Feuer zu werfen. Uebrigens war es eine ſeiner Eigenthümlichkeiten, daß er jenen Gedanken feuerig ergriff, von dem er meinte, daß er ihm von Gott eingegeben worden ſei.

War er aber einmal für irgend ein Werk eingenommen, f führte er es aus, ohne zu bedenken, was es koſte oder was fü Hinderniſſe zu beſeitigen wären. Wurde jedoch etwas unternommer was gegen ſeinen Sinn war, ſo blieb er immer der Sache fremd gab keine Beihilfe dazu, und zeigte kein ferneres Intereſſe dafür.

Wiewohl der Erzherzog für alles Gute und beſonders für d Ordensſtände, die eine thätige Wirkſamkeit hatten, ſehr wohlwollen geſinnt und geneigt war, ſo war er doch gewiſſen Inſtituten, na ſeiner perſönlichen Anſicht ganz abhold; wie z. B. den Kleinkinder bewahr-Anſtalten, gewiſſen philantropiſchen Vereinen ꝛc. ꝛc. Hin ſichtlich der Erſteren, welchen übrigens ein vielfach geſegnete Wirken nicht in Abrede geſtellt werden kann, ſprach er ſich unerſchütterlich dahin aus, daß ſie durchaus nichts Gutes bezwecken, in dem die Eltern häufig nur um ſo ungeſtörter dem Hange zum Lebensgenuß oder zur Liederlichkeit nachleben, wenn ſie in ſo höch bequemer Weiſe der Sorge um ihre Kinder überhoben ſind. In Bezug auf die Anderen äußerte ſich der Erzherzog zu wiederholten malen auf die ihm ganz eigenthümliche Weiſe, wenn gleich zum Theil im Scherz: Mehr oder weniger finden ſolche Leute ihre Eitelkeit in hohen Grade befriedigt, wenn ſie, nachdem ſie etwa Andere zu Einſammlung von Beiträgen da und dorthin ausgeſendet haben ſodann ihre Namen im Glanze der Unſterblichkeit in den gedruckte Vereins-Ausweiſen leſen.

Chriſtliche Tugenden.

Glaube.

Nichts war dem Herzen unſeres Erzherzogs ſo theuer und koſtbar, als der heilige katholiſche, allein wahre und eben deßhalb allein ſeligmachende Glaube. Dieſen Glauben hat er mit der Muttermilch eingeſogen, auf den Glauben war ſeine Erziehung gegründet, der Glaube hat ihn von den Abwegen bewahrt, denen ein junger Fürſt, dem Alles im Ueberfluſſe zu Gebote ſteht, ausgeſetzt iſt, der Glaube tröſtete ihn bei allen vorkommenden Leiden und Widerwärtigkeiten, mit denen er ſo oft heimgeſucht wurde, der Glaube war's, der ihn antrieb, nicht für die Welt, ſondern für die Ewigkeit zu leben, der Glaube endlich war die Triebfeder, die großen, ſeltenen Tugendwerke zu üben, welche ihn auszeichnen und die nicht ſobald wieder in einer Perſönlichkeit vereinigt werden gefunden werden.

Auf dieſem Fundamente beruhte die Liebe des Erzherzogs zur katholiſchen Kirche. In ihr und in ihr allein iſt die Wahrheit niedergelegt, die zum Himmel führt. Nur ſo viel Jemand die Kirche liebt, hat er den Geiſt Chriſti. Die Liebe, die Treue und der Gehorſam gegen dieſe heilige Braut Jeſu iſt ein ſicheres Unterpfand

der ewigen Seligkeit, so wie hingegen jene, welche die Kirche nicht hören, den Heiden gleich sind und den Publikanen. Die Gesetze der Kirche gelten also einem echten Christen so viel als die Gesetze Gottes selbst, denn wer euch hört, sprach der Herr, der höret mich. Ja, gerade die Beobachtung der Kirchengebote aus kindlicher Liebe gegen die Mutter, sind das wahre charakteristische Unterscheidungszeichen des Katholiken, sind der Ordensstern, den er als künftiger Himmelsfürst an der Brust trägt. Auch ein Jude, ein Protestant, ein Ungläubiger kann, wie man zu sagen pflegt, ein ehrlicher Mann, kann frei sein von großen Verbrechen und Sünden. Aber das eigentliche Unterscheidungszeichen des katholischen Christen, als Sohn der Kirche, als Jünger Christi, als Erbe des Himmels, glänzt gleichsam wie ein Ordensstern nur auf der Brust desjenigen, der sich durch die Treue und den Gehorsam in Beobachtung der großen und kleinen Gebote der Kirche Jesu auszeichnet und sich des Evangeliums nicht schämt.

Dieser Stern glänzte im strahlenden Lichte auf der Brust des Erzherzogs Maximilian. Nach den Zeugnissen Jener, welche den Erzherzog zu kennen das Glück hatten, läßt sich mit moralischer Gewißheit annehmen, daß derselbe sein ganzes Leben hindurch nicht ein einzigesmal sich erlaubt habe, an einem Fasttage Fleisch zu genießen. Dem Opfer der heiligen Messe, wo Jesus auf's Neue das Geheimniß der Erlösung auf unblutige Weise wiederholt, wohnte derselbe nicht bloß an Sonntagen, sondern täglich bei, sogar auf seinen vielen Reisen suchte er dies nach Möglichkeit zu thun, wohl wissend, daß der Segen von oben kommt. Die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfing er nicht bloß zu Ostern, wie dies jeder Christ unter schwerer Verantwortung zu thun schuldig ist, sondern oftmals im Jahre wiederholt.

Sein Glaube, seine Andacht, seine tiefe Frömmigkeit zeigte sich auch in der äußeren Versammlung und Ehrerbietung, mit welcher

er dem heiligen Meßopfer beiwohnte. Es genügte, ihn in der Kirche zu ſehen, um von Verehrung gegen dieſen ſo einfachen und freundlichen Fürſten erfüllt zu ſein. Beſonders rührend und auferbaulich war ſeine äußerliche Demuth, mit welcher er die heilige Beicht verrichtete, und die Inbrunſt, mit welcher er die Kommunion empfing. Er bereitete ſich ſchon am Vorabende hiezu und zog ſich dann, ſelbſt von der Geſellſchaft mit ſeinen Verwandten, in ſein Zimmer zurück.

Eifer.

Aus der Liebe für den Glauben und für die Kirche entfaltete ſich ſein brennender Eifer für Gottes Verherrlichung, für die Ausbreitung der katholiſchen Religion, für die Rettung der unſterblichen Menſchenſeelen.

In jedem Hefte ſeines Journals, das er als junger General auf der Reiſe nach England ſehr weitläufig führte, ſteht auf dem erſten Blatte von ſeiner Hand geſchrieben: Ad majorem Dei Gloriam. Jeſuitiſche Erziehung iſt wohl Schuld daran, daß es durch ſeine Feder laut wurde, was er im Herzen trug, das Verlangen, durch ſein äußerliches Leben die Majeſtät Gottes zu verherrlichen. Es gibt aber kein höheres, erhabneres Ziel.

Wie armſelig iſt im Gegenſatze die Vergnügungsluſt, das Streben nach einer Ordensdekoration, nach Menſchenlob und Menſchenehre. Der Erzherzog verſchmähte gewöhnliche oder niedrige Motive. Ein Ordensband iſt wohl eine ehrenhafte Auszeichnung, wenn es verdient iſt, aber oft nur ein Nahrungsſtoff für Eitelkeit, ſo ſagte er. Ein Lob in einer Zeitung war ihm viel weniger werth, als ein Tadel. Er wurde vielmehr ganz aufgebracht, wenn irgend ein Zeitungsblatt von einer erwieſenen Wohlthat oder einer ſeiner

guten Werke Erwähnung machte, weil er ein abgeſagter Feind aller jener Eitelkeiten war, wodurch man vor der Welt zu glänzen bemüht iſt.

Wenn er hingegen vernahm, daß etwas zum Beſten der katholiſchen Kirche geſchehen, daß irgend eine Miſſion mit geſegnetem Erfolge gekrönt worden war, daß durch Predigen oder auf andere Weiſe Bekehrungen erfolgten, ſo war ſein Herz voller Freude, er theilte die Nachricht alſogleich ſeinem Bruder mit, und ſeine Briefe ſind voll von erbaulichen Stellen, worin er ſeinen Eifer und ſeine Liebe mit beredten Worten auszuſprechen pflegte.

Gebet.

Ein heiliger Mann hat gesagt: „Wer recht zu beten versteht, versteht auch recht zu leben.“ Auch die Erfahrung zeigt es, wo der Mensch hinkommt, wenn er das Gebet vernachlässigt. Ohne Gnade vermag kein Mensch eine übernatürliche Tugend zu üben. Mit der Gnade ist auch ein schwaches Geschöpf im Stande, große Dinge zu vollbringen. Die Gnade aber erlangt man durch das Gebet. Das Gebet steigt hinauf, und die Erbarmung senkt sich herab.

Der Mensch hängt so ganz von Gottes Willen und seiner Allmacht ab, wie ein Stein, den man mit drei Fingern über einem Abgrunde hält. Man begreift sonach ganz leicht, daß für einen denkenden Geist und ein liebendes Herz das Gebet ein Bedürfniß und zugleich die Quelle alles Guten ist; denn die ewige Wahrheit hat gesagt: „Bittet und ihr werdet erlangen, klopfet an, und es wird Euch aufgethan werden, suchet und ihr werdet finden.“

Bei dem klaren Verstande und dem gläubigen christlichen Sinne des Erzherzogs, war es sonach ganz natürlich, daß für ihn das Gebet nicht bloß ein Gegenstand der Andacht, sondern auch eine praktische Uebung der Tugend und ein Schlüssel zu den Gnadenschätzen gewesen, die sich sein ganzes Leben hindurch vom Himmel herab in sein Herz ergossen haben.

Der Erzherzog ſtand gewöhnlich mit Tagesanbruch auf, und weihte die erſten Morgenſtunden vor Allem ſeinen religiöſen Pflichten. Erſt nach dem Morgengebete beſchäftigte er ſich mit ſeinen Arbeiten, Studien oder ſeiner Korreſpondenz.

Abends zog er ſich gerne zeitlich zurück und unterließ niemals ſein Tagewerk mit dem Abendgebete zu beſchließen.

Jedes wichtige Geſchäft, ſeine Kriegsübungen, der Lagerbau, ſeine Studien wurden mit Gebet angefangen und geendet. Er war dem Gebete trotz ſeiner immerwährenden Kriegsſtudien ſo ſehr ergeben, daß man ſcherzend ſagte: „Der Erzherzog denket an nichts, als an's Beten und Menſchenumbringen.“ Sein Gebet verrichtete er größtentheils knieend. Nicht bloß während er die heilige Meſſe hörte, ſondern oftmals auch während der Predigt kniete der Erzherzog die ganze Zeit.

Uebrigens liebte er lange dauernde muſikaliſche Hochämter nicht. „Ich kann nicht vom Anfange bis zu Ende in gleicher Andacht verharren, ſagte er, und ich glaube, es geht Anderen auch ſo, wenn der Hauptgottesdienſt über anderthalb Stunden dauert.“

Einer Segenmeſſe mit einem Volksliede gab er den Vorzug. Sonntag Nachmittags ging oder fuhr er in den Segen. Wenn er in Ebenzweyer war, beſuchte er zu Allerheiligen Abends den Friedhof und zur Chriſtmette um Mitternacht ging der Erzherzog bis zum letzten Lebensjahre in die Pfarrkirche zu Altmünſter.

Das Frohnleichnamsfeſt, wobei er ſich auf's Innigſte freute, daß Jeſu Chriſto die höchſte öffentliche Ehre bezeigt werde, feierte er am liebſten zu Ebenzweyer unter dem dortigen frommen gläubigen Volke.

Mehr als einmal richtete er ſeine Reiſe, ſelbſt aus Italien ſo ein, daß er zur Zeit dieſes Feſtes in Ebenzweyer eintraf. Der große Balkon ſeines Schloſſes wurde in einen Altar verwandelt, mit Blumen und Reiſig und vielen Bildern geziert. In der Groß-

meiſters Uniform begleitete der Erzherzog die Prozeſſion, welche bei ſchönem Wetter an den Ufern des romantiſchen Sees einen begeiſternden Anblick darbot.

Vom Balkone herab wurde das Evangelium geſungen, und der heilige Segen gegeben über die Menge des verſammelten gläubigen Volkes, während Muſik und Geſang und die Böllerſchüſſe von den gegenüber liegenden Hochgebirgen wiederhallten. Es war jedesmal eine rührende erhebende Andacht.

Auch im Jahre 1863 war der Balkon als Altar feſtlich geſchmückt, die Frohnleichnamsprozeſſion zog eben ſo feierlich um das Schloß Ebenzweyer herum. Der Hoch- und Deutſchmeiſter hatte die Uniform angethan, den Ordensmantel um, Hut und Degen an der Seite — doch war er dieſes Mal nicht mit dem Zuge gegangen — er blieb ſtill und ſtumm im Schloſſe — er ruhte auf — der Bahre. Aber im Himmel wird er Jeſum Chriſtum, ſeinen Meiſter und König geſehen, gelobt und geprieſen haben, ſo wie er ihn auf Erden unzählige Male im geheimnißvollen Sakramente der Liebe gekannt, angebetet und verherrlichet hat.

Mitleiden.

Ein weiches Herz iſt eine Gabe der Natur. Soll aber das Mitleiden einen übernatürlichen Werth haben, ſo müſſen wir in der Perſon des Armen, des Kranken, des Unglücklichen ein Kind Gottes, ein Ebenbild Gottes, einen Mitbruder, ja mehr noch, nach dem Worte Jeſu ſeinen Stellvertreter erkennen. Alles, was wir aus Liebe zu Gott dem Nächſten gethan, das ſieht Gott gerade ſo an, als ob wir es ihm erwieſen hätten.

Dieſer edle, vom Himmel geoffenbarte Grundſatz des Evangeliums hatte das Herz unſeres Erzherzogs tief durchdrungen. Hieraus entfloß jenes heilige Mitleiden, welches er mit den Armen, mit den Kranken, mit den Leidenden hatte.

Und an Gelegenheit, dieſe Tugend zu üben, fehlte es ihm wahrlich nicht. Weil es nicht unbekannt blieb, daß der Erzherzog Helfe, wenn er um Hilfe angegangen werde, ſo ſtrömten die Armen und Bedrängten von allen Seiten zu ihm, und da er bald da, bald dort verweilte, ſo war es natürlich, daß die Prozeſſion der Bittenden kein Ende nahm, denn wie Chriſtus ſpricht: „Arme werdet ihr immer bei Euch haben.“

Es war menſchlich und verzeihlich, daß ihn öfters die Ungeduld zu übermannen ſchien, wenn er von allen Seiten mündlich und ſchriftlich, oft aus fernem Lande her beſtürmt und beläſtiget wurde.

„Man kann nicht allen Menschen helfen," rief er aus. Wenn er während seiner jährlichen Rundreise auf den Hoch- und Deutschmeisterischen Besitzungen manchmal spazieren gehen wollte, und bemerkte, daß ihm schon wieder eine Schaar Armer erwartete, so sagte er zu seinem Begleiter: „Sehen Sie die Leute dort! man kann nicht einen Schritt aus dem Hause gehen. Ach, nehmen wir einen andern Weg." Kaum war er einige Schritte weiter gegangen, so sprach er: „Wenn ich ihnen aber nichts gebe, woher werden sie dann etwas bekommen?" und er kehrte um, und theilte Almosen aus. Ein anderes Mal bemerkte er vom Fenster aus, wie am eisernen Gitter des Schloßgebäudes eine Schaar Armer auf ihn wartete. „Da sind sie schon wieder, rief er aus, man hat keine Ruhe. — Lengauer, geben Sie mir meinen Rock." Und er ging hinab, und theilte ihnen Gaben der Liebe aus. Namentlich waren es alte, ausgediente oder blessirte Soldaten, die er mit besonderer Großmuth betheilte, und zugleich immer auch ein huldreiches Wort des Trostes und umständliche Fragen an sie richtete, über ihre mitgemachten Feldzüge, über ihre Familien u. s. w.

Anderseits war der liebevolle Erzherzog jederzeit übel gelaunt, wenn an einem oder dem andern Tage weniger oder gar keine Armen sich versammelt hatten, und wenn er hörte, daß die Bedienten Hilfsbedürftige zurückgewiesen hatten, so wurde er ganz böse und sprach mit Unwillen: „Ich will es durchaus nicht, daß man die Armen abschaffe; der Mensch soll und muß auch das Elend sehen."

Was solche Liebesgaben nach und nach für Summen ausmachten, kann man aus dem schließen, daß während der drei Jahre des Lagerbaues zu Linz wochentlich 400 fl. ausgegeben wurden, was beiläufig gesagt, 60,000 fl. ausmacht.

Nach den Kriegsereignissen des Jahres 1848 ließ der Erzherzog vierzig verwundeten Offizieren von der Armee des Marschall Radetzky, einem Jeden 200 fl. anweisen, und nach der traurigen

Belagerung der Stadt Wien ließ er in seinem Palais ein Spital für Verwundete, seien es Soldaten oder Proletarier, herrichten.

Aus diesem Gefühle des christlichen Mitleids entsprang auch seine Vorliebe für die barmherzigen Schwestern, und der Gedanke, die Deutsch-Ordensschwestern in's Leben zu rufen.

Manche Bauten führte er auf, bloß um den armen Leuten Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen.

Nach dem unglücklichen Feldzuge im Jahre 1859 entsendete der Erzherzog im Vereine mit dem Deutschen Ritterorden zwölf Deutsch-Ordensschwestern und einen Ordenspriester aus Mähren, so wie seinen eigenen Leibarzt, Herrn Sulzl, nach Lana in Tirol zur Pflege verwundeter Krieger, welche so liebevoll und sorgfältig geleistet wurde, daß von vierzig Schwerverwundeten, die aus Verona übernommen wurden, nicht ein Einziger starb.

In dieser Zahl war auch ein Zigeuner, dem niemals im Leben so viel Aufmerksamkeit geschenkt worden war, als da im Spitale. Alle verließen von Dankbarkeit durchdrungen und Manche mit Thränen in den Augen das Ordensschwesternhaus.

Auch das schöne Schloß Ebenzweyer, wo er sich persönlich aufhielt, sollte dem Mitleiden und dem Dienste der Liebe gewidmet sein. Der Erzherzog ließ zwölf Mann von seinem Regimente Deutschmeister zur gänzlichen Herstellung dahinbringen, und beherbergte sie in seinem Speisesaale.

Einer der Beamten machte den nicht unbegründeten Vorschlag, dieselben lieber in dem leeren Lokale des Maierhofes unterzubringen, das neu, freundlich und geräumig war, da denn doch irgend eine typhöse Nachkrankheit ausbrechen könnte. Der Erzherzog gab aber zur Antwort: „Wenn Sie sich fürchten, so gestatte ich Ihnen auf Urlaub zu gehen, ich bleibe bei meinen Deutschmeistern."

Die guten Soldaten wohnten in der nächsten Nähe der Zimmer des Erzherzogs, und erhielten von ihm täglich freundliche Besuche.

Freundschaft.

„Einem treuen Freunde ist nichts zu vergleichen. Ein treuer Freund ist eine Arznei des Lebens. Ein treuer Freund ist ein starker Schutz. Selig ist, der einen Freund gefunden. Liebe den Freund, wie dich selbst.“ So spricht die heilige Schrift über die Freundschaft. Wie selten aber lassen sich in diesem Erdenleben, wo wir Meschenkinder einander den Platz enge machen, Freunde finden, die wahrhaft und uneigennützig, treu sind bis in den Tod. Sogar Brüder sind selten zu finden, welche, wenn gleich liebevoll gegen einander gesinnt, doch überdies zugleich auch durch ein heiliges Bündniß christlicher Freundschaft mit einander vereinigt sind. Zudem droht gewöhnlicher Freundschaft das heidnische Sprichwort: amicus usque ad aram, das heißt, treu bis zu einen Gewissenskonflikt; es drohet ihr der weltliche Grundsatz: Die Liebe fängt bei sich selbst an.

In England, wo seit einem halben Jahrhunderte die Gnade mächtig in den Herzen der Irrgläubigen wirkt und sie zur Rückkehr in den Schooß der Wahrheit ruft, ist fast keine Familie zu finden, wo das heidnische Sprichwort usque ad aram nicht zur Anwendung kommt. Und in der ganzen Welt ist die Sorge für die eigenen Interessen eine gefährliche Klippe der Freundschaft und Brüderlichkeit.

Obwohl in den Kreisen der Estensischen Familie von jeher bis zur heutigen Stunde der Geist der Eintracht und gegenseitiger Liebe

geherrscht hat und noch herrscht, so war doch das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Herzogen Franz, Ferdinand und Maximilian etwas ganz Ungewöhnliches, ganz Außerordentliches. Da war nichts zu fürchten von der Gefahr des heidnischen Sprichworts, denn alle drei Brüder waren in Bezug auf Glauben, Religion und Weltanschauung in ihrem wahren Lichte vollkommen gleich gesinnt; da war nichts zu fürchten von der Eigenliebe, denn jeder war für das Wohl des Andern eben so besorgt, wie für das Eigene, ja vielmehr ein Jeder hätte lieber Opfer gebracht, als dem Bruder etwas entzogen.

Wer immer diese kurze Schilderung des Lebens Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian aufmerksam gelesen, dem wird es aus vielen einzelnen Zügen und Briefstellen nicht entgangen sein, daß die Erscheinung einer solchen, auf christlicher Basis ruhenden, durch mehr als sechzig Jahre hindurch nie getrübten, bis in den Tod getreuen Freundschaft etwas so Seltenes, man könnte sagen, Wunderbares ist, daß nicht bloß in Herrscherfamilien, sondern auch im Kreise des gewöhnlichen Lebens kaum etwas Aehnliches vorkommt. Zur Bekräftigung dessen sollen hier noch ein paar kurze Stellen aus den Briefen des Erzherzogs Maximilian an seinen Bruder Ferdinand einen Platz finden.

Er schreibt beim Anlasse seines Geburtstages im Jahre 1840: „Ich werde eifrige Gebete für Dich verrichten, und nicht minder inbrünstig Gott danken, daß er mir an Dir einen so guten, so liebevollen Bruder gegeben hat, über den ich mich in gar nichts beklagen kann, außer über sein Schicksal, das ihn immer so ferne von mir hält. Doch ich muß mich in den Willen Gottes ergeben und denken, daß wir auf dieser Erde sind, nicht um unsern eigenen, sondern den Willen des Herrn zu vollbringen und in der Weltordnung jenes Plätzchen einzunehmen, welches Gott für uns bestimmt hat, bis wir Alle nach kurzer Wanderschaft dort hinauf an's wahre und ewige Ziel unseres Daseins gelangen."

An den Bruder Franz schrieb der Erzherzog: „Du darfst ganz versichert sein, daß ich die tausend Gulden, die Du für das bedrängte Jesuiten-Kollegium zu Innsbruck bestimmt hast, zu Linz auszahlen werde. Ich freue mich über Alles das, was Du mir mittheilst, wie Du die frommen Stiftungen organisirst, wie Du die Mißbräuche in Salicetta abstellteſt, wie Du die Fundation der barmherzigen Brüder in Richtigkeit bringst, kurz wie Du Deine Zeit verwendest, um allseitig Gutes zu thun."

„Aus dem angeschlossenen Schreiben des Bruders Ferdinand wirst Du ersehen, wie auch er unermüdlich daran arbeitet, mit einem wahrhaft beispielvollen Eifer seine Mission zu erfüllen, und mit welch' einer überaus erbaulichen Gesinnung er dabei zu Werke geht."

„So sammelt ihr beide, meine liebsten Brüder! Verdienste für das Himmelreich, und wenn ich bei mir selbst darüber nachdenke, was ich thue, da ich doch solche Vorbilder meiner Brüder vor Augen habe, wie bin ich dann tief im Herzen beschämt! Auch ich habe meine Mission in dem Orden, dem ich angehöre; aber ich wünschte sie auf eine vollkommenere Weise zu erfüllen. Ich setze meine Hoffnung auf die Ordensschwestern, welche am 14. Dieses ihre neue Wohnung zu Troppau bezogen haben; sie werden viel Gutes wirken und namentlich für mich beten; ich setze meine Hoffnung auf die Ordenspriester, welche dasselbe thun werden, und auf die Ordensritter, mit denen ich alle Ursache habe zufrieden zu sein."

„Ich selbst, um dem zweifachen Ordensberufe zu entsprechen, nämlich gegen die Feinde des Glaubens und der guten Ordnung zu kämpfen, und die Wohlthätigkeit zu üben, beschäftige mich mit wahrer Freude, meine Gedanken und militärischen Erfindungen zu entwickeln, welche vielleicht später einmal werden Nutzen stiften, vielleicht von unserem Ferdinand werden benützt werden, und bemühe mich auch, einige Liebeswerke zum Wohle meiner Mitmenschen zu verrichten; aber Alles das sollte ich auf eine bessere Weise thun. Dies ist der Gegenstand meiner

Reue, und die Nähe der großen Rechenſchaft, in der wir uns befinden, erweckt und nährt in uns ernſthafte Gedanken."

Endlich leſen wir in einem anderen Schreiben an Erzherzog Ferdinand: „Ich habe dem Bruder Franz den Vorſchlag gemacht, mir alle Familienbriefe zu geben, welche er aufbewahrt hat, um dieſelben mit den meinen zu vereinigen, und ich möchte, daß auch Du mir alle ſendeſt, welche Du aufbewahrt haſt. Sodann will ich ſie nach dem Datum ordnen und in großen Heften zuſammen legen. Dieſe aufeinander folgenden Hefte werden dann eine Geſchichte unſerer Familie und aller Ereigniſſe bilden, die ſich auf die einzelnen Glieder derſelben beziehen, eine Geſchichte, welche in ſpätern Zeiten intereſſant ſein und den Vortheil darbieten wird, daß unſere Erben dieſes Familien-Archiv berückſichtigen und nicht zulaſſen werden, daß Fremde daran Einſicht nehmen, und daß unſere Briefe in der Welt auf unwürdige Weiſe zerſtreut werden. Antworte mir, ob Du meine Gedanken billigſt, und ob Du die Briefe ebenfalls aufbewahrt haſt und bereit biſt, mir dieſelben nach Wien zu ſenden."

„Ich werde jene des Bruders Franz dahin bringen, und möchte dort dieſe Arbeit vollenden, indem ich mir von verſchiedenen Perſonen werde helfen laſſen, welche dieſelben nach ihrem Datum in Ordnung bringen ſollen und zwar in meiner Gegenwart, damit ich verſichert bin, daß ſie die Briefe ſelbſt nicht leſen."

Dieſe Freundſchafts-Urkunden der drei erlauchten Eſtenſiſchen Brüder bilden eine Sammlung von 65 großen Kartons, worin ihre Briefe vom 1799 bis 1850 vollſtändig geordnet ſind, deren Einſicht und Benützung dem Schreiber Dieſes durch die ausgezeichnete Gnade Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Thereſia Gräfin Chambord geſtattet, und aus welchen ſo viele intereſſante Stellen citirt worden ſind.

Demuth und Herablassung.

Fern von allem Stolze und Eigendünkel benützte der Erzherzog jede Gelegenheit, die christliche Liebe durch Nachsicht, Herablassung und kleine Aufmerksamkeiten in Ausübung zu bringen.

Wenn er Jemanden zu sich bestellte, und es wurde spät oder es war schlechtes Wetter, so ließ er sehr häufig den Wagen anspannen, um ihn nach Hause zu führen.

Zu Ebenzweyer geschah es, daß auf einer Gebirgsfahrt der Wagen mit fremden hohen Gästen umgeworfen wurde. Der alte, erfahrene Kutscher hatte die Gefahr vorausgesagt, weil der Berg zu steil, der Weg zu schlecht, die Pferde zu schwach waren. Die Gäste wollten es aber durchaus. Beim Sturze des Wagens kamen Alle gut weg, nur der Kutscher wurde dabei so beschädigt, daß er durch vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Der Erzherzog liebte seinen treuen Diener, und weil er den armen Mann beruhigen und trösten wollte, so besuchte er mehrmals den Kranken in den Morgen- oder Abendstunden.

Bei der Fahrt über einen Eisenbahndamm in Schlesien, fuhr ein anderer Kutscher in der Abenddämmerung an die Barriere; der Wagen zerschellte zum Theile, die vier Pferde stürzten übereinander, es war

jedoch kein Unglück geschehen. Da sagte der Erzherzog zu seiner Begleitung: „Sehen Sie, ich habe gerade gebetet, und so sind wir glücklich weggekommen."

Weiter wurde der Vorfall nicht beredet.

Einem Hausdiener sollte einst die Aufsicht über den Keller entzogen werden, weil er im Gebrauche des Weines nicht das rechte Maß gehalten, und beinahe ein Unglück geschehen wäre. Der Erzherzog hatte bereits zugestimmt. Später aber sagte derselbe: „Lassen wir's, er wird Wein abgezogen haben, und es hat ihn betäubt."

Der Erzherzog machte einst mit seiner Schwester, der Churfürstin, eine Fahrt von Linz nach Wien. Er schreibt hierüber an seinen Bruder Franz: „Es befand sich auf dem Dampfschiffe zugleich mit uns die Oberin der Damen vom Herzen Jesu, die nach Lemberg bestimmt ist. Sie kommt direkt aus Paris mit einer andern Schwester, die drei Jahre in Amerika war, mit einer englischen Novizin und zwei Konversen. Die Oberin ist voll Geist und feinen Manieren. Da wir zwei Kabinen genommen hatten, konnte ich ihr Eine anbieten, und sie nahmen dieselbe sehr gerne an, um nicht im gemeinschaftlichen Salon bleiben zu müssen. Die frommen Frauen sind voll Dankbarkeit und wissen sehr gut, was der Bruder Ferdinand für sie gethan hat. Sie scheinen vom besten Geiste beseelt und werden ohne Zweifel Beifall finden. Es war mir sehr interessant, sie vom gegenwärtigen Stande in Frankreich reden zu hören. Ich war erstaunt, daß sie in Frankreich einundfünfzig stark besetzte Häuser haben, neun in Amerika und mehrere in Italien und in der Schweiz. Der König der Preußen hat sie verlangt, so auch der König der Birmanen und der Bey von Tunis. Man sieht, daß die göttliche Vorsehung ihren Orden beschützt."

In Wien angekommen, wies ihnen der Erzherzog eine Wohnung im Deutschen Hause an und sorgte für sie.

Liebevoller Umgang.

Da dem christlichen Gemüthe des Erzherzogs Stolz und Eigendünkel ganz unbekannt waren, wie wir gesehen, so begreift man leicht, daß sein Umgang einfach und liebevoll war.

Kaum wird ein fürstliches Haus so ferne von aller Etikette und allem Hochmuthe gewesen sein, als der übrigens sehr ernste und würdige Hofstaat des erlauchten und hochwürdigsten Hoch- und Deutschmeisters. Nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in der Hauptstadt wurde selbst den Armen und Unbekannten, so oft sie darum ersuchten, gnädigst Zutritt gewährt, und der Erzherzog stand ihnen nach Möglichkeit bei, ohne daß ihnen irgend ein Vermittler nöthig gewesen wäre. Ja, es bedurfte oftmals nicht einmal einer Bitte. Eines Tages erzählte Hofrath Hurter, welchen ausgezeichneten Mann der Erzherzog gern bei sich sah, daß ein lutherischer Pastor in Sachsen katholisch geworden sei, durch diesen Schritt, der freilich für seine ewige Seligkeit nöthig gewesen, seine zeitliche Stellung verloren habe und dadurch in solche Noth versetzt worden sei, daß er einem Rufe nach Baiern aus Mangel an Reisegeld nicht nachkommen könne. Der Erzherzog, nach seinem Grundsatze: da muß man helfen, verlor kein Wort, sondern eilte in das nächste Zimmer und überbrachte dem Hofrathe Hurter 200 Gulden für den armen Mann.

Der gesellschaftliche Umgang des Erzherzogs hatte etwas außerordentlich Anziehendes. Da er mit Gelehrsamkeit und vielem Geiste ein bewunderungswürdiges und außerordentlich treues Gedächtniß verband, welches ihm gestattete, sich bei vorkommenden Anlässen an alle pikanten Ereignisse und an die Geschichten zu erinnern, die ihm während seines langen Lebens zur Kenntniß gekommen waren; da er nebstbei sich auch auf alle Personen erinnerte, mit denen er, sei es auch vor vielen Jahren, in irgend einer Beziehung gestanden war, da von allen neuen Erfindungen nichts seiner Kenntniß entging und die Würdigung derselben und seine Anschauung hierüber allzeit scharfsinnig und geistvoll war; so läßt sich leicht erklären, daß der Umgang mit ihm von hohem Interesse sein mußte, welches noch dadurch erhöht wurde, daß seine Art zu konversiren ganz anspruchlos, freundlich, liebenswürdig, fröhlich und leutselig war. Deßhalb war sein Umgang besonders von den Damen, welche ihrem Stande nach Gelegenheit hatten, in seiner Gesellschaft zu sein, sehr gesucht und geliebt. Er vergaß zwar nie die Würde seiner hohen Gott geweihten Stellung, verstand aber dabei durch edles Betragen, zarte Sorgfalt und ritterliche Aufmerksamkeit alle Herzen zu gewinnen.

Mit untergeordneten Personen war er gütig und nachsichtig. Wenn er zuweilen mit Leuten zu thun hatte, die schwerfällig und langsamen Geistes und nicht fähig waren, mit seinem Scharfsinn und seiner Lebendigkeit gleichen Schritt zu halten, so geschah es zwar wohl, daß sein von Natur aus lebhaftes Wesen unruhig wurde; aber ein einziges Wort der Anerkennung des Fehlers entwaffnete ihn alsobald und er ward sogleich wieder geduldig und liebevoll wie früher.

Man erzählt, daß der General Wöber, der einige dreißig Jahre an der Seite des Erzherzogs war und den er als Freund liebte und achtete, die Gewohnheit hatte, ein kleines Rosenkränzlein bei sich

in der Taſche zu tragen, weil er ein frommer, chriſtlicher Mann war, der Maria die Himmelskönigin liebte. Wenn es nun geſchah, daß der damals junge und feurige Erzherzog bei einem mißliebigen Anlaſſe ein Bißchen heftig wurde, ſo pflegte General Wöber, ohne ein Wort zu ſprechen, ſein Roſenkränzlein aus der Taſche zu ziehen und küßte dasſelbe. Wie dies der Erzherzog ſah, ward er augenblicklich ruhig und gelaſſen.

Mit Männern, denen er ſein Vertrauen ſchenkte, ging er gerne und herzlich um. Als ihm das Hinſcheiden ſeines Ingenieurs Trinks gemeldet wurde, ſchrieb er an ſeine Nichte Thereſe: „Den Tod unſeres guten Trinks fühle ich ſchmerzlich; er war mir aufrichtig zugethan und diente mir durch mehr als ſechsunddreißig Jahre mit Liebe. Solche Menſchen finden ſich nicht wieder. — Heute Morgens habe ich meine Andacht verrichtet, und dann war ich beim Frühſtück durch eine lange Zeit mit Pater N., mit welchem ich mich immer ſo gerne beſpreche. Er iſt auch Einer nach der alten Art und dabei noch ganz eigentlich ein Mann Gottes.“

Milde gegen Verirrte.

Wenn man die menschliche Gerechtigkeit nicht aus dem Auge verliert, so ist es wohl erklärbar, ja es war beinahe unvermeidlich, daß bei dem zahlreichen Hofstaate des seligen Erzherzogs, bei dem ausgedehnten Geschäftskreise auf den hochmeisterischen Besitzungen, bei der Verwaltung eines bedeutenden Privatvermögens, bei dem Zusammentreffen mit so vielen Menschen aus allen Ständen und bei seiner Stellung als Regiments-Inhaber, als Grundherr, als Bauführer, als Wohlthäter unzähliger Nothleidender, als allgemeine Zuflucht so vieler theils verschuldet theils unverschuldet Unglücklicher, während seines langen Lebens mancherlei Dinge vorgefallen sind, welche nicht bloß Ahnung und Rüge verdienten, sondern die auch strafbar waren.

Es lohnt sonach der Mühe, das Herz und den Charakter des Erzherzogs auch in dieser Beziehung zu studiren und aus einigen wenigen Zügen, die uns bekannt geworden sind, die Milde seiner Gesinnung gegen Verirrte verstehen zu lernen.

In Kriegsfällen und bei den Angriffen gegen das Wohl des Staates hielt sich der Erzherzog, wie schon einmal früher bemerkt wurde, an den Grundsatz eines alten Kurfürsten von Mainz, welcher zu sagen pflegte: Beten und darein schlagen; was so viel heißen soll, als man müsse sich allzeit das Beste der Menschheit gegenwärtig halten, nach den Grundsätzen der Religion und des Rechtes vorgehen, und Gott durch's Gebet um die Gnade anflehen,

Milde gegen Verirrte.

Wenn man die menſchliche Gerechtigkeit nicht aus dem Auge verliert, ſo iſt es wohl erklärbar, ja es war beinahe unvermeidlich, daß bei dem zahlreichen Hofſtaate des ſeligen Erzherzogs, bei dem ausgedehnten Geſchäftskreiſe auf den hochmeiſteriſchen Beſitzungen, bei der Verwaltung eines bedeutenden Privatvermögens, bei dem Zuſammentreffen mit ſo vielen Menſchen aus allen Ständen und bei ſeiner Stellung als Regiments-Inhaber, als Grundherr, als Baufuhrer, als Wohlthäter unzähliger Nothleidender, als allgemeine Zuflucht ſo vieler theils verſchuldet theils unverſchuldet Unglücklicher, während ſeines langen Lebens mancherlei Dinge vorgefallen ſind, welche nicht bloß Ahnung und Rüge verdienten, ſondern die ſogar ſtrafbar waren.

Es lohnt ſonach der Mühe, das Herz und den Charakter des Herzogs auch in dieſer Beziehung zu ſtudiren und aus einigen ſeiner Züge, die uns bekannt geworden ſind, die Milde ſeiner Geſinnung gegen Verirrte verſtehen zu lernen.

In Kriegsfällen und bei den Angriffen gegen das Wohl des Staates hielt ſich der Erzherzog, wie ſchon einmal früher bemerkt worden, an den Grundſatz eines alten Kurfürſten von Mainz, welcher zu ſagen pflegte: Beten und darein ſchlagen; was ſo viel heißen ſoll, als man müſſe ſich allzeit das Beſte der Menſchheit vor Augen halten, nach den Grundſätzen der Religion und des Rechtes handeln, und Gott durch's Gebet um die Gnade anflehen,

seine Ehre, sein Wohlgefallen und das allgemeine Wohl im Auge zu haben, dabei aber ohne Menschenfurcht, mit Muth und Stärke im Gebrauche der von Gott gegebenen Gewalt vorgehen und, wenn es nöthig und heilsam ist, auch Strenge gebrauchen.

Demzufolge wachte der Erzherzog darüber, daß die Rechte Anderer nicht verletzt und durch Unzukömmlichkeiten oder Ungerechtigkeiten denjenigen, die seiner Sorge anvertraut waren, kein Schaden und kein Unrecht zugefügt werde. Er hielt jedoch hiebei auch den Grundsatz fest: man müsse den Schuldigen Zeit zur Umkehr lassen, denn bloß durch Strafen werden die Menschen nicht gebessert.

Wenn es sich aber um Fehltritte oder um Beschuldigungen handelte, welche ihn selbst betrafen, so befolgte er das Wort der heiligen Schrift: „Sei in vielen Dingen, als ob du nichts fäheſt.“

Wiewohl ihm die meisten Fälle vorkommender Ausschreitungen bekannt wurden, so veranlaßte ihn jedoch nur eine besondere Nothwendigkeit darüber Rücksprache zu nehmen, und er suchte es in dem Adel seiner Gesinnung zu umgehen, sich selbst die Fehler Anderer aufzudecken. Die Mittheilungen Anderer über kleinere Gebrechen pflegte er zu ignoriren, und wies derlei Klagen mit den Worten zurück: „Ach, lassen Sie das, lassen Sie das.“

Wenn unwürdige Individuen, wie es sich ebenfalls ereignete, bedeutende Beträge zu erheucheln oder zu erschleichen wußten und dies offenbar wurde, so sagte der Erzherzog: „Wenn ich es nur nicht erfahren möchte! man verliert hiedurch so sehr den Glauben an die Menschheit.“

Uebrigens war der Erzherzog zwar streng gegen sich, aber mild und tolerant in der Beurtheilung Anderer, und obschon er es im nöthigen Falle an eindringlichen Zurechtweisungen nicht fehlen ließ, so war doch seine Geduld staunenswerth; er wußte stets Beweggründe zu finden, um Nachsicht zu üben, theils wegen der Familie, theil-

aus Rücksicht für das Unglück der Frauen, an welchem, wie er sagte, in der Regel die Männer schuld sind.

Wenn die Umstände es vermuthen ließen, daß einzelne Personen das Mein und Dein ohne Gewissensskrupel verwechselten, so begnügte sich der hohe Herr damit, bloß zu sagen: „Dem können wir die Rechnung nicht übergeben, da kostet Alles viel mehr;" oder „ich will die Familie nicht kränken," oder „man kann nicht die Strenge walten lassen, denn es ist viel leichter zehn Menschen unglücklich, als einen Einzigen glücklich zu machen."

Der allgemeine Ruf der Wohlthätigkeit des Erzherzogs führte nebst so vielen wahrhaft Bedürftigen auch nicht selten Menschen herbei, welche die überspanntesten Ansuchen an ihn stellten und große Summen beanspruchten, um Realitäten, Gewerbe ꝛc. zu kaufen, und da man von allen Seiten, auch aus fernen Landen und oft auf dringende Weise, sich an den Erzherzog wendete, so konnte es nicht Wunder nehmen, wenn derselbe manchmal ganz trübsinnig wurde und ausrief: Ich kann ja nicht allen Leuten helfen! er sehnte sich dann um so mehr nach der Einsamkeit.

Für ausgetretene oder invalide Soldaten war seine Hand besonders gerne geöffnet.

Wenn er durch eine zeitliche Hilfe irgend einen Unglücklichen oder Bedrängten aus einer Seelengefahr erretten konnte, wie dies mehr als einmal sich ereignete, so war er auch zu größern Opfern bereit; so ließ er sich zum Beispiel herbei, oft bedeutende Schulden zu bezahlen, die Jemand aus Leichtsinn gemacht und durch welche derselbe sich in's Unglück gestürzt hatte, oder er gab braven Mädchen eine Aussteuer, um sie einer Gefahr zu entziehen.

In wichtigen Fällen tröstete er sich hiebei mit dem Rufe: Da habe ich eine Seele gerettet! da habe ich eine Seele gerettet!

Wohlthätigkeit und Seeleneifer.

Heilige Wohlthätigkeit, du bist nichts anderes, als der Ausdruck eines gläubigen, liebenden Herzens! Wer durchdrungen ist von der Erkenntniß der Menschenbestimmung jenseits des Grabes, dem ist es klar geworden, daß derjenige, der vom Himmel herabgekommen, um dem armen gefallenen Menschengeschlechte die Erlösung zu bringen vom Tode und von der Sünde, vom Grabe und von der Hölle, daß Jesus verdient von denen geliebt zu werden, die er geliebt hat bis zum Tode des Kreuzes.

Von dem Prinzipe der Liebe aus ist es verständlich, daß das Christenthum die Schule der Wohlthätigkeit ist; denn der Liebende theilt dem Geliebten gerne das Seinige mit. Wir sehen das an unserem göttlichen Erlöser auf die allerheldenmüthigste Weise. Wer das Christenthum verstanden und erfaßt hat, dem ist es sonnenklar geworden, daß keine erschaffene Liebe der Liebe Jesu gleich kommt, und daß namentlich das Eine Kennzeichen der Liebe, von dem wir hier sprechen, nämlich die Freigebigkeit, die Wohlthätigkeit bei Ihm den möglichst hohen Grad erreicht hat. Alles, was er als wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich, in Einer Person als Gottmensch besitzt, hat er uns Menschenkindern aus Liebe geschenkt, und was er für's ganze Menschengeschlecht gethan, das hat er für jeden Einzelnen aus uns gethan.

Nicht genug, daß er uns mit ewiger Liebe geliebt, daß sein erster Herzschlag ein Akt der Liebe war, daß er uns geliebt hat bis zum letzten Athemzug, daß er uns lieben will durch die ganze Ewigkeit, hat er uns auch Alles mitgetheilt und geschenkt, was er nur hat; die sichtbare Welt, seine Schöpfung zum Gebrauche, die Engel zum Schutze, die Gnade zur Hilfe, sein Leiden zum Verdienst, sich selber zum Lehrer, Maria zur Mutter, sein Leben zum Vorbild, seine Seele zum Erlösungspreis, sein Fleisch zur Speise, sein Blut zum Trank, alle seine Schätze ausgegossen in der Eucharistie und endlich den Himmel zum Lohne.

Wer dies bedenkt, fühlt das Bedürfniß, Liebe mit Liebe zu vergelten. Und damit diese Sehnsucht in uns hier im Leben und einst in der Ewigkeit gestillt werden könne, sagt uns Jesus im Evangelium, was nie einem Menschen in den Sinn gekommen ist: „Was ihr dem Geringsten aus eueren Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan; ich war hungrig und ihr habt mich gespeist, ich war durstig und ihr habt mich getränkt, ich war nackt und ihr habt mich bekleidet, ich war krank und ihr habt mich besucht."

Von diesen Wahrheiten, wie schon in einem früheren Abschnitte angedeutet wurde, war das Herz des guten Erzherzogs Maximilian durchdrungen.

Hiemit stand aber noch das klare Licht über eine andere evangelische Wahrheit in Verbindung. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Einem Jeden wird vergolten werden nach seinen Werken. Die Einen werden dreißig-, die Andern sechzig-, die Dritten hundertfältigen Lohn erhalten. Die Einen werden glänzen wie die Sterne, die Andern wie der Mond, die Dritten wie die Sonne." Kurz die ewige Wahrheit legt es uns an's Herz, daß zwar Jeder für seine guten Werke ewigen Lohn erhalten wird, wer aber viel, wer Großes, wer Heldenmüthiges für Gott gethan, dessen ewige Vergeltung wird ebenfalls groß, wird übermäßig, wird unendlich sein.

Nach diesen einfachen Erinnerungen an die beglückenden Wahrheiten unserer heiligen Religion kann es uns kein Räthsel mehr sein, warum das gläubige liebende Herz unseres Erzherzogs sich nicht damit begnügt hat, von seinem Ueberflusse Gutes zu thun, wozu jeder Christ verpflichtet ist, sondern wie er sich angetrieben fühlte, in reichem überströmendem Maße im Leben und im Tode das Seinige für Gott hinzugeben.

Als einst Jemand, der durch Noth gedrungen in Schulden gerathen war, ihm dankte, weil er dessen Schulden bezahlt hatte, erwiderte er: „Ach, ich verdiene keinen Dank, es ist ja meine Schuldigkeit Gutes zu thun, Gott hat mir ja die zeitlichen Güter dazu gegeben."

Nie hatte sich ein Unglücklicher vergebens an sein mildthätiges Herz gewendet.

Ein paar schweizerische Klosterfrauen, die nach Anleitung des soeben hingeschiedenen Pater Theodosius, eines werkthätigen Kapuziners, ein Institut errichtet hatten, reisten von Wien nach Ebenzweyer und meinten recht klug und bescheiden zu sein, da sie den Erzherzog in ihrer bedrängten Lage nicht um ein Almosen, sondern um ein Darlehen baten. Der hohe Herr gab aber zur Antwort: „Ich pflege kein Geld auszuleihen." Die armen Klosterfrauen zogen etwas niedergeschlagen ab; als sie aber nach Wien kamen, fanden sie bei dem Kassier des Erzherzogs die Anweisung auf eine Liebesgabe von 2000 Gulden.

Was er aber einzelnen Personen bei verschiedenen Anlässen gab, war noch das Geringste. Bedeutender waren die sich in jedem Jahre wiederholenden Beiträge vieler Pensionen für so manche studirende Jünglinge, von Erziehungsbeiträgen, Unterstützungen für Militärs, für Witwen und Waisen, für Stiftplätze u. s. w.

Noch größer waren die Summen, welche er zum Baue oder zum Unterhalte religiöser Gemeinden verwendete, und wiewohl er vor Allem, ganz mit Recht, für die Deutsch-Ordensschwestern besorgt

war, so blieb doch Niemand ausgeschlossen, der sich an ihn wendete; so z. B. gab der Erzherzog Beiträge von zehn- bis dreißigtausend Gulden für die Mechitaristen, die Redemptoristinnen, die barmherzigen Schwestern, die Frauen vom guten Hirten, die Schulschwestern, Karmeliterinnen, die barmherzigen Schwestern vom heiligen Carolus Borromeus u. s. w. Mit welcher großartigen Freigebigkeit er zudem Klöster, Schulen, Spitäler und andere Stiftungen christlicher Wohlthätigkeit in's Leben gerufen, wurde schon früher ausführlich angezeigt.

Nach dem Tode des Erzherzogs hat man sich die unnütze Mühe genommen, zusammen zu stellen, wie viel die Bauten und Stiftungen, Liebesgaben und andere Ausgaben des Erzherzogs ausgemacht haben. Wenn bei Lebzeiten des Erzherzogs so etwas geschehen wäre, so würde er darüber auf's Höchste unzufrieden gewesen sein; denn er konnte nichts weniger leiden, als wenn Liebeswerke öffentlich bekannt gemacht wurden; er wünschte, daß seine guten Werke in's Buch des Lebens eingeschrieben würden, damit war er zufrieden. Als man ihm einst nach Ebenzweyer telegraphirte, daß es nöthig sei, die zwanzig tausend Gulden zu zahlen, welche er zur Ausrüstung des päpstlichen Hilfskorps versprochen hatte, war er über alle Massen ungehalten. „Was brauchen die Leute auf den Telegraphenstationen zu wissen, bemerkte er, wie viel ich für den heiligen Vater gegeben habe?"

Jetzt im Himmel wird es ihm freilich gleichgültig sein, ja vielleicht wird durch das Bekanntwerden seiner heroischen Wohlthätigkeit nach seinem Tode etwas Gutes gestiftet. Indessen gelang diese mühsame Arbeit sehr unvollkommen, denn die Gelder zu seinen Ausgaben, deren Zweck oftmals nicht bekannt ward, wurden aus verschiedenen Kassen oder aus seiner Handkasse genommen, wurden nicht aufgezeichnet und somit jeder Kontrolle entzogen, um so mehr,

weil er einzelnen Personen über seine Aufträge stets das Amtsgeheimniß anbefohlen hatte.

Am Deutlichsten aber erhellt die edle Absicht des Erzherzogs, seine guten Werke geheim zu halten, daraus, daß er in den Briefen an seine lieben Brüder, denen er sonst doch die innersten Falten seines Herzens aufschloß, beinahe niemals speziell davon Erwähnung macht.

Der eigentliche, letzte Hauptzweck seiner Freigebigkeit und seiner Liebeswerke war aber der Seeleneifer. Die Sorge, daß die unsterblichen Menschenseelen gerettet werden und in den Himmel kommen, ist viel wichtiger und erhabener, als daß zeitlichen Bedrängnissen abgeholfen werde. Und weil ein geregelter Zustand des Staates und die geistliche Seelsorge hiebei die Hauptrolle spielt, so war er so großmüthig gesinnt, wenn es sich um Opfer für das Beste des Kaiserthums Oesterreich, oder um die Gründung und Erhaltung von Missions- oder Erziehungs-Instituten handelte.

Nie war seine Freude größer, als wenn er hörte, daß Bekehrungen gemacht, eifrig gepredigt oder Missionen mit außerordentlichem Erfolge abgehalten wurden. Seine Briefe sind voll von Aeußerungen seiner Zufriedenheit, wenn bei einer Andacht recht viele Beichten gehört wurden, wenn sich viel Volk bei der Kommunion eingefunden hatte.

So schrieb er z. B. noch drei Monate vor seinem Tode, am 4. März 1863: „Tief erbaut und innig erfreut über die ausgedehnte Wirkung der Kongregation des Allerheiligsten Erlösers im Weinberge des Herrn zu Puchheim, durch die daselbst gehaltenen Exercitien, zu welchen so viel Volk zuströmt, um während der Dauer von drei Tagen im Kloster zu verweilen und sich nur mit seinem Seelenheile zu beschäftigen, wünsche ich die Gelegenheit zu einem ähnlichen Wirkungskreise der Congregation des Allerheiligsten Erlösers in Leoben, durch einen Zubau zu dem dortigen Kollegium, auf Grundlage

der dem Pater Rector desselben von mir übergebenen Pläne, zu verschaffen, zu deren Ausführung Ich demselben die Summe von 18.000 Gulden anweise."

Wenn endlich von einem Todesfalle die Rede war, was so oft geschah, so fehlte die Bemerkung beinahe niemals, daß der Verstorbene das Glück hatte, die heiligen Sakramente zu empfangen, oder er bedauerte es, daß dies nicht geschehen konnte.

Als Erzherzog Ferdinand ihm einst mittheilte, daß sein Koch, vom Schlage gerührt, plötzlich gestorben sei, erwiderte er ihm: „Was sind wir doch, wir arme Sterbliche! sieh da! ein starker Mann, der sein Leben hindurch nie krank war, von einem Augenblick zum andern lebendig und todt. Ach, das sind Mahnungen, auf daß wir immerdar bereit sein sollen zu dem, woran Alles gelegen ist."

„Aus Anlaß dieser ernsten Betrachtung wird es Dir vielleicht angenehm sein, das beiliegende Buch zu erhalten, (es waren die Annalen der Pariser Erzbruderschaft Maria vom Siege) mit dessen Lesung ich mich einige Nächte beschäftiget habe, wo mich mein Leiden nicht schlafen ließ. Diese Lesung entlockte mir manche Thräne der Erbauung und des geistlichen Trostes, da ich sah, wie die Barmherzigkeit Gottes mitten in dem Krater, aus welchen sich so viel Böses in die Welt ergoß, eine wahre Quelle von Bekehrungsgnaden eröffnet hat, und zwar durch die Vermittlung der seligsten Jungfrau Maria."

„Dies Buch enthält eine Reihe von Thatsachen aus der neuesten Zeit, deren eine überraschender ist, als die andere, welche das Herz eines Jeden von uns armen Sündern erschüttern und zugleich mit christlicher Zuversicht auf die göttliche Barmherzigkeit erfüllen müssen. — Da Du wahrscheinlich nicht Zeit hast, es durchzusehen, so gib es unserm Neffen Dando und lasse dir dann von ihm erzählen, was das Merkwürdigste ist. Ich bin überzeugt, daß unser guter Dando es mit Nutzen lesen und davon bewegt sein wird."

Der Seeleneifer war alſo die mächtigſte Triebfeder, die ihn beſtimmte, Gutes zu thun.

Uebrigens könnten von der großartigen, kaum wieder zu findenden Freigebigkeit des ſeligen Erzherzogs nicht etwa bloß Arme und Bedürftige, oder Jeſuiten und Redemptoriſten und eine ganze Litanei von Ordensgemeinden Zeugniß geben, ſondern der ganze Kaiſerſtaat, und namentlich Wien, Oberöſterreich, Tirol, Mähren, Schleſien, Italien; und wiewohl es nicht möglich iſt, und auch nicht zweckmäßig wäre, die Opfer, welche er für den Staat und die Kirche und für das geiſtliche und leibliche Wohl ſeiner Mitmenſchen mit freudigem Herzen dargebracht hat, im Einzelnen zu bezeichnen, ſo kann doch ſo viel mit Zuverläſſigkeit behauptet werden, daß ſeine Liebesgaben in verſchiedenen Formen durch die Zeit ſeines Lebens mehrere Millionen weit überſtiegen haben.

Ordens-Tugenden.

Gehorsam.

Ein Mitglied des älteſten ehrwürdigen öſterreichiſchen Kaiſerhauſes zu ſein, ein Menſch zu ſein mit ſeltenen Gaben des Verſtandes und Herzens geſchmückt, ein Chriſt zu ſein, der durch ſeine Tugenden und ſeine Treue gegen die Geſetze Gottes und der Kirche ſein Bekenntniß in Einklang ſetzt mit ſeinem Wandel, das ſind allerdings ausgezeichnete Vorzüge. Aber wir finden an unſerm Erzherzog noch eine Auszeichnung, die ihn für das Reich der Gnade höher ſtellt. Er war Deutſch-Ordensritter, ſomit ein wahrer Religioſe. Er hatte im Angeſichte Gottes und der Welt feierlich die Armuth, Keuſchheit und den Gehorſam im Deutſchen Orden geſchworen. Es waren ihm ſonach evangeliſche Verheißungen in Ausſicht geſtellt, auf welche er ſonſt weder als kaiſerlicher Prinz, noch als edler Menſch und Chriſt Anſpruch zu machen berechtigt wäre.

Daß aber Erzherzog Maximilian nicht bloß den Namen eines Ordensmannes und das Kreuz auf der Bruſt als Zeichen davon getragen, ſondern auch der Geſinnung und That nach ein wahrer,

Gott geheiligter, ritterlicher Ordensmann war, wird uns ganz klar werden, wenn wir einen Blick auf seine Ordenstugenden werfen. Wir wählen fünf solcher Tugenden, welche wir, wenn gleich nur in kurzen flüchtigen Zügen, andeuten wollen.

Vor Allem fassen wir den Ordensgehorsam in's Auge.

Den Gehorsam zu üben, als die Haupttugend des Ordensstandes, war der Erzherzog schon als Militär gewohnt, in welchem Stande der blinde Gehorsam mehr als irgendwo anders gefordert wird. Als Deutsch-Ordensritter wurde er in Bezug auf diese Tugend nicht viel auf die Probe gestellt, und seitdem er Großmeister geworden, war es sein Beruf, zu befehlen und nicht zu gehorchen. Er äußerte jedoch diese Grundtugend des Christenthums nicht bloß durch die gänzliche und unbedingte Hingabe in den durch die Ereignisse dieses Lebens geoffenbarten Willen Gottes, was er in seinen Briefen wohl hundertmal ausspricht, sondern ganz vorzüglich durch die Pünktlichkeit, womit er die Vorschriften seines Ordens beobachtete.

Die Deutsch-Ordensritter haben entweder das Marien-Offizium oder statt dessen ein kleines Rosenkränzlein täglich zu beten. Der Erzherzog hatte das letztere gewählt, und verrichtete dieses Gebet mit unerschütterlicher Treue an jedem Tage, an jedem Orte, wo immer er sich befand, selbst auf Reisen.

Als Tischgebet ist den Ordensmitgliedern ein Pater noster vorgeschrieben. Der Erzherzog unterließ dieses kurze Gebet nie und erbaute hiebei durch seine Geistessammlung und Andacht jedesmal jene, die zugegen waren. Diese Observanz war desto verdienstlicher, weil Er wohl wußte, daß die jetzige Welt, namentlich in den höheren Kreisen, von dieser alten frommen Sitte der christlichen Vorzeit beinahe gänzlich abgekommen ist. Der Erzherzog ging noch weiter, er betete sogar vor dem Frühstück, wenn er dasselbe zu Hause für sich allein einnahm. Er war der Worte des großen Weltapostels

eingedenk, der da schrieb: „Ihr möget essen oder trinken, thut es allzeit im Namen Jesu, — dem Vater Dank sagend durch ihn."

Die heilige Kommunion empfing er jedesmal im weißen Ordensmantel, wie es im Orden gebräuchlich ist, ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt; denn über die Menschenfurcht war er längst hinaus. Er erschien in diesem Ordensschmucke selbst dann, wenn er gemeinschaftlich mit dem übrigen Volke zum Tische des Herrn ging, wie dieses namentlich zu großer Erbauung der Fall war, als er im Jahre 1854 zu Venedig nach den für die dortigen Deutschen abgehaltenen Conferenzen an der General-Kommunion am Schluße derselben Theil nahm.

Auch die Treue und Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Einsprechungen und Erleuchtungen, die ihm besonders beim Gebete zu Theil wurden, ist ein nicht gering zu achtender Beweis der Tugend des Gehorsames.

Keuschheit.

Was das Gelübde der Keuschheit betrifft, so sind die vielen noch lebenden Männer, die fast während eines halben Jahrhunderts an seiner Seite gelebt haben, die zuverläßlichsten Zeugen, mit welcher Sorgfalt der fromme Erzherzog diesen kostbaren Schatz, den wir in gebrechlichem Geschirre tragen, zu bewahren strebte.

Beinahe niemals ging er allein aus, sondern allezeit in Begleitung, und jede gute Begleitung ist Schutz. Wiewohl er seinem Stande nach in der früheren Zeit sich bei Gesellschaften und Schauspielen einfand, so nahm er doch an Tänzen nicht Theil, und in der späteren Zeit, besonders nach dem Tode seiner Brüder entsagte er Allem, was man Weltbelustigung nennt.

Die Festlichkeiten, die er bei mehrfachen Anlässen mit so viel Genie, Erfindungsgabe und Liebe veranstaltete, waren jederzeit ganz unschuldiger Natur.

In seiner Nähe war jedes zweideutige Gespräch zu meiden, und was am klarsten Zeugniß gibt von seinem reinen Herzen, ist der Umstand, daß in der ganzen Sammlung seiner Familienbriefe, vom Jahre 1799 bis 1850, wo doch den Brüdern gegenüber sein Mund oder vielmehr seine Feder von dem überfloß, wovon sein Herz voll war, nicht ein einziges frivoles oder anstößiges Wort zu finden ist.

Fürwahr der edle Erzherzog, im Chriſtenthume wohl unterrichtet, war der Verheißungen des Evangeliums eingedenk, daß Jene, welche aus Liebe zu Gott in dieſem Leben jungfräulich geblieben ſind, im ewigen Leben eine Auszeichnung genießen werden, die andern, wenn gleich heiligen Seelen, nicht zu Theil werden ſoll. Die Jungfrauen werden zunächſt bei dem Lamme Gottes ſein, bei ihrem jungfräulichen Herrn und Könige. Die Jungfrauen werden ein Lied ſingen, das Niemand ſingen kann, als Jene, die ihren Leib und ihr Herz rein bewahrt haben. Die Jungfrauen werden im Himmel einen Namen haben, der beſſer iſt, als der Name eines Sohnes, einer Tochter. So verheißt es die heilige Schrift.

Armuth.

Die religiöse Armuth scheint auf den ersten Blick dem Erzherzoge keine Gelegenheit geboten zu haben, sich die Verdienste für den Himmel zu sammeln, welche unser göttlicher Erlöser Denjenigen versprochen hat, die aus Liebe zu Gott Alles verlassen, das, was sie haben, verkaufen, den Armen austheilen und dem armen Jesus arm nachfolgen.

Doch wir irren uns. Das Gelübde der Armuth hat verschiedene Grade. Die religiöse Armuth eines Deutsch-Ordensritters ist natürlich von der Armuth eines in Konventen lebenden Ordensmannes verschieden. Wiewohl also der Erstere die zeitlichen Güter, die ihm zufließen, benützen und zu seinem standesgemäßen Leben gebrauchen darf, so muß er doch den Ueberfluß als ein Patrimonium Christi ansehen und zu guten Zwecken verwenden.

Der Erzherzog hatte sich überdies den Grundsatz tief in's Herz geschrieben, daß er an Aehnlichkeit mit seinem göttlichen Meister in dem Grade zunehmen werde, als er freiwillig einem Theile seiner zeitlichen Güter entsagen, sie weggeben und zur Verherrlichung Gottes verwenden werde.

Wie sehr es ihm am Herzen lag, auch in dieser Tugend ausgezeichnet zu sein, beweist nicht bloß die geringe Sorge, die er für sich selbst trug, da er von seinen großen Einkünften für sich persönlich so zu sagen gar nichts verwendete, sondern er spricht hierüber seine

Gesinnung auf's Deutlichste in den Briefen aus, die er bei der projektirten Errichtung der Priesterkonvente an seinen Ordenspriester Petrus Riegler geschrieben hat und die vor uns liegen. „Die Armuth," so schreibt er, „ist ein Gelübde, durch dessen genaue Befolgung man in den Stand gesetzt ist, um so mehr Gutes zu wirken; auch soll diese Armuth aus Allem, selbst in der Hauskapelle hervorleuchten; der strengen Befolgung des Gelübdes der Armuth verdanken die Jünger des großen heiligen Franciscus ihre außerordentliche Verbreitung in allen Welttheilen; auch die heilige Elisabeth, unsere Ordenspatronin und eifrige Schülerin des heiligen Franciscus, hat uns ein großes Beispiel freiwilliger Armuth hinterlassen."

Bei einer andern Gelegenheit schreibt er: „Ich kann Sie versichern, daß das Entstehen des ersten Deutsch-Ordenspriester-Konventes, das ich ihrem regen Eifer verdanke, mir eine große Herzensfreude verursacht, und daß ich unabläßlich Gott den Herrn bitte, und auf seine unendliche Barmherzigkeit ein blindes Vertrauen setze, daß er dem Unternehmen seinen heiligen Segen nicht versagen wird, wenn wir nur trachten unsererseits alles Mögliche im wahren Ordensgeiste zu thun und von dem Geiste der Armuth durchdrungen sind, jener Armuth, von der unser göttlicher Erlöser uns ein so großes Beispiel gab, die ein Gelübde jedes religiösen Ordens so wie auch unseres Ordens ist, und wodurch man eigentlich reich wird, in so fern als der Reichthum in Befriedigung jedes Bedürfnisses und jedes eigenen Verlangens besteht. Wenn man sonach durch Gewohnheit die eigenen Bedürfnisse auf das absolut Nöthige beschränkt, und Gott zu Liebe jedes darüber hinausgehende Verlangen in sich selbst unterdrückt, so ist man eigentlich immer reich, weil man immer befriedigt ist. Und wenn die göttliche Vorsehung uns mit etwas mehr, als dem streng Nöthigen beschenkt, so kann man das edle Verlangen befriedigen, desto mehr zur Ehre Gottes und zum Heile des Nebenmenschen wirken zu können."

Als der Erzherzog im Jahre 1855 zusagte, auf der Reise durch Tirol nach Modena im Priesterkonvente zu Lana abzusteigen, fügte er bei: „Ich brauche nur ein Zimmer für mich und eines für meinen Diener, und dasselbe für den mich begleitenden Ordensritter. Als Einrichtung brauche ich nichts als ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl.“ Der Brief, den er aus diesem armen Zimmer an seine Nichte, die Gräfin Chambord, schrieb, ist zu schön, als man dessen Inhalt hier vorenthalten könnte.

„Ich schreibe Dir aus dem neuen Konvent meines Ordens, das heißt der Ordenspriester, welche hier ein gemeinschaftliches Leben führen. Seit vier Tagen wohne ich hier in einer ihrer Zellen, aber sehr behaglich.“

„Das Haus der Schwestern ist nur 5 bis 600 Schritte entfernt. Gestern hielt ich die Funktion der Einkleidung und Gelübdeablegung von drei Priestern, welche ihr Noviziat vollendet hatten. Sie sind Gott sei Dank sehr ausgezeichnete Männer, fest entschlossen, ein ganz gemeinschaftliches Leben zu führen, und geben mir die schönsten Hoffnungen.“

„Wir waren in der Kapelle fünfzig Ordensmitglieder, ich, Riesenfels, zehn Priester und achtunddreißig Schwestern. Es war mir ein wahrer Seelentrost, mich gleichsam in einer Art von Mittelpunkt meines Ordens zu befinden, und ich habe inbrünstig zu Gott und zur seligsten Jungfrau gebetet, um den so nothwendigen Segen für den ersten Anfang der größeren Ausbreitung unseres Ordens.“

Als Schlußstein, zum Beweise über die religiöse Armuthsliebe des seligen Erzherzogs, möge seine merkwürdige Aeußerung dienen: „Jeder Kreuzer, den ich von den Ordenseinkünften für mich verwenden würde, würde mich auf der Hand brennen.“

Selbstverleugnung.

Die Selbstverleugnung ist eine andere Tugend, die im Leben eines jeden Ordensmannes zu finden sein soll, weil Jesus, der Stifter alles Ordenslebens, gesagt hat: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Wir vermissen dieselbe keineswegs im Leben unseres erleuchteten Erzherzogs. Wir sehen im Gegentheile diese Tugend sowohl in Bezug auf das äußerliche als auf das innerliche Leben in einem seltenen, ich möchte sagen, heroischen Grade glänzen.

Früh aufzustehen im Sommer und im Winter kostet Ueberwindung. Der Erzherzog stand das ganze Jahr hindurch sehr früh Morgens auf. Oft schrieb er schon nach vier Uhr früh: „Ich habe mich aus dem Bette gerafft, um Dir zu schreiben.“

Wenn die Umstände oder die Liebe es nicht erheischten, so versagte sich der Erzherzog beinahe jedes zerstreuende Vergnügen, und war immer auf seine Studien und auf seine Geschäfte bedacht.

Er trank gewöhnlich weder Wein noch Bier, noch ein anderes geistiges Getränke, und begnügte sich immer mit Wasser. Um von Gott eine gewisse, uns nicht bekannte Gnade zu erlangen, nahm sich der Erzherzog vor, den Sinn des Geschmackes abzutödten und sich des Zuckers beim Kaffee zu enthalten. Ein solches Opfer der Entsagung

scheint nichts Großes zu sein, wenn man aber diese kleine Selbstüberwindung durch fünfzig oder sechzig Jahre lang täglich fortsetzt, so kann man das Heroismus nennen.

Wichtiger und schwerer ist aber die innerliche Selbstverleugnung; und wie standhaft und siegreich der gute Erzherzog diese Tugend geübt, davon haben sich diejenigen hundertmal überzeugt, welche das Glück hatten, sein Vertrauen zu genießen.

Er hatte bei seinen Unternehmungen und Erfindungen, wie es bei neuen Gedanken und Vorschlägen, die von dem gewöhnlichen Gebrauche abweichen, nicht selten, und zwar oftmals aus der besten Absicht zu geschehen pflegt, vielfältigen und dauernden Widerspruch zu erfahren. Seine Lagerbauten, seine Waffenverbesserungen, seine Finanzvorschläge wurden Jahre lang gering geschätzt, ungünstig beurtheilt, nicht beachtet, und er mußte in dieser Beziehung manches Unangenehme erfahren. Er hatte jedoch deßhalb keine Leidenschaft im Herzen, ließ sich dadurch nicht irre machen, ja er war so gewissenszart, daß er bei der Mittheilung dessen, was ihm wehe that, niemals den Namen desjenigen nannte, der seinen Ansichten entgegen wirkte. „Ich habe das Meinige gethan," pflegte er zu sagen, „für das Weitere bin ich nicht verantwortlich. Wenn ich schon im Grabe vermodert sein werde, wird man manche meiner Gedanken ausführen."

Vielleicht war ihm aus Allem das Kränkendste, das Empfindlichste, das Bitterste, daß er aus öffentlichen Blättern erfuhr, der Befestigungsbau der Linzerthürme sollte aufgelassen werden. Es wurden bereits ein paar Thürme verkauft oder verschenkt, und was ihn im höchsten Grade betrübte, war noch der Umstand, daß die Demolirung der Thürme zur ausschließenden Bedingung gemacht wurde.

Deßungeachtet klagte und erbitterte sich der Erzherzog darüber nicht, sondern wie man erzählt, sagte er nur: „Sie hätten damit

wohl warten können, bis der achtzigjährige Mann unter der Erde geweſen wäre.“ Es ward ihm der Troſt nicht zu Theil, zu erfahren, daß von Seite der Militärbehörde der Entſchluß, die Linzerthürme aufzulaſſen und zu demoliren, wieder zurückgenommen, oder wenigſtens ſuſpendirt wurde.

Dieſer Entſchluß wurde zwar ſchon im April 1863 gefaßt, als der Erzherzog noch am Leben war; er wurde aber erſt nach ſeinem Tode im Monate Juni in der Linzer-Zeitung bekannt gemacht.

Kriegerischer Geist.

Der kriegeriſche Geiſt endlich, als Spezialtugend eines Deutſchen Ritters, welcher Geiſt in dem Herzen des Erzherzogs lebendig war, erhellt theils aus dem, was bereits in ſeiner Lebensgeſchichte angedeutet wurde, theils aus ſeiner thätigen Mitwirkung zum Schutze des heiligen Stuhles, worüber ſpäter noch in einem anderen Abſatze die Rede ſein wird.

Er bestritt die Kosten für den Unterhalt aller Ordensschwestern beinahe durch zwanzig Jahre ganz aus seinem Vermögen.

Mehrere Jahre vor seinem Tode deponirte er in der Deutsch-Ordenskasse aus seinem Privatvermögen beinahe 800.000 fl. zur Fundation der Schwestern, der Spitäler und der Schulen.

Der Erzherzog erhielt von Seiner Majestät die Bestätigung der Wahl des Großkapitels, wodurch Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Wilhelm zum Koadjutor und Nachfolger im Deutschmeisterthume bestimmt wurde.

Der Erzherzog erwirkte im Jahre 1848 die von Seiner Majestät dem Kaiser genehmigte Regulirung der Lehensverhältnisse des Deutschen Ordens, und ernannte den Grafen Haugwitz zum Bevollmächtigten bei dem Belehnungsakte.

Ebenso erhielt er im Jahre 1852 die Befreiung des Deutschen Ordens von allen geistlichen Steuern, namentlich der Einkommensteuer, und brachte als eine Art Entschädigung für den Staat aus Liebe zu seinem Orden ein freiwilliges Opfer von 100.000 fl. dar.

Daß der Erzherzog die oberste Leitung aller Ordensgeschäfte führte, so wie die Ernennung der Ritter zu Komthuren und Großkreuzen und aller Beamten des Ordens, versteht sich von selbst. Bei der Ernennung des alten Baron Enzenberg zum Großkapitular bestimmte der Erzherzog die von demselben dem Orden geschenkte Summe von 10.000 fl. als Enzenberg'sche Stiftung für eine Ordenskommende.

Als Großmeister machte er jährlich die Rundreise auf den Gütern des Meisterthums, und traf alle Vorkehrungen, welche die Umstände nach genommenem Augenscheine erforderten; ebenso nahm er zu gehöriger Zeit die Visitation der Balleien vor.

Er baute ein Haus in dem Badeorte Karlsbrunn für die dorthin kommenden kranken Ordenspriester und Ordensschwestern.

Ueberhaupt verdankt der Kurort zu Karlsbrunn der Munifizenz des verstorbenen Hoch- und Deutschmeisters seine allmälige Vergrößerung durch den Neubau einer kleinen Kirche, durch die Aufführung sehr vieler Gebäude, als des Gasthauses, des neuen Badehauses und des Schweizerhauses, so wie durch beträchtliche Reparaturen an verschiedenen Gebäuden. Auf Verschönerung des Kurortes durch Anlagen und Wegherstellungen wurde viel aufgewendet, und in jüngster Zeit ein Dampfbad neu hergestellt, auch eine neue Analyse der vorhandenen Mineralquellen eingeleitet, um das Resultat derselben zu veröffentlichen und den Absatz des Sauerbrunnens nach und nach anzubahnen.

Der Erzherzog errichtete ein Choleraspital in einem Flügel der Troppauer Kommende, und übertrug die Sorge den Deutsch-Ordensschwestern. Ebenso wurden nach den traurigen Ereignissen in Italien im Jahre 1848 und nach 1859 Spitäler für Soldaten unter Leitung der Ordensschwestern in einem Flügel der Ordenskommende zu Troppau, zu Freudenthal, zu Langendorf und zu Lana in Tirol errichtet.

Im Jahre 1850 ließ der Erzherzog durch einen Jesuiten für seine Ordenspriester geistliche Exercitien abhalten, und trug seinem Oberamtmann auf, die Kost für Unterkunft und Verpflegung aller versammelten Priester ihm in Rechnung zu stellen.*)

Er sorgte auch für die jährliche Abhaltung der Exercitien für die Ordensschwestern und übertrug diesen geistlichen Liebesdienst in späterer Zeit den PP. Redemptoristen als eine Verpflichtung bei der Fundation des Klosters zu Schwarzbach.

---

*) Dieselbe geistliche Seelenhilfe bot er späterhin auch den Weltgeistlichen dar, wofür ihm zu Freudenthal dreiundsiebenzig Priester feierlich ihre Danksagung abstatteten.

Der Erzherzog kaufte im Jahre 1842 in Preußen den schönen alterthümlichen Altar, welcher einst in der Kapelle des Großmeisterthums des Deutschen Ordens zu Marienberg war.

„Ich habe ihn etwas theuer bezahlt," schreibt er, „aber es reut mich nicht, denn er ist ein wahres Meisterstück der Schnitzkunst oder der Bildhauerkunst in Holz, und auch in Hinsicht der Malerei jener Zeit. Nachdem ich ihn gekauft hatte, boten die Engländer viel dafür und der Eigenthümer wollte ihn dem Könige von Preußen gar nicht einmal sehen lassen, aus Besorgniß, daß er denselben um jeden Preis an sich bringen wollte."

Der Altar wurde in der Kapelle des Schwesternhauses zu Troppau aufgestellt, wo man über die Schönheit desselben ganz entzückt und namentlich durch die Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu Christi sehr zur Andacht gestimmt wurde.

Nach dem Tode des Erzherzogs wurde dieser Altar nach Wien gebracht und als Hochaltar in der neu restaurirten Deutsch-Ordenskirche aufgestellt.

Der Erzherzog beförderte die Herstellung des katholischen Kultus zu Mergentheim durch einen namhaften Beitrag, sandte auf Verlangen das Wappen des Hoch- und Deutschmeisterthums dahin, auch schmückte er die Kirche zu Langendorf durch ein sehr schönes Altarblatt, welches die heilige Elisabeth vorstellt.

Der Erzherzog erwirkte die Bewilligung Sr. Majestät des Kaisers, daß der Deutsche Orden berechtigt sei, die Verlassenschafts-Abhandlungen seiner Ordensmitglieder ungeachtet der neu angeordneten Jurisdiktionsnormen selbst vorzunehmen.

Der Erzherzog entsprach im Jahre 1854 der Einladung Sr. Majestät des Kaisers, sich an den National-Anlehen zu betheiligen, dadurch, daß er 800.000 Gulden subskribirte, nämlich 500.000 aus seinem Privatvermögen, 200.000 für die hoch- und deutsch-

meisterischen Besitzungen und 100.000 für den Deutschen Ritterorden.

Ebenso wurde vielerlei anderen Aufforderungen zur Beisteuer durch kleinere oder größere Beträge entsprochen.

Im Jahre 1860 wurden auf Anregung des Erzherzogs aus der General-Ordenskasse als Beitrag für Se. Heiligkeit den Papst Sr. Eminenz dem Fürsterzbischof zu Wien 10.000 Gulden übersendet.

Bei der großen Noth in Schlesien während des Jahres 1863 bewilligte der Erzherzog, daß zu Freudenthal von den Deutsch-Ordensschwestern für Arme Suppe ausgekocht und den erwerblosen Webern Vorschüsse ausbezahlt werden sollen, welche im Gesammtbetrage von 10.000 Gulden angewiesen wurden.

Der Erzherzog errichtete einen Priesterkonvent zu Lana in Tirol, vollführte einen großen Umbau des Schlosses zu Eulenberg und errichtete daselbst ein Knabenseminar zur Erziehung für künftige Ordenspriester aus seinem Privatvermögen und den vom Mergentheimer Seminare geretteten Kapitalien mit bereitwilliger Zustimmung des Großkapitels.

Zur vollen Regulirung der vom Erzherzoge begonnenen Fundation des Deutsch-Ordenspriesterkonventes zu Lana und zur Erhaltung und Fortführung des Seminars zu Eulenberg hinterließ derselbe aus seinem Privatvermögen ein Legat von 370.000 Gulden.

Welch' eine Menge von Baulichkeiten zum Besten des Ordens der Erzherzog vornahm, erhellet aus dem nachstehenden Verzeichnisse der im Interesse des Deutschen Ordens und auf den Gütern des Meisterthums geführten Bauten.

Es werden in dieses Verzeichniß auch einige Herstellungen eingereiht, welche nur als Analogie zu den Bauten gehören.

Deutsch-Ordensbauten.

In Wien:

Im Jahre 1842. Der gothische Hochaltar, früher bei den Deutsch-Ordensschwestern in Troppau aufgestellt, jetzt zu Wien in der Deutsch-Ordenskirche.

„ „ 1854. Die Seitenkapelle im Deutschen Hause.

In Tirol.

„ „ 1840. Zu Lana Ankäufe und Bauten eines Konventes für Deutsch-Ordenspriester.

„ „ 1850. Bau und Einrichtung einer Schule zu Sarnthal.

In Mähren.

Zu Busau durch mehrere Jahre Straßenbauten von Rothhölhütten, um Arme in theuren Jahren zu beschäftigen.

„ „ 1845. Bedeutende Kirchen-Zubauten, Pfarrhofbauten.

„ „ 1847. Rothhölhüttner-Kuhstall.

„ „ 1849. Umbau des Bräuhauses, Eisgrube, Zisterne. Kleinere Meierhof- und Scheuerbauten.

„ „ 1850. Podoli Meierhof aufgebaut. (Durch Blitz entzündet.)

„ „ 1851. Umbau von Schloßruinen zu Wohnungen.

„ „ 1858. Schindelschneidmühle gebaut.

„ „ 1861. Schulbau neu.

In Langendorf.

„ „ 1838. Unterlangendorfer Pfarrhof restaurirt.

„ „ 1839. Schloßeinrichtung der Wohnungen des zweiten Stockes, früher Schüttboden.

Im Jahre 1839. Den Schloßgarten angelegt, sammt Glashaus.

„ „ 1840. In Oberlangendorf die Schule neu erbaut.

„ „ 1840. Eine Kapelle zu Selbuns.

„ „ 1840—1850. Zweimalige Bauten der Wehren der Holzriese.

„ „ 1841. Oberhof, Erbherzoglicher Pferdehof und Meierei.

„ „ 1841. Die Schlößkirche gebaut.

„ „ 1842. Neuer Bogen in Eichwiese.

„ „ 1845. Brücken-Joche, Pfeiler und Mauerbögen gebaut.

„ „ 1846. Bauten an der Forstmeierei.

„ „ 1850. Forstwirthschaftl. Stall. Schweizer und Gemeindehaus.

„ „ 1850. Neubau. Schafwaschanstalt, Einfriedungen, Brunnenhaus.

„ „ 1850—1860. Einrichtung der Forstgärten und Baumschulen.

„ „ 1852. Neuer großer Kanal.

„ „ 1857. Neubau der Brücke über Hagenbach mit Seitenmauern.

„ „ 1862. Umfangsmauer des Schloßgartens vollendet.

„ „ 1863. Neue Einfriedungen an mehreren Straßen und Plätzen.

[illegible]

„ „ 1868. Der Langenau- und Hagenau-Bergwasserleitung.

„ „ 1870. Der Langenau- und Hagenau-Bergwasserleitung.

In Eulenberg.

Im Jahre	1846.	Die Kirche von Grund aus gebaut.
„ „	1855.	Die Schule neu errichtet.
„ „	1856.	Braunseifen, Bau und Herstellungen der Pfarrschule und des Armenhauses.
„ „	1857.	Bau des Schlosses und Einrichtung zu einem Deutsch-Ordensseminarium.
„ „	1857.	Bau einer Wasserleitung für das Schloß, womit auch das wasserarme Eulenberg reichlich, und zwar ohne allen Beitrag, versorgt ist.
„ „	1857.	In Friedland Schule u. Jägerhaus-Bauten.
„ „	1858.	Aufbau des abgebrannten Bräuhauses.
„ „	1862.	Die Ordensschwesternschule neu gebaut.

In Morau.

„ „	1844.	Den Drahtzug gebaut.
„ „	1844.	Straßenbau von Großmorau nach Römerstadt.
„ „	1846.	Straßenbau von Großmorau nach Karlsbrunn und Würmthal.
„ „	1852.	Schule und Pfarrhof hergestellt.

In Freudenthal.

„ „	1840.	Die Dechantei neu gebaut.
„ „	1840.	Schafstall und Scheuerbauten im Meierhof.
„ „	1842.	Großes Deutsch-Ordensschwesternhaus mit Schule und Spital.
„ „	1846.	Das große D. O. Branntweinhaus sammt Apparaten.
„ „	1849.	Das Bezirksgericht gebaut.
„ „	1853.	Das große D. O. Bräuhaus ganz neu sammt Einrichtung.

Im Jahre	1555.	Der 1. Stein zu dem großen Krankenhause gelegt.
		In Lyon.
„	„ 1640.	Bibliothek und Thiergarten hergestellt.
„	„ 1644.	Brand des Königs abgebrannten Bücherhaus.
„	„ 1647—1650.	In Augsburg Schule, Kirche und Thurm hergestellt.
„	„ 1654.	In Augsburg Lese Bauer.
„	„ 1656.	Einweihung Schulgebäude stattgefunden.
„	„ 1656.	Einweihung Bibliothek.
„	„ 1656.	In Augsburg Schule mit Thurm hergestellt.
		In Erfurt.
„	„ 1666.	Zu der Universitätsbibliothek gelegt.
„	„ 1672.	In Bibliothek zu neuer Zeit neu gebaut.
		Einen Thurm gebaut.
		In Berlin.
„	„ 1698.	Eine große Kirche gebaut.
„	„ 1698.	Thurm zur Academieschule neu gebaut.
„	„ 1698.	Academie-Universitätsbibliothek gebaut und eingerichtet.
		In Erlangen.
		Das Seminar zu Erlangen selbst neue neu gegründet.
„	„ 1698.	Die Academie Kirche
„	„ 1698.	Die Academie mit der Stadtgemeine.
„	„ 1698—1699.	Neuen Universitäten. als Burg zu Gebäude neu und Kirche.
„	„ 1698.	Das Seminarium Bibliothek.

Im Jahre	1845.	Die Kirche gebaut, ein neues Badhaus.
„ „	1846—1847.	Das Säulenhaus, das Wirthshaus zum Theile, Eisgrube.
„ „	1850—1852.	Oberförsterhaus in Hubertskirch, das Priesterhaus.

In Troppau.

„ „	1838.	Troppauer Knabenschule gebaut.
„ „	1840.	Ein Bau des Kommendehauses, Bau der Dechantei.
„ „	1846.	Deutsch-Ordensschwesternhaus mit Schule und Spital.
„ „	1862.	Zweiter Bau des Kommendehauses. Kirchen- und Schulbauten zu Gilschwitz, Spilndorf, Mogrolositz.

Weltlich gesinnte Fürsten verwenden ihr Einkommen auf prachtvolle Einrichtung ihrer Schlösser und auf Lebensgenuß.

Der Erzherzog hatte andere Ansichten. Er wog den Werth seiner zeitlichen Güter auf der Wage des Heiligthums und verwendete die Einkünfte des Großmeisterthums auf Werke der Wohlthätigkeit, auf fromme Stiftungen und auf Bauten zur Verbesserung der Güter des Meisterthums. Im Laufe der Jahre hatte er zu solchen Zwecken Millionen verwendet.

Auch für die Verbesserung der wirthschaftlichen Verhältnisse auf den Gütern des Meisterthums hat der Erzherzog Vieles gethan. Alles verkrüppelte Hornvieh, welches die früheren Pächter zurückgelassen hatten, wurde nach und nach beseitigt, und dafür schönes Schweizer und Tiroler Vieh aufgestellt.

Mit besonderer Vorliebe wurde die Pferdezucht gepflegt, und der Erzherzog zeigte öfter seine Befriedigung, daß auf dem mit sehr großen Kosten hergestellten Gestütte zu Smollkau die Barbarino-

Race erhalten worden sei. Nicht lange vor seinem Tode wurde jedoch das Gestütt zu Smollkau aufgelassen und wurden die Pferde verkauft.

Auch auf die Waldkultur wurde große Sorgfalt verwendet. Die 42.000 Joche Deutsch-Ordenswälder wurden keineswegs mit Verschwendung ausgehauen, sondern vielmehr sehr geschont, so daß dieselben wohl ein Zehntel mehr Erträgniß hätten geben können. Die neuen Schläge wurden nicht bloß der Natur zur Besaamung überlassen, sondern es wurden dieselben im nächsten Frühjahre mit zehnjährigen Nadelbäumen regelmäßig bepflanzt, so daß der schöne Stand der Deutsch-Ordenswälder allgemein anerkannt ist.

Endlich wollte der Erzherzog längere Zeit vor seinem Hinscheiden eine bedeutende Summe der Einkünfte des Großmeisters nicht mehr persönlich beziehen, sondern sie blieben gesammelt in der Wirthschaftskasse der Ordensgüter liegen, wiewohl der Erzherzog ganz gut wußte, daß nach der Gepflogenheit des Deutschen Ritterordens Alles, was zur Zeit des Ablebens eines Großmeisters in der Kasse vorräthig ist, nicht zur Verlassenschaft des Verstorbenen gehört, sondern in den Besitz des nachfolgenden neuen Großmeisters übergeht.

Der Eifer des verblichenen Hoch- und Deutschmeisters beschränkte sich jedoch nicht bloß auf die zeitlichen und finanziellen Interessen seines theueren Ritterordens, sondern es lag ihm auch am Herzen, Alles in bessere Ordnung zu bringen, was sich auf die Geschäfte des Ordens bezog; deßhalb wendete er schon gleich anfangs seiner Regierung sein Augenmerk auf die vorhandene kostbare Münzsammlung des Deutschen Ordens.

In den letzten Jahren seines Meisterthums hatte er den Trost, daß auf Anregung und Kosten des Großkomthurs Grafen Attems ein eigenes prachtvoll ausgestattetes Werk über die Münzen des Deutschen Ritterordens durch den hochwürdigen Herrn Beda Dudik, Kapitular des hohen Benediktiner-Stiftes zu Raigern bei Brünn, im Druck erschienen ist.

Den Vortheil des Deutschen Ordens im Auge behaltend ließ der Erzherzog die seit vielen Jahren in drei Zimmern des Deutschen Hauses aufgestellte Bibliothek besser ordnen und die zu Ordenszwecken nicht geeigneten Bücher ausscheiden; er bestimmte den für ihre Versteigerung erhaltenen bedeutenden Betrag von 10.000 Gulden dazu, um eine genealogische, heraldische und ordensgeschichtliche Bibliothek zu gründen; die überflüssigen für eine Handbibliothek geeigneten Bücher wurden dann nach Schlesien auf die Güter des Meisterthums gesendet.

Ebenso veranlaßte der Erzherzog durch die mühevolle Verwendung des gedachten, im Archivswesen sehr erfahrenen hochwürdigen Herrn Dudik eine vollständige Durchsicht und wissenschaftliche Ordnung des Archives des Deutschen Ordens, und zu diesem Zwecke sendete er denselben nach Württemberg, um die dort vorhandenen, aus Mergentheim herstammenden Urkunden des Deutschen Ordens von der königlichen Regierung, welche nach langer Verhandlung und Reklamation sich endlich zu deren Auslieferung an den Deutschen Orden bereit erklärte, in Empfang zu nehmen.

Zum Schlusse endlich soll die segensvolle Thätigkeit des Erzherzogs Maximilian als Hoch- und Deutschmeister durch ein glänzendes Zeugniß seines erlauchten Nachfolgers in das schönste Licht gestellt werden.

Nach dem Tode des Erzherzogs mußte nämlich in Gemäßheit der Ordensstatuten der gegenwärtige Bestand der hoch- und deutschmeisterischen Besitzungen einer genauen Untersuchung unterzogen werden, indem für jede erweisliche Verminderung desselben der vollständige Ersatz aus dem Nachlaßvermögen anzusprechen, und von der durchlauchtigsten Frau Universalerbin zu leisten sein würde.

Die Testaments-Exekutoren Herr Landgraf Fürstenberg und Dr. Schön, des Deutschen Ordens Kanzler und Hofrath, erstatteten nach genau genommener Einsicht umständlichen Bericht dahin, daß der Zustand des hochmeisterlichen Besitzthums durch die Fürsorge

des abgeschiedenen Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Maximilian sich nicht nur gehoben, sondern ansehnlich vermehrt habe, so daß dessen Ameliorirung nicht in Abrede gestellt, daher auch kein Ersatzanspruch an die Nachlaßmasse gerichtet werden könne.

In Erledigung dieses Berichtes, welcher sowohl den Kapitalienstand als den Waldkomplex, die Oekonomie, die Gebäude, die Hütten- und Brunnen-Verwaltung in sich begreift, erließ Se. kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Wilhelm, dermaliger Hoch- und Deutschmeister, folgende Erklärung, welche ein bleibendes Denkmal der Thätigkeit des seligen Erzherzogs Maximilian als Hoch- und Deutschmeister ist:

„Nachdem ich sowohl aus dem von Ihnen als bestellten Testaments-Exekutoren mir unterm 15. d. M. erstatteten umfassenden Berichte, als auch zum großen Theile durch eigene Anschauung die Ueberzeugung erlangt habe, daß auf den Hochdeutschordens-Besitzungen in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien der gegenwärtige Bestand, in welchem ich diese Güter zur Nutznießung übernehme, ein im Allgemeinen sehr befriedigender ist, somit kein erweislicher Schaden vorliegt, für welchen eine Ersatzleistung aus dem Nachlaßvermögen anzusprechen wäre, so erkläre ich dieses mit dem Beifügen, daß ich im Gegentheile mit warmem Dankgefühle jene großen Opfer zu würdigen weiß, welche weiland mein in Gott ruhender Oheim und Vorfahrer für die Melioration dieser Besitzungen aufgewendet hat und zwar vorzugsweise durch den Ankauf der Güter Stettin, Hrabin, Smollkau, als auch durch viele Neubauten sowohl von gutsherrlichen als Patronatsgebäuden, ferner durch zweckdienliche Adaptirung der bestehenden Gebäude, Anschaffung von Inventarstücken aller Art, und endlich durch Einführung einer wohlgeordneten Administration dieser Besitzungen.

Baden, den 22. September 1863."

Die Jesuiten in Wien.

Wir kehren wieder in den Kreis der Zeitereigniſſe im Leben des ſeligen Hochmeiſters zurück.

Die Lebensfreude des Erzherzogs war gebrochen. Der Verluſt ſeiner Brüder mahnte ihn hundertmal, daß es auch für ihn anfange, Abend zu werden. Mehr als einmal rief er aus: Jetzt kommt die Reihe an mich. — Wenn ein heidniſcher Philoſoph ſagt, ein wahrer Freund iſt ein halbes Ich, ſo begreift man, daß Erzherzog Maximilian durch den Tod ſeiner zwei wahren und vertrauteſten Freunde, Franz und Ferdinand, mehr als ſein halbes Ich verloren hat. Die trübe Einſamkeit, in welcher er vorzugsweiſe dem Gebete und der Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke oblag, war jedoch dadurch gemildert, daß er im vertraulichen Umgange mit ſeinem Neffen, dem Herzoge von Modena, und ſeinen beiden Nichten blieb, namentlich führte er einen ununterbrochenen Briefwechſel mit der ihm beſonders lieben Erzherzogin Thereſe Gräfin Chambord.

Je mehr der Erzherzog in den letzteren Jahren ſeines Lebens in ſich ſelbſt einkehrte und mit allem Ernſte die Wichtigkeit dieſes irdiſchen Lebens ſich zu Gemüthe führte, deſto mehr lag es ihm am Herzen, durch Werke des Eifers und der Liebe Andern wohl zu thun und ſich Verdienſte für die Ewigkeit zu ſammeln.

In den folgenden Jahren pflegte er wie früher seine Familie manchmal heimzusuchen, und jährlich die Rundreise auf den Gütern des Deutschmeisterthums zu machen.

Als er im Jahre 1857 nach Modena kam und die dortigen öffentlichen Anstalten besuchte, schlug er dem Herzoge vor, die Gefängnisse, welche bisher von weltlichen, besoldeten Beamten verwaltet worden waren, der Leitung der Frauen vom guten Hirten zu übergeben, welche als Ordenszweck haben, nicht nur aus Liebe zu Gott das moralische Wohl der Gefangenen zu pflegen, sondern zugleich auch Frauenspersonen, welche freiwillig sich von der Welt zurückziehen und ihrem bisherigen schlechten Leben entsagen wollen, und sich deßhalb Büßerinnen nennen, auf den Weg zur Tugend zu leiten.

Wie sehr Erzherzog Maximilian erfreut war, daß in Oesterreich das Beispiel Frankreichs, wo die meisten Spitäler und Gefangenhäuser der liebevollen Sorgfalt von Ordensschwestern übergeben sind, nun auch im Guten nachgeahmt werde, so wie dies leider nur zu oft in bösen Dingen geschieht, erhellt aus einem Schreiben, das er in früherer Zeit an einen hochgestellten und in dieser Beziehung sehr thätigen Mann gerichtet hatte. Es lautet wie folgt:

„Aus Ihrem letzten Schreiben habe ich mit der allergrößten Freude vernommen, daß Ihrem regen Eifer, den der Segen Gottes sichtbar begleitet, das Unglaubliche gelungen ist, nämlich die Uebergabe der Sträflinge in die heilsame Sorge geistlicher Korporationen in so vielen Theilen des österreichischen Kaiserthums theils schon wirklich zu Stande zu bringen, und theils in unzweifelhafte Aussicht zu stellen. Der liebe Gott möge Sie dafür hier und dort lohnen. Schon muß Sie ein ungemein tröstliches Gefühl begleiten durch das Bewußtsein, so viele der unglücklichsten Menschen bereits zur Stunde moralisch gebessert und gerettet zu haben. Es wäre mir unmöglich, das fromme Werk zu Neudorf unvollendet zu

lassen, und mein Hausdirektor erhält unter Einem die Weisung, abermals 3000 Gulden zu diesem Zwecke auszuzahlen."

Der Erzherzog hatte schon früher 30.000 Gulden beigetragen.

Auch in Modena hatte er zu einem gleichen wohlthätigen Werke seine Mithilfe angetragen und dadurch erreicht, daß das Gefängnißhaus daselbst auf Kosten des Erzherzogs und der herzoglichen Familie zu diesem Zwecke hergerichtet und der Leitung der Frauen vom guten Hirten übergeben wurde, ohne daß dem Staate hiedurch eine Last auferlegt ward, ausgenommen jene, ihren Lebensunterhalt zu decken, wozu weit weniger Kosten erforderlich waren, als bei der alten Gefängnißverwaltung.

Dieses Werk hatte wie überall gesegnete Folgen, bewährte sich nicht bloß in moralischer, sondern auch in ökonomischer Hinsicht, und lag dem guten Erzherzoge so sehr am Herzen, daß er selbst dann, als Modena seinem rechtmäßigen Herrn entrissen war, seine hilfreiche Hand nicht zurückzog, sondern sogar in den letzten Monaten seines Lebens diesen wohlverdienten Schwestern noch eine erhebliche Unterstützung zusendete, um sie in die Lage zu setzen, die Auslagen bestreiten zu können, welche die schmähliche Verfolgung der sardinischen Regierung ihnen auferlegt hatte.

Noch zu einem andern Werke des Seeleneifers hatte die göttliche Vorsehung den Erzherzog auserwählt. Die Feinde der Kirche und diejenigen, welche der Gesellschaft Jesu abhold sind, werden deßhalb demselben nicht Dank wissen. Wir wollen jedoch hoffen, daß der Erzherzog hiedurch einen neuen Anspruch auf das Wohlgefallen des dreimal heiligen Gottes erlangt hat.

Im Jahre 1852 wurde ein Ordenspriester der Gesellschaft Jesu, nachdem er ein paar Jahre die Rektorsstelle in der Deutschen Nationalkirche zu Rom versehen hatte, in Ordensgeschäften nach Wien gesendet. Da in der Kaiserstadt kein Haus der Gesellschaft

bestand, mußte er sich mit einer sehr bescheidenen Privatwohnung begnügen. Beinahe zu gleicher Zeit kamen Missionspriester derselben Gesellschaft von Zeit zu Zeit nach Wien, um da von ihren apostolischen Arbeiten nun einige Tage auszuruhen, da es zu kostspielig gewesen wäre, von den Missionsstationen in den verschiedenen Provinzen des Kaiserreiches jedesmal in ihre entfernten Kollegien zurückzureisen. Die Söhne des heiligen Franziskus nahmen sie bei solchen Anlässen liebevoll für ein paar Tage auf.

Da mittlerweile mehrere aus ihnen eingeladen wurden, in Wien zu predigen und das christliche Volk sich sehr zu ihren Predigten drängte, so kam dem seeleneifrigen Erzherzog Maximilian in den Sinn, den Jesuiten in seinem Palais auf der Landstraße ein Absteigquartier zu geben, und ein paar derselben auch stabil zu beherbergen. Er verband hiebei eine doppelte Absicht, nämlich die Abhaltung von Missionen zu erleichtern, und der Gesellschaft Jesu Gelegenheit zu geben, auch in Wien durch apostolische Thätigkeit Gutes zu thun.

Während der Zeit, als der Erzherzog die Jesuiten in seinem Palais wohnen ließ und vollständig unterhielt, wurden in der Kapelle des daranstossenden Modenesischen Palastes mehr als einmal die geistlichen Exercitien abgehalten, wobei sich Mitglieder der kaiserlichen Familie und viele Personen aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft einfanden.

Nachdem der Erzherzog dieses Werk der Liebe länger als zwei Jahre fortgesetzt hatte, faßte er den Entschluß, die Jesuiten auch zur Belebung der Andacht in der Deutsch-Ordenskirche in Wien zu verwenden, räumte ihnen deshalb einige Zimmer im Deutschen Hause ein, und übertrug ihnen das Geschäft, an jedem Sonntage dort zu predigen und dem hochverdienten Pfarrer dieser

Kirche, der schon seinem achtzigsten Lebensjahre entgegen schritt, hilfreich zur Seite zu stehen.

Einige Jahre später gab eine Marien-Andacht starken Impuls, der Gesellschaft Jesu einen bleibenden Sitz in Wien zu bereiten Was nämlich in Italien und Frankreich, in Belgien und in andern Ländern bereits schon lange her in Uebung war, wurde von den im Deutschen Hause wohnenden Jesuiten mit Zustimmung des, alles Gute unterstützenden Oberhirten auch in Wien eingeführt. Es wurde nämlich die Marien-Andacht im Monate Mai in der Art gefeiert, daß an jedem Tage des ganzen Monats Abends eine Predigt abgehalten, der Segen ertheilt, und Lieder zu Ehren der Himmelskönigin gesungen wurden.

Der Erzherzog trug natürlich die Kosten. Es fand diese Andacht einen ganz unerwarteten Anklang. Der fromme Erzherzog erschien hiebei jeden Abend; es versammelten sich eine große Anzahl Personen aus den höchsten Ständen und das Volk drängte sich so sehr, daß der Prediger nur mit Mühe zur Kanzel gelangte, daß alle Chöre besetzt und das ehrwürdige Kirchlein so überfüllt war, daß die guten Leute bis an den Altar selbst angedrückt wurden. Die Gesänge wurden von Männern und Damen gesungen, die sich aus Liebe zu Maria freiwillig dazu anboten, und mit solcher Innigkeit vorgetragen, daß im Vereine mit der übrigen Andacht die Herzen aller Gegenwärtigen tief gerührt und zu Thränen bewegt wurden.

Diese kleine und sehr einfache Andacht, die aber vom Herzen ging, machte einen so milden, erhebenden und bleibenden Eindruck, daß die Erinnerung daran noch jetzt, nach beinahe zehn Jahren, in den Herzen derjenigen lebt, die damals das erstemal zugegen waren.

Der selige Erzherzog war über den Erfolg derselben und die Seelenfrucht, die daraus entstand, ganz entzückt, und namentlich haben ihn drei ganz unschuldige Lieder so gerührt, daß er öfter den

Ruf: Maria! Maria! aus denſelben wiederholte und ihre Druck-legung anbefahl.*)

---

*) So unbedeutend dieſe Marienlieder ſind, ſo mögen ſie doch als Erinnerung an die Liebe des Erzherzogs zu Maria hier einen Platz finden.

Erſtes Lied.

O Maria! Mutter der Barmherzigkeit!
Dir, Geliebte! ſei mein Leben ganz geweiht.
Strahlend mit der Himmelskron'
Seh' ich Dich im Geiſte ſchon.
Deine Liebe, o Maria!
Deine Liebe ſei mein Lohn.

O Maria! unſ'res wunden Herzens Luſt,
Gieße Frieden in die friedeloſe Bruſt.
Mutter auf dem Gnadenthron
Führ' uns hin zu Deinem Sohn.
Deine Liebe, o Maria!
Deine Liebe ſei mein Lohn.

O Maria! ew'ge Liebe ſchwör' ich Dir,
Holde Jungfrau! gib ein Herz voll Treue mir,
Daß ich einſt im Jubelton
Singen mög' vor Gottes Thron.
Deine Liebe, o Maria!
Deine Liebe ſei mein Lohn.

Zweites Lied.

Gib mir ein reuevolles Herz,
Heil'ge Jungfrau! ſtille mein Verlangen;
Dann werd' ich zu Dir gelangen
Durch der Reue und der Liebe Schmerz.
Groß war die Schuld,
Die mir vergeben.
Nur Deine Huld
Gibt neues Leben.
Maria! Maria!
Gib nun auch Deine Liebe mir.

Diese von dem Erzherzoge veranlaßte Maiandacht und mehrere einzelne Predigten, welche von Priestern der Gesellschaft Jesu in verschiedenen Kirchen mit ungemein großem Zudrange des Volkes abgehalten wurden, hatten in den Herzen vieler Stadtbewohner aus allen Kreisen der Gesellschaft den Wunsch rege gemacht, ein Haus dieses Ordens, dessen Andenken und dessen Erinnerungen aus der Vorzeit sich von der Geschichte Wiens nicht trennen läßt, auch hier in Wien wieder erstehen zu sehen.

Um diesen Gedanken ins Werk zu setzen, wurde in Vorschlag gebracht, durch fromme Beiträge die nöthige Summe zusammen zu legen, um eine Wohnung zu miethen, welche an die vormalige Minoriten-, jetzt italienische Kirche anstößt, und den Jesuiten sodann die unbeschränkte Erlaubniß zu erwirken, den Gottesdienst in gedachter Kirche versehen zu dürfen.

Es schien dies leicht ausführbar, weil die gedachte Kirche, eine der größten in der Stadt, halb verlassen, und mit alleiniger Ausnahme der italienischen Predigten sehr wenig besucht war, so daß es für die Bewohner der Stadt und für die Verherrlichung Gottes überaus zweckmäßig schien, eine so schöne Kirche wieder zu beleben und dort für das Heil des Wiener Volkes zu arbeiten und zwar um so mehr, weil hiedurch der Gottesdienst für die italienische

---

Drittes Lied.

Fließet in Strömen, fließet hernieder,
Thränen der Reue und büßenden Schuld!
Dir, o Maria! klagen die Lieder,
Quelle der Gnade, Verzeihung und Huld.
Tage der Unschuld, ach kehrtet ihr wieder!
Dir, o Maria, klagen die Lieder.
Nun sollen fließen Thränen der Liebe:
Ach! sie verklären die Freude in Schmerz.
Daß, o Maria! treu ich Dir bliebe,
Gib mir auf ewig ein liebendes Herz.

Nation nicht im Geringsten gehindert, sondern im Gegentheile befördert werden sollte.

Dieser wohlgemeinte Plan scheiterte jedoch vollkommen an der ungünstigen Gesinnung der Stimmenmehrheit jener aus Italienern aller Farben zusammengesetzten Kongregation, welche die Verwaltung der Kirche und ihres Vermögens besorgten. Diese Herren wollten trotz der entgegengesetzten Meinung mehrerer eifrigen und gut denkenden Mitglieder die Kirche lieber leer sehen, und Behufs einer erweiterten Seelsorge unbenützt lassen, als die Jesuiten, vor denen sie eine gewisse Scheu hatten, ohne sie zu kennen, zur gemeinschaftlichen Funktionirung derselben zuzulassen, und deßhalb erklärten sie sich ganz unumwunden, daß sie gegen das Erscheinen derselben in der gedachten italienischen Kirche Protest einlegen.

Bei solchen Verhältnissen mußte auf einen andern Weg gedacht werden, um diesen oben bezeichneten Plan zu verwirklichen. Die göttliche Vorsehung begünstigte die Ausführung desselben; denn nach einigen Monaten und den nothwendig vorausgegangenen Schritten erfolgte durch die Gnade Seiner Majestät des regierenden Kaisers, der gleich Seinen Ahnen seit drei Jahrhunderten ebenfalls huldvoll für die Gesellschaft Jesu gesinnt war, die allerhöchste Entschließung vom 24. August 1856, durch welche Seine apostolische Majestät die Uebergabe der Universitätskirche in Wien an den Orden der Gesellschaft Jesu, und die Besorgung des Gottesdienstes in derselben durch diesen Orden gegen dem allergnädigst zu genehmigen geruhte, daß dieselbe, wie bisher, für den akademischen Gottesdienst bestimmt bleiben, und die Universität, sowohl bezüglich der in dieser Kirche abzuhaltenden akademischen Feierlichkeiten, als auch sonst alle jene, auf ihr Verhältniß zur Kirche Bezug nehmenden Rechte behalten solle, welche die Universität schon vor dem Jahre 1773 geübt hat; dann daß hiedurch weder dem Staatsschatze, noch sonst einem öffentlichen Fonde eine Mehrauslage erwachse.

Wenn die Geſellſchaft Jeſu ſonach durch prieſterliche Thätigkeit in dieſer Kirche, durch ihr Gebet, durch ſo viele Predigten und die akademiſchen Exhortationen, durch hunderttauſende von Beichten u. ſ. w. im Laufe von beinahe zehn Jahren mit Gottes Gnade einiges Gute für das Heil ihrer Mitbrüder und Landsleute zu wirken im Stande war, ſo fällt das Verdienſt ohne Widerſpruch zuletzt auf den in Gott ruhenden Erzherzog zurück, und zwar um ſo mehr, weil ſeine Freigebigkeit zu den Almoſen frommer Gläubiger, auf welche die in Wien lebenden Ordensmitglieder in Betreff ihres materiellen Unterhalts angewieſen ſind, ebenfalls ihr Schärflein beigetragen hat.

Stilles Leben.

Im Jahre 1855 ward seine Königliche Hoheit durch einen Besuch seines Coadjutors, des Erzherzogs Wilhelm, überrascht, welcher ihm die offizielle Nachricht brachte, daß Seine Majestät der Kaiser ihn zum Proprietär des zehnten Artillerie-Regiments ernannt habe. Diese zarte Aufmerksamkeit des liebevollen Monarchen freute unsern guten Erzherzog sehr. „Ich gehöre hiedurch", so schreibt er, „einigermassen wieder auf's Neue zu dem Corps, in welchem ich so viele Jahre gedient, wofür ich stets Anhänglichkeit im Herzen bewahrt, und mit dessen interessanter Waffengattung ich mich unaufhörlich beschäftiget habe. Morgen werde ich Seiner Majestät dem Kaiser meinen Dank aussprechen, und übermorgen bei der Familientafel werde ich vielleicht schon in der neuen Artillerie-Uniform erscheinen, welche ich achtundzwanzig Jahre hindurch getragen habe."

Um dieselbe Zeit gab der Erzherzog, dessen Gedanken sich immer mit himmlischen Dingen und mit dem Wohle Oesterreichs beschäftigten, einen neuen Beweis seines Eifers für das Heil der Menschenseelen. Weil in der Deutsch-Ordenskirche nur ein Altar und nicht mehr als zwei Beichtstühle waren, so that es dem Erzherzoge leid, daß hiedurch die wohlthätige priesterliche Thätigkeit für das gute, zuströmende gläubige Volk einigermassen beschränkt sei; deßhalb machte er es

möglich, was gleichsam unausführbar schien, die Kirche zu vergrößern. Er ließ nämlich das Archiv des Deutschen Ordens, welches sich seit undenklichen Zeiten in einem großen zunächst an der Kirche gelegenen Lokale befand, anderswohin übertragen, eine Thüre in dasselbe ausbrechen, und umstaltete dasselbe in eine schöne geräumige Kapelle, die er zum öffentlichen Gebrauche mit nicht geringen Kosten herstellte, und schmückte den Altar mit einem sehr schönen Madonnenbilde.

In einem Schreiben äußerte er seine Freude darüber und fügt mit Zufriedenheit bei: „Die Kirche ist immer voll bei den Predigten und beim Segen, und die Beichtstühle sind besetzt. Bei mir im Hause gehen jetzt die Jesuiten aus und ein. Ich merke aber gar nichts davon, sie sind sehr ruhige Gäste; vorrei duplicarli e cenduplicarli."

Auf der im Jahre 1858 vorgenommenen Rundreise durch Schlesien hatte der Erzherzog den großen Trost zu bemerken, daß die Deutsch-Ordensschwestern in allen Häusern von dem besten Geiste beseelt waren, die Schule sehr gut leiteten, im ganzen Lande geachtet und geliebt wurden, und bei der ganzen Bevölkerung einen für die Religion sehr günstigen Einfluß nahmen. Auch die Ordenspriester waren eifrige, unermüdliche Seelsorger.

Am 1. Oktober in diesem Jahre sollte nach dem Willen des Erzherzogs Maximilian das Knabenseminar auf dem Schlosse Eulenberg eröffnet werden. Er hatte dasselbe, wie schon in einem früheren Abschnitte angedeutet wurde, mit großen Kosten umbauen und zu diesem Zwecke auf geeignete Weise herrichten lassen. Da nun zu Anfang des Schuljahres die Eröffnung stattfinden sollte, so ließ sich der Erzherzog zu Troppau alle Gesuche, welche diesfalls eingelangt waren, vorlegen, und wählte nach Anrufung des heiligen Geistes aus den vorgeschlagenen sechzehn Knaben, welche er zum Studiren für die tauglichsten hielt, und welche auch einen Hang zum geistlichen Stande zeigten. Außerdem nahm er nach reiflicher

Ueberlegung auch zwei Männer als Studirende in das Seminarium auf, wovon Einer fünfundzwanzig, und der Andere zweiunddreißig Jahre alt war. Beide gingen schon zu Troppau in die niedern Schulen, denn sie hatten einen entschiedenen geistlichen Beruf und wollten Priester werden. Der Erzherzog erinnerte sich des Beispiels des heiligen Ignatius, und weil beide sehr fromm und gut gesittet waren, so hoffte er, daß sie im Knabenseminar nebst ihren eigenen Studien auch zur Aufsicht der Knaben würden verwendet werden können. — Dieses Seminar lag ihm sehr am Herzen, weil er dasselbe als eine Pflanzschule für den Deutschen Orden errichtet hatte. Er besuchte es oft, wenn er sich in Langendorf aufhielt, freute sich, wenn er die Knaben fröhlich und heiter spielen sah, und verweilte unter ihnen, wie ein Vater unter seinen Kindern. Daß diese Anstalt zu Eulenberg, so wie er sie gegründet hatte, auch nach seinem Tode noch fortbestehe, dies suchte er durch das große Legat zu sichern, welches er in seinem Testamente derselben zugedacht hatte.

Am Schlusse des Jahres 1858 suchte der liebe Gott den Erzherzog mit Krankheit heim. Sein Unwohlsein, welches wegen seines hohen Alters ohnedies von Bedeutung war, wurde noch bedenklicher, weil sich die Masern dazu gesellten.

Da er das Ende seines Lebens erwartete, rief er mich, der ich Dieses schreibe, von Linz zu sich und bereitete sich auf sehr erbauliche Weise vor, um hinüber zu gehen in das ewige Vaterland. Wiederholt empfing er mit großer Andacht die heiligen Sakramente, täglich wurde in seinem Zimmer das heilige Meßopfer dargebracht, und die Gebete aller derjenigen, die ihn liebten, stiegen gegen Himmel.

Durch die Gnade Gottes und die zweckmäßige Behandlung seines Leibarztes genas der hohe Kranke wieder, und die liebevolle, sorgfältige Pflege der Ordensschwestern des heiligen Karl Borromäus,

welche in Gmunden ein kleines Klösterchen hatten, trugen hiezu nicht wenig bei.

Der Erzherzog spricht in mehr als einem Briefe seine Dankbarkeit gegen die guten Schwestern aus, welche mit großer Selbstaufopferung ihn gewartet, vorgelesen, vorgebetet und ihn sehr erbaut haben. Eine der dienenden Schwestern hatte schon nach ein paar Tagen die Masern geerbt, und mußte in ihr Kloster zurückgebracht und mit einer andern vertauscht werden.

Der Erzherzog erfuhr dieses erst nach seiner Genesung, und nachdem in der Pfarrkirche zu Münster mit großer Theilnahme des Volkes ein feierliches Dankamt für seine Herstellung abgehalten wurde, war einer seiner ersten Gänge in das Kloster der armen Ordensschwestern, um der Schwester, die seinetwegen erkrankt, seitdem aber wieder genesen war, seine dankbare Theilnahme auszusprechen.

Trauriges Kriegsjahr.

Gleich schwarzen Gewitterwolken zogen die Weltereignisse heran, welche den politischen Horizont bei Anfang des Jahres 1859 verdunkelten. Der Erzherzog hatte zwar das größte Vertrauen auf die Tapferkeit der österreichischen Armee, er konnte sich jedoch demungeachtet die Gefahr nicht verhehlen, welche dem Kaiserstaate drohte. Da er schon das siebenundsiebenzigste Lebensjahr zählte, so schien es wohl natürlich, daß er persönlich nicht berufen war, an dem bevorstehenden Kriege Theil zu nehmen. Aber sein Geist war noch stark und jugendlich frisch und auch seine Körperkraft nach seiner letzten Krankheit wieder vollkommen hergestellt. Deßhalb drängte ihn sein Eifer, für das Recht und für Oesterreich zu thun, was in seinen Kräften war, und bei einem Kampfe nicht ganz müßig zuzusehen, von dessen Ausgang, wie die spätere Erfahrung gezeigt hat, der Untergang der Rechtsprinzipien, der Sieg der Revolution und alle Uebel abhängig waren, welche in ihrem Gefolge über die Welt hereingebrochen sind.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hatte er schon im Monate Februar eine Denkschrift vollendet, und der österreichischen Regierung vorgelegt, welche in kurz gefaßter Abhandlung das Gepräge seines durch Erfahrung ausgebildeten und entschlossenen Charakters trug.

In dieser Denkschrift deutet der Erzherzog die Schwankungen, die Gefahren der Verführung, die Irrthümer an, und sagt gleichsam die halben Maßregeln voraus, in welche die einzelnen Regierungen bei dem Ausbruche des revolutionären Sturmes zu fallen bedroht waren. Wie er es im Jahre 1849 beklagte, daß man der sardinischen Armee nach der Schlacht von Novara nicht den Gnadenstoß gegeben, sie in den Lago maggiore geworfen, und all' ihr Material abgenommen hatte, so war er auch jetzt der Meinung, daß die italienischen Regierungen den Orkan nicht mit festem Fuße und in passiver Stellung erwarten, sondern ihre Kräfte vereinigen sollen, auf die Gefahr hin, das Land und besonders die Hauptstädte nur gering besetzt zu halten. Wenn die kleinen Fürsten ihre Kontingente mit der österreichischen Armee vereinigt hätten, wäre manchen Abfällen vorgebeugt worden, und zum Besten der Souveräne und Fürsten selbst der Sieg leichter zu erwarten, oder wenigstens wäre ihr Uebergang ehrenvoller gewesen.

Kaum hatte er seine Ansicht in dieser schwierigen Sache ausgesprochen, so eilte er nach Modena, und stellte sich mit seltener Selbstverleugnung seinem Neffen, dem Herzoge, wie er sagte, zur Verfügung. Er kam mit demselben überein, den Brückenkopf von Brescello ohne Verzug in Vertheidigungsstand zu setzen. Es war erbauend zu sehen, wie der Erzherzog, gleichsam auf sein vorgeschrittenes Alter vergessend, den ganzen Tag in der brennenden Sonnenhitze stand, sich dem Winde und Regen aussetzte, die Arbeiter aneiferte, die Werke besichtigte, an Alles dachte, für Alles sorgte, und hiebei auf das Essen und die Ruhe vergaß. Von Allem gab er dem Herzoge Nachricht, wollte über nichts eigenmächtig verfügen, und hatte auch die möglichste Ersparung im Auge. Seiner unermüdlichen Thätigkeit war es zu verdanken, daß Brescello bis Ende März in den möglichst besten Vertheidigungsstand gesetzt war. Nachdem der Erzherzog mit dieser Kriegsbereitschaft zu Ende war,

und die Gefahren immer drohender wurden, hielt er es für seine Pflicht, seine Nichte, die Infantin von Spanien, Maria Beatrix, welche er so innig liebte, und ihre noch minderjährigen Söhne in Sicherheit zu bringen, und begleitete sie persönlich zuerst nach Cattajo; und nachdem die unglücklichen Ereignisse bei der österreichischen Armee einen sehr ungünstigen Ausgang befürchten ließen, führte er dieselbe über Botzen und Innsbruck nach Ebenzweyer, von wo aus die Infantin sich nach Prag zur Kaiserin Marianna begab.

Abgeschlossen in seinem Lieblingsaufenthalte zu Ebenzweyer, gab der Erzherzog sich diesmal nicht den Studien hin, sondern folgte mit seinen Wünschen und Gedanken auf der Landkarte den Bewegungen der kriegführenden Armeen. Er wunderte sich, daß man nicht gesucht hatte, die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu verhindern, indem man sich mit voller Kraft auf jene geworfen, welche mehr im Bereiche war, d. h. auf jene, die von der Bocchetta herabstieg, und dann sich auf jene zugewendet hätte, die vom Mont Cenis herabkam.

Was unser guter Erzherzog empfand, als er die ungünstigen Vorfälle und den darauf folgenden Verlust der Lombardie erfuhr, welche er stets als sein Heimatland betrachtete, und an welche sich die ersten Erinnerungen seiner Kindheit knüpften, ist nicht auszusprechen, und wäre seine Gesundheit damals nicht so stark gewesen, so würde die Ueberspannung der Gefühle vielleicht selbst sein Leben in Gefahr gesetzt haben; wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, daß diese schmerzlichen Ereignisse durch die Verbitterung seiner letzten Lebensjahre ihm dasselbe abkürzten. Was ihn noch mehr betrübte, war die Ungerechtigkeit, die Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit, wodurch die italienischen Fürsten, insbesondere der Herzog von Modena, sein Neffe, den er stets wie einen Sohn liebte, ihrer Staaten verlustig wurden. Endlich langten noch die Nachrichten von den physischen und moralischen Verwüstungen in Modena, und von dem

grimmigen Haſſe ein, mit welchen man ſich daran machte, Alles zu zerſtören, was ſein geliebter Bruder während ſeiner langen und mühſamen Regierung als Wiederherſteller der vorausgegangenen napoleoniſchen Uſurpation geſchaffen hatte. Alles dieſes mußte einem Manne von Gefühl, wie Erzherzog Maximilian war, tiefe und unheilbare Wunden ſchlagen. Nur ein Umſtand war für den Erzherzog bei ſo vielen Qualen ein wahrer Troſt, und dieſer war die edle Haltung der herzoglich Eſtenſiſchen Truppe, welche Vaterland und Familie zurückließ, ihrem Souverain außerhalb des Staates nachfolgte, um mit ihm die Gefahren und Beſchwerden des Krieges und das Exil zu theilen.

Dem Allen ungeachtet ließ ſich ſein ſtarker Charakter nicht niederbeugen und entmuthigen. Die Leiden und das menſchliche Elend, welches durch den Krieg herbeigeführt wurde, waren vielmehr für ſein liebevolles Herz ein neuer mächtiger Antrieb, ſeine chriſtliche Großmuth und ſein Erbarmen an den Tag zu legen, wie dies das Militärſpital beweiſt, das er zu Lana unter der Leitung ſeiner Ordensſchweſtern errichtet hat, und die Aufnahme von Rekonvaleszenten aus ſeinem Regimente im eigenen Schloſſe zu Ebenzweyer, worüber in einem andern Abſchnitte Erwähnung geſchah.

Rom, Pressburg, Rothneusiedel und Schwarzbach.

Das Schicksal des heiligen Vaters zu Rom bei dem Siege der Revolution über das Recht ging dem guten Erzherzoge sehr zu Herzen. Da es sich um die Errichtung eines kleinen Armeekorps in den päpstlichen Staaten handelte, wozu Freiwillige verschiedener Nationen angeworben wurden, freute sich der Erzherzog, welcher dem heiligen römischen Stuhl mit ausgezeichneter Pietät zugethan war, daß auch von Oesterreich eine bedeutende Zahl sich freiwillig diesem heiligen Berufe weihte, und namentlich war es ihm ein großer Seelentrost, daß auch Einer seiner Deutschen Ordensritter, Graf Coudenhove, sich der kleinen Armee anschloß, welche unter der Anführung des tapferen christlichen Generals Lamoricière den heiligen Vater gegen die Anfälle der Piemontesen vertheidigen sollte. Um die Bildung dieses Armeekorps zu erleichtern, nahm der Erzherzog die Kosten zur Ausrüstung eines ganzen Bataillons auf sich, zahlte die Reiseauslagen für einen Abgesandten nach Irland, welcher dort Leute für die päpstliche Armee anwerben sollte, und hat überdies, wie nicht zu zweifeln ist, eine schöne Summe als Peterspfennig nach Rom gesendet, wenngleich über die Ziffer derselben nichts bekannt ist. Von Seite des Deutschen Ordens sendete er 10.000 Gulden

hin und sein erhabener Nachfolger hat im Namen dieses hohen Ordens vor Kurzem diese Summe verzehnfacht.

Auch an der Errichtung der irländischen Legion für den Dienst des heiligen Vaters nahm der Erzherzog thätigen Antheil.

Der Gedanke, Irländer zur Vertheidigung des heiligen Vaters anzuwerben, ging von dem Marschall Nugent aus, der seiner Geburt nach dieser seit Jahrhunderten für den Glauben und die katholische Kirche begeisterten Nation angehörte. Marschall Nugent ließ diesen Plan durch Einen seiner Freunde, den Grafen Mac Donell, zu Rom in Anregung bringen, und um das Ansehen dieses jungen Malteser-Ritters beim heiligen Stuhle durch eine Empfehlung des Hoch- und Deutschmeisters zu unterstützen, wendete er sich an den Erzherzog.

Das Schreiben Hochdesselben aus Ebenzweyer vom 20. November 1859, wodurch er diesem Wunsche entsprach, ist so interessant, daß man einen Auszug desselben nicht vorenthalten darf.

„Mein sehr theurer Freund! Es gereicht mir zur Freude, Ihren Wunsch zu erfüllen und einem Manne einen kleinen Dienst zu erweisen, dessen achtungswerthe Gesinnung mir nicht bloß durch Ihre Empfehlung, sondern auch aus persönlichem Umgange mit ihm bekannt ist. Möge es Ihnen gelingen, die glückliche Idee in's Werk zu setzen, für den heiligen Vater eine irländische Legion zu bilden. Derselbe könnte keine tapferen und getreueren Soldaten finden; denn ihre Hingabe und Treue wäre auf das unerschütterliche Fundament der Religion gegründet, welcher die guten und redlichen Irländer von jeher sich so anhänglich bezeigt haben."

„Der Papst würde sodann für die Zukunft keine andere Truppe mehr nöthig haben, außer einige Schweizer und vielleicht eine Legion katholischer Albanesen, von denen ich hörte, daß ein paar Regimenter vormals dem Könige von Neapel gute Dienste geleistet haben."

„Außerdem würde dem heiligen Vater nach meiner Ansicht nur noch eine zahlreiche Gendarmerie nothwendig sein, zu welchem Dienste die Italiener die größte Tauglichkeit und auch Lust dazu haben; auch hat die Erfahrung gezeigt, daß die italienischen Gendarmen allzeit ihren Landesfürsten treu geblieben und in vielen Gelegenheiten Beweise einer nicht gewöhnlichen Tapferkeit abgelegt haben. Nie aber sollte der Papst italienische Linientruppen halten, denn da Er grundsätzlich kein Rekrutirungssystem einführen will, so würde er nur unzuverläßliche Soldaten finden, die gleichsam wieder einer Wache bedürften. . . . . Vielleicht wird Graf Mac Donell Gelegenheit haben, zu Rom einige dieser Gedanken benützen zu können."

Als der Letztgenannte sich späterhin nach Irland verfügte, und es ihm gelang, eine Legion von 1200 Mann anzuwerben, um zur Vertheidigung des heiligen Stuhles nach Rom zu ziehen, so freute sich der Erzherzog über diesen glücklichen Erfolg und trug bei ihrer Fahrt durch Wien sowohl zur Reise als zu ihrer militärischen Ausstattung mit gewohnter Freigebigkeit das Seinige bei.

Der widerrechtliche, räuberische Ueberfall dieses kleinen päpstlichen Korps und die Zerstörung desselben durch die, alle Grundsätze der Ehrlichkeit und des Rechtes verschmähende piemontesische Truppe betrübte den Erzherzog ungemein. Zugleich ward aber dadurch auf's Neue in ihm der Wunsch angeregt, daß seine Erfindungen im Fache der Artillerie benützt werden möchten.

Nachdem der Erzherzog mancherlei Experimente mit der von ihm erdachten Spingarde, wovon schon früher Erwähnung geschah, in seinem Garten auf der Landstraße vorgenommen und Se. Majestät der Kaiser selbst sich dabei einzufinden geruhet hatte, verordnete Hochderselbe, daß diese kleinen Kanonen einem Bataillone des Regiments Deutschmeister übergeben werden sollen. In dieser Absicht verfügte sich der Erzherzog als Inhaber dieses Regiments am 28. Februar

1860 nach Preßburg. Er erfreute ſich daſelbſt an dem ausgezeichneten Zuſtande ſeines Regimentes, das er in Augenſchein nahm, unterwies die Soldaten perſönlich in der Bedienung der Spingarde, und als er nach einiger Zeit Preßburg das zweitemal beſuchte, ſo that es ſeinem Herzen wohl zu ſehen, daß die Offiziere und die Gemeinen die Waffe mit Eifer und Liebe behandelten, daß ſich dieſelbe ſelbſt auf einem beſchwerlichen Probemarſche bewährte, und daß ſomit ein nützlicher Gebrauch davon im Kriege gemacht werden könne.

Dieſe Uebungen dienten auch dazu, um den Erzherzog auf Alles aufmerkſam zu machen, wodurch die Behandlung dieſer Waffe vervollkommt werden könnte, und er zweifelte nicht, daß über kurz oder lang die Gelegenheit zu ihrem wirklichen Gebrauche nicht fehlen werde. „Die Zukunft," ſo ſchreibt er an die Gräfin Chambord, „iſt ſo verſchleiert, daß ich jeden herausfordere, darüber zu prophezeien, und deßwegen wiederhole ich bei jedem Anlaſſe das Wort eines alten Churfürſten von Mainz, daß nichts Anderes zu thun übrig bleibt, als beten und darein ſchlagen. Was das Erſte betrifft, ſo thue ich es zwar mit möglichſtem Eifer, aber doch iſt mein Gebet ſchwach; das Zweite aber glaube ich dadurch in's Werk zu ſetzen, daß ich die Waffen bereite, mit welchen man, will's Gott, einſtmals darein ſchlagen wird, zum Beſten der Religion und des Staates, dem ich angehöre, und der ſozialen Ordnung im Allgemeinen. Es ſcheint mir, daß bei meinem Experimente ein beſonderer Segen Gottes ſei, weil Alles nach Wunſch geht."

Bei dieſem Aufenthalte zu Preßburg hatte der Erzherzog den Troſt, das ſchöne Kollegium zu ſehen, welches er ſeinerzeit für die Geſellſchaft Jeſu angekauft hatte.

Mit einem noch weit größern Eifer für das Wohl Oeſterreichs hatte der Erzherzog ſich ſchon ſeit langer Zeit mit dem Gedanken beſchäftigt, daß durch eine Thurmbefeſtigung, in der Art wie zu Linz,

die Stadt Wien in dem Falle eines feindlichen Angriffes in Sicherheit gebracht werden sollte. Wien als der Sitz des Kaiserthums, als der größte Handelsplatz der Monarchie und als Mittelpunkt des Staatsreichthums, ist dermal, so dachte der Erzherzog, durch gar nichts geschützt. Mit jugendlichem Feuer und mit der Ruhe seiner langen Erfahrung, hatte der Erzherzog einen Plan entworfen, auf welche Art und Weise Befestigungsthürme zum Schutze der Stadt angelegt werden könnten, und die Anstrengung und Mühe war ihm nicht zu groß, jene Punkte in Augenschein zu nehmen und mehr als einmal durch stundenlange Fahrten die Runde zu machen, um zu bestimmen, wie viele Thürme und wo dieselben zum Schutze der Stadt Wien angelegt werden könnten.

In diesem umständlich ausgearbeiteten Plane schildert der Erzherzog die großen Vortheile, die für die Hauptstadt des Reiches aus einer solchen Befestigung hervorgehen würden, die verhältnißmäßig geringen Kosten, mit welchen solche Thürme in kurzer Zeit erbaut werden könnten, die verheerende Wirkung ihres Feuers bei einem Angriffe, die Schwierigkeit, solche kleine Objekte mit den bisherigen Belagerungsmitteln zu zerstören, die geringe Zahl der Besatzung, welche hiedurch dem aktiven Dienste entzogen wird, endlich die nützliche Verwendung zur Zeit des Friedens als Depot und als Kasernen.

Um die Ausführbarkeit dieses Planes zugleich praktisch zu zeigen, entschloß sich der Erzherzog, nach der Eigenthümlichkeit seines positiven Charakters, auf seine Kosten einen Thurm zu Rothneusiedel nach dem Systeme der Linzerthürme zu bauen, und wenngleich der Ankauf der Gründe und der Bau nebst andern Nebenausgaben sich auf die hohe Summe von 110.000 Gulden belief, so meinte der Erzherzog, dieses Opfer für das Beste seines lieben Oesterreich sei gut und wohlgefällig verwendet.

Am 28. und 30. Oktober 1861 wurde auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers, in dessen persönlicher Gegenwart und unter der Leitung eines Artillerie-Komités, mit allem Aufwande der Kriegswissenschaft und aller Zerstörungskraft der Geschütze neuerer Zeit dieser Thurm beschossen, und durch die Großmuth und Vaterlandsliebe Sr. königlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian ward hiedurch den Männern vom Fache eine werthvolle Gelegenheit gegeben, Versuche zu machen, welche nach dem Tode des achtzigjährigen Erzherzogs ein nützliches Resultat für das allgemeine Beste des Reiches herbeizuführen geeignet waren.

Es liegt nicht im Kreise unserer gegenwärtigen Aufgabe, diesen ganz gewiß interessanten Moment aus dem Leben des Erzherzogs näher zu beleuchten. Die Schilderung der Thurmbeschießung ist jedoch allgemein bekannt, und es ist hieraus ersichtlich, daß der Erzherzog auch die neuesten Fortschritte in der Kriegskunst zu würdigen wußte und sich bis an das Ende seines Lebens damit beschäftigte.

Während der Erzherzog seine letzte Thätigkeit in seiner militärischen Laufbahn entwickelte, hatte er aber nicht vergessen, daß sein Lebensberuf ein militärisch-geistlicher sei.

Es wurde in einem früheren Abschnitte erwähnt, daß der Erzherzog zu Schwarzbach in Mähren, nicht weit von der Stadt Littau, ein schönes Haus, nach der von ihm erdachten Methode mit Dippelziegeln und mit Beseitigung von Holzwerk, gebaut hatte. Er hatte seit Kurzem dieses Haus den ehrwürdigen Redemptoristen eingeräumt, welche von dort aus Priester aussendeten, um Missionen abzuhalten, Exercitien zu geben und überhaupt für das Heil der Seelen zu arbeiten.

Bei der letzten Rundreise durch Schlesien, wo er auch dieses Haus zu Schwarzbach besucht hatte, drängte sich ihm der Gedanke auf, anstoßend an dieses einer geistlichen Gemeinde übergebene Haus

eine Kirche zu bauen. Er ſah dies als eine Einſprechung Gottes an, und faßte nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe alſogleich den Entſchluß, die Kirche aufzuführen. Er approbirte den hierüber vorgelegten Plan, und wie durch einen Zauberſchlag ſtand nach Kurzem die Kirche mit zwei ſchönen Thürmen da; und an dieſer vormals einſamen Stelle, knapp an der Eiſenbahn wird nun das Lob Gottes geſungen, ſein heiliges Wort verkündet und täglich das große Erlöſungsopfer dargebracht.

hin und sein erhabener Nachfolger hat im Namen dieses hohen Ordens vor Kurzem diese Summe verzehnfacht.

Auch an der Errichtung der irländischen Legion für den Dienst des heiligen Vaters nahm der Erzherzog thätigen Antheil.

Der Gedanke, Irländer zur Vertheidigung des heiligen Vaters anzuwerben, ging von dem Marschall Nugent aus, der seiner Geburt nach dieser seit Jahrhunderten für den Glauben und die katholische Kirche begeisterten Nation angehörte. Marschall Nugent ließ diesen Plan durch Einen seiner Freunde, den Grafen Mac Donell, zu Rom in Anregung bringen, und um das Ansehen dieses jungen Malteser-Ritters beim heiligen Stuhle durch eine Empfehlung des Hoch- und Deutschmeisters zu unterstützen, wendete er sich an den Erzherzog.

Das Schreiben Hochdesselben aus Ebenzweyer vom 20. November 1859, wodurch er diesem Wunsche entsprach, ist so interessant, daß man einen Auszug desselben nicht vorenthalten darf.

„Mein sehr theurer Freund! Es gereicht mir zur Freude, Ihren Wunsch zu erfüllen und einem Manne einen kleinen Dienst zu erweisen, dessen achtungswerthe Gesinnung mir nicht bloß durch Ihre Empfehlung, sondern auch aus persönlichem Umgange mit ihm bekannt ist. Möge es Ihnen gelingen, die glückliche Idee in's Werk zu setzen, für den heiligen Vater eine irländische Legion zu bilden. Derselbe könnte keine tapferen und getreueren Soldaten finden; denn ihre Hingabe und Treue wäre auf das unerschütterliche Fundament der Religion gegründet, welcher die guten und redlichen Irländer von jeher sich so anhänglich bezeigt haben."

„Der Papst würde sodann für die Zukunft keine andere Truppe mehr nöthig haben, außer einige Schweizer und vielleicht eine Legion katholischer Albanesen, von denen ich hörte, daß ein paar Regimenter vormals dem Könige von Neapel gute Dienste geleistet haben."

„Am 17. August Morgens," so schreibt der Erzherzog an die Gräfin Chambord, „reiste ich nach Linz und fuhr unmittelbar vom Bahnhofe auf den Freienberg. Die Jesuiten waren von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt. Es war ein wunderschöner Tag, und ich fühlte, daß sich mein Herz erweiterte an jenem freundlichen und angenehmen Orte, wo ich so viele Zeit zugebracht habe. Tausend Erinnerungen schwebten mir vor der Seele, und der Gedanke gereichte mir zum Troste, daß der Thurm jetzt eine so nützliche Bestimmung habe."

„Die Väter empfingen mich an der Pforte der Kirche. Schon beim Eintritte in dieselbe war ich zur Andacht gestimmt, wie ich dies allzeit und wohl auch Andere erfahren haben. Nachdem ich die heilige Messe gehört, führten mich die Väter in den Thurm, und gaben mir im Refektorium ein Frühstück. Ich verweilte einige Zeit unter ihnen und fand dort zwei Väter von anderen Nationalitäten, den Einen aus Sizilien, der bei der Vertreibung der Jesuiten aus der Insel zugegen war und erst vor einigen Tagen hier angekommen ist; der Andere ist ein Franzose aus Metz, Namens Lorette, dessen Familie Deinen Ordensschwestern (zu Frohsdorf) vielleicht bekannt ist. Sie sagten mir, daß zu Baumgartenberg, was nach der Uebertragung des Noviziates nach St. Andre leer steht, vierzig Betten für die aus Italien vertriebenen Mitbrüder bereitet worden sind, sie waren aber noch nicht angekommen. Es freute mich, daß auch die jungen Studirenden, denen man die Freiheit gelassen hat, hinzugehen, wo sie wollten, es vorzogen, ihren Brüdern in's Exil zu folgen. Hingegen that es mir sehr leid, zu vernehmen, daß in Sirien zehn Jesuiten auf grausame Weise ermordet wurden."

„Wir gingen dann in das anstoßende Konviktgebäude, das für den Augenblick leer ist, weil die Jünglinge in die Ferien gegangen sind. Hier hatte ich eine lange Konferenz mit dem Rector und dem herbeigerufenen Baumeister, um gewisse Arbeiten zu bestimmen, wodurch der Raum so vergrößert werden sollte, um zweihundert Zöglinge

1860 nach Preßburg. Er erfreute ſich daſelbſt an dem ausgezeichneten Zuſtande ſeines Regimentes, das er in Augenſchein nahm, unterwies die Soldaten perſönlich in der Bedienung der Spingarde, und als er nach einiger Zeit Preßburg das zweitemal beſuchte, ſo that es ſeinem Herzen wohl zu ſehen, daß die Offiziere und die Gemeinen die Waffe mit Eifer und Liebe behandelten, daß ſich dieſelbe ſelbſt auf einem beſchwerlichen Probemarſche bewährte, und daß ſomit ein nützlicher Gebrauch davon im Kriege gemacht werden könne.

Dieſe Uebungen dienten auch dazu, um den Erzherzog auf Alles aufmerkſam zu machen, wodurch die Behandlung dieſer Waffe vervollkommt werden könnte, und er zweifelte nicht, daß über kurz oder lang die Gelegenheit zu ihrem wirklichen Gebrauche nicht fehlen werde. „Die Zukunft," ſo ſchreibt er an die Gräfin Chambord, „iſt ſo verſchleiert, daß ich jeden herausforderc, darüber zu prophezeien, und deßwegen wiederhole ich bei jedem Anlaſſe das Wort eines alten Churfürſten von Mainz, daß nichts Anderes zu thun übrig bleibt, als beten und darein ſchlagen. Was das Erſte betrifft, ſo thue ich es zwar mit möglichſtem Eifer, aber doch iſt mein Gebet ſchwach; das Zweite aber glaube ich dadurch in's Werk zu ſetzen, daß ich die Waffen bereite, mit welchen man, will's Gott, einſtmals darein ſchlagen wird, zum Beſten der Religion und des Staates, dem ich angehöre, und der ſozialen Ordnung im Allgemeinen. Es ſcheint mir, daß bei meinem Experimente ein beſonderer Segen Gottes ſei, weil Alles nach Wunſch geht."

Bei dieſem Aufenthalte zu Preßburg hatte der Erzherzog den Troſt, das ſchöne Kollegium zu ſehen, welches er ſeinerzeit für die Geſellſchaft Jeſu angekauft hatte.

Mit einem noch weit größern Eifer für das Wohl Oeſterreichs hatte der Erzherzog ſich ſchon ſeit langer Zeit mit dem Gedanken beſchäftigt, daß durch eine Thurmbefeſtigung, in der Art wie zu Linz,

„Am 17. August Morgens," so schreibt der Erzherzog an die Gräfin Chambord, „reiste ich nach Linz und fuhr unmittelbar vom Bahnhofe auf den Freienberg. Die Jesuiten waren von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt. Es war ein wunderschöner Tag, und ich fühlte, daß sich mein Herz erweiterte an jenem freundlichen und angenehmen Orte, wo ich so viele Zeit zugebracht habe. Tausend Erinnerungen schwebten mir vor der Seele, und der Gedanke gereichte mir zum Troste, daß der Thurm jetzt eine so nützliche Bestimmung habe."

„Die Väter empfingen mich an der Pforte der Kirche. Schon beim Eintritte in dieselbe war ich zur Andacht gestimmt, wie ich dies allzeit und wohl auch Andere erfahren haben. Nachdem ich die heilige Messe gehört, führten mich die Väter in den Thurm, und gaben mir im Refektorium ein Frühstück. Ich verweilte einige Zeit unter ihnen und fand dort zwei Väter von anderen Nationalitäten, den Einen aus Sizilien, der bei der Vertreibung der Jesuiten aus der Insel zugegen war und erst vor einigen Tagen hier angekommen ist; der Andere ist ein Franzose aus Metz, Namens Lorette, dessen Familie Deinen Ordensschwestern (zu Frohsdorf) vielleicht bekannt ist. Sie sagten mir, daß zu Baumgartenberg, was nach der Uebertragung des Noviziates nach St. Andre leer steht, vierzig Betten für die aus Italien vertriebenen Mitbrüder bereitet worden sind, sie waren aber noch nicht angekommen. Es freute mich, daß auch die jungen Studirenden, denen man die Freiheit gelassen hat, hinzugehen, wo sie wollten, es vorzogen, ihren Brüdern in's Exil zu folgen. Hingegen that es mir sehr leid, zu vernehmen, daß in Sirien zehn Jesuiten auf grausame Weise ermordet wurden."

„Wir gingen dann in das anstoßende Konviktgebäude, das für den Augenblick leer ist, weil die Jünglinge in die Ferien gegangen sind. Hier hatte ich eine lange Konferenz mit dem Rector und dem herbeigerufenen Baumeister, um gewisse Arbeiten zu bestimmen, wodurch der Raum so vergrößert werden sollte, um zweihundert Zöglinge

Ein liebevoller Besuch.

Zeigt sich unser Erzherzog groß und kaum von irgend Jemand seiner Zeitgenossen in ähnlicher großartiger Weise nachgeahmt, da er aus Liebe zum Vaterlande, das er als den Beschützer des Rechts, der katholischen Religion und der gesellschaftlichen Ordnung ansah, sein ganzes Leben hindurch auf die seiner militärischen Stellung entsprechenden Mittel nachdachte, das Wohl des Staates zu befördern, und keinen Anstand nahm, in dieser Absicht so außerordentliche Opfer aus seinem Privatvermögen zu bringen, wie zum Beispiel beim Linzerthurmbau mehr als 200.000 fl., in Venedig zu Staatszwecken 200.000 fl., zu Rothneusiedel 110.000 fl., so sind doch seine religiösen Tugenden erhabener in ihrem Prinzipe und anziehender in ihrer Erscheinung.

Wir haben dieselben schon in einem früheren Abschnitte zu schildern versucht. Zur Bestätigung aber über das Angenehme in ihrer äußeren Erscheinung möge es uns erlaubt sein, einen kurzen Auszug aus einem Briefe zu geben, den er bereits am Abende seines Lebens geschrieben hat. Derselbe schildert einen Besuch auf dem Freienberge und trägt das Gepräge seiner Liebe und Freundlichkeit; und die Einfachheit seines Inhaltes wird es begreiflich machen, daß die gottgeweihten Thurmbewohner in der hohen Person des Erzherzog nicht bloß ihren Stifter, sondern einen liebenden Vater erblickten.

„Am 17. August Morgens," so schreibt der Erzherzog an die Gräfin Chambord, „reiste ich nach Linz und fuhr unmittelbar vom Bahnhofe auf den Freienberg. Die Jesuiten waren von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt. Es war ein wunderschöner Tag, und ich fühlte, daß sich mein Herz erweiterte an jenem freundlichen und angenehmen Orte, wo ich so viele Zeit zugebracht habe. Tausend Erinnerungen schwebten mir vor der Seele, und der Gedanke gereichte mir zum Troste, daß der Thurm jetzt eine so nützliche Bestimmung habe."

„Die Väter empfingen mich an der Pforte der Kirche. Schon beim Eintritte in dieselbe war ich zur Andacht gestimmt, wie ich dies allzeit und wohl auch Andere erfahren haben. Nachdem ich die heilige Messe gehört, führten mich die Väter in den Thurm, und gaben mir im Refektorium ein Frühstück. Ich verweilte einige Zeit unter ihnen und fand dort zwei Väter von anderen Nationalitäten, den Einen aus Sizilien, der bei der Vertreibung der Jesuiten aus der Insel zugegen war und erst vor einigen Tagen hier angekommen ist; der Andere ist ein Franzose aus Metz, Namens Lorette, dessen Familie Deinen Ordensschwestern (zu Frohsdorf) vielleicht bekannt ist. Sie sagten mir, daß zu Baumgartenberg, was nach der Uebertragung des Noviziates nach St. Andre leer steht, vierzig Betten für die aus Italien vertriebenen Mitbrüder bereitet worden sind, sie waren aber noch nicht angekommen. Es freute mich, daß auch die jungen Studirenden, denen man die Freiheit gelassen hat, hinzugehen, wo sie wollten, es vorzogen, ihren Brüdern in's Exil zu folgen. Hingegen that es mir sehr leid, zu vernehmen, daß in Sirien zehn Jesuiten auf grausame Weise ermordet wurden."

„Wir gingen dann in das anstoßende Konviktgebäude, das für den Augenblick leer ist, weil die Jünglinge in die Ferien gegangen sind. Hier hatte ich eine lange Konferenz mit dem Rector und dem herbeigerufenen Baumeister, um gewisse Arbeiten zu bestimmen, wodurch der Raum so vergrößert werden sollte, um zweihundert Zöglinge

unterzubringen. Wir gingen dann in den Garten, wo ich eine überaus angenehme Ausſicht genoß, und ſeit den vier Jahren, wo ich das letzte Mal hier war, Alles ſehr herangewachſen fand. Auch die Anſicht des gebauten Seminars iſt ſehr maleriſch und darf durch den Zubau nicht verunſtaltet werden. Ich erkundigte mich über Alles und danke Gott, daß er dieſes Inſtitut auf ſo beſondere Weiſe ſegnet. Es fehlt weder das Nothwendige noch das Angenehme; Alle ſind geſund, ſowohl die Väter als die Zöglinge, von denen Viele es vorgezogen hätten, auch in den Ferien hier zu bleiben."

„Ich ſpeiste dann mit der Ordensgemeinde in Refektorium, und als es 3 Uhr wurde — die unwiderrufliche Stunde zur Eiſenbahn — ſo nahm ich, wenngleich ungern, Abſchied von ſo guter Geſellſchaft und von einem ſo ſchönen Orte, der für mich ſo viele Erinnerungen hat. Vom Berge herab warf ich einen Blick rundum auf die Thürme, welche fortan beſtehen, und ich glaube, ſie werden durch viele Jahre noch fortbeſtehen, denn es wäre ein ſehr ſchweres Unternehmen, ſie zu zerſtören."

Das Andenken an dieſen Beſuch des Erzherzogs, der nicht lange darauf auch von der Welt Abſchied nahm, bleibt für die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu, die ihrem Stifter ſo viel zu danken haben, eine lebendige Erinnerung an ſein liebevolles, demüthiges und von Glauben und Eifer durchglühtes Herz.

Erster Tag im achtzigsten Jahre.

Ein Brief von 14. Juli 1861, dem Geburtstage des Erzherzogs.

„Ich ſchreibe Dir bei dem Antritte meines achtzigſten Jahres, nachdem ich in der Gefahr ſtand, dieſe hohe Ziffer nicht zu erreichen; denn geſtern auf der Reiſe von Lambach nach Gmunden wurde ich durch einen gewaltigen Stoß, aus dem Schlafe geweckt. Wir ſtiegen ſogleich aus den Waggons und ſieh da! das Locomotiv war vollkommen umgeſtürzt und ebenſo hinter demſelben zwei Waggons. Der erſte Gedanke war natürlich, ob den Perſonen kein Unglück zugeſtoßen ſei, und Gott ſei Dank, es wurde Niemand beſchädiget. Beinahe auf wunderbare Weiſe ſtiegen der Maſchiniſt und der Heizer friſch und geſund unter der Maſchine hervor; ſie ſind in einen Graben gefallen und waren gar nicht verletzt, in den andern Waggons befand ſich Niemand, aber auf dem Zuge ſelbſt war eine große Zahl von Herren und Damen. Wir mußten auf dem Platze zwei Stunden warten, bis ein anderes Locomotiv von Gmunden geſendet wurde.“

„Als ich dann Abends zu Ebenzweyer ankam, ward ich durch eine Art von Feſtlichkeit überraſcht, welche die dortige Gemeinde und die Liedertafel von Gmunden zur Feier meines achtzigſten Geburtstages vorbereitet hatten. Der Garten war voll von Herren und

Damen, größtentheils Fremde, die zu Gmunden wohnen, und von zahlreichem Volke, gewiß bei tauſend Perſonen. Es war Muſik da, Geſänge, Feuerwerk, beleuchtete Barken, und eine Geſellſchaft von mehr als vierhundert Bauern, wovon jeder eine Fackel trug aus brennenden Fichtenreiſern. Sie führten auf der großen Wieſe verſchiedene Figuren aus, und dann war ein unregelmäßiges Untereinanderlaufen mit Schreien und Rufen, was einen ſchönen Effekt machte. Zuletzt machten ſie aus dem Reſte ihrer Fackeln drei große Feuer, deren mehrere andere auch auf dem Traunſtein brannten."

„So beſchloß ich feſtlich mein neunundſiebzigſtes Jahr, unter Beweiſen von Herzlichkeit, die deſto werthvoller ſind, als man ſie heut zu Tage ſeltener findet."

„Ich ſende dieſen Brief nach Frohsdorf an Geggina, damit ſie zuverläſſige Nachricht habe, wenn ſie etwa durch die geſchwätzigen Zeitungen den Zufall auf der Eiſenbahn erfährt, wie einſt der Sturz aus dem Wagen in Schleſien mit falſchen Umſtänden iſt bekannt gemacht worden."

„Ich gehe jetzt in die Kirche, um den Geburtstag meiner lieben Zeitgenoſſin*) zu feiern, im Gedanken, mit dem Herzen, durchs Gebet."

---

*) Der 14. Juli iſt auch der Geburtstag der Gräfin Chambord.

Die letzte Festlichkeit zu Troppau.

Wiewohl der Erzherzog treu in seinem Vornehmen auch noch im Jahre 1862, also im vorletzten Jahre seines Lebens, die Güter des Meisterthums in Schlesien besuchte, und die dortigen Bauten und Herstellungen in Augenschein nahm, worunter namentlich der Umbau des Kommendenhauses zu Troppau, sein Gestütt zu Smolkau und die neue Kirche zu Schwarzbach gehörte, so war sein damaliger Aufenthalt nur ein kurzer, es befiel ihn sogar dort ein Unwohlsein, welches der Vorbote seines Todes war, weßhalb seine Getreuen, namentlich die Ordensschwestern, wie dies in einem früheren Abschnitte angedeutet wurde, gleichsam von ihm Abschied nahmen.

„Ich kam gestern hier an," so schreibt er, „und wurde vom Klerus und den Beamten meines Ordens empfangen. Nachdem ich mit ihnen zu Mittag gespeist, ging ich sogleich meine Schwestern heimzusuchen, welche mir mit gewohnter Herzlichkeit entgegen kamen. Des folgenden Tages, das ist heute Morgens, nahm ich den neuen Flügel, welchen ich zur Kommende, wo ich wohne, zugebaut hatte, in Augenschein und war damit ganz zufrieden."

„Gegen acht Uhr ging ich feierlich in Uniform und Ordensmantel,
[illegible] des Kreuzes, vom Klerus begleitet in die Kapelle der
[illegible] der Profeßablegung von vier Novizinen bei-
[illegible] für diesen Tag, als das Fest der heiligen
Patronin, festgesetzt hatte. Die Funktion

fing mit einer Anrede des würdigen Superiors der Schwestern an, welche rührend und den Umständen angemessen war."

„Nachdem die Schwestern die an sie gestellten Fragen beantwortet hatten, legte eine nach der andern ihre Gelübde ab, indem sie in der linken Hand eine brennende Kerze hielt, die rechte aber auf ein Kruzifix legte, welches der Diakon ihr vorhielt, während der Celebrant die Formel der Profession laut sprach, und die Schwestern dieselbe Wort für Wort wiederholten."

„Beim Offertorium erhielten die Schwestern vom Celebranten den geweihten Schleier unter den vorgeschriebenen Gebeten und den Rosenkranz mit dem Kreuze, und hierauf empfingen Alle, die Schwestern, die Novizinnen und die Kandidatinnen die heilige Kommunion; es waren ihrer neunundvierzig. Auch die zahlreichen Verwandten der vier neuen Professinnen empfingen die Kommunion. Während der Feierlichkeit wurde von den Schwestern mit Begleitung der Orgel gesungen und Alles mit dem Tedeum beschlossen."

„Ich danke Gott, daß es mir möglich war, bei dieser Funktion gegenwärtig zu sein. Sie hat mich sehr erbaut und bewegt, und meine feierliche Gegenwart als Oberhaupt des Ordens hat die Schwestern erfreut."

„Nach dem Schlusse derselben ließ ich die neuen Profeßschwestern zu mir kommen, und sagte ihnen einige Worte. Ich besprach mich dann mit der Oberin, der Vikarin, der Novizenmeisterin, speiste aus der Küche des Klosters mit dem zahlreichen Klerus, der assistirte, und nach dem Segen verabschiedete ich mich von den Schwestern, nachdem ich noch das Spital besucht und sehr rein und gut geordne gefunden hatte. Gott sei Dank, daß der Herr dieses Haus so reichli segnet und den guten Schwestern die Gnade gibt, ihrem Berufe gut zu entsprechen."

Liebeszeichen.

Ein heiligmäßiger Mann, der dieſes irdiſche Leben als eine Probezeit anſah, und mit allem Ernſte darnach ſtrebte, in der Ewigkeit einen Platz recht nahe bei dem Herzen Jeſu zu finden, war von der Wahrheit durchdrungen, daß die Liebe, die in dem Glauben wurzelt, die höchſte aller Tugenden ſei. Nach dem Maße der Liebe wird auch das Maß unſerer Seligkeit beſtimmt werden. Keine Liebe, keine Seligkeit; wenig Liebe, wenig Seligkeit; große Liebe, große Seligkeit. Aus dieſem Grunde wiederholte er unzähligemale den Wunſch und die Bitte, nur wenigſtens in der letzten Stunde eine vollkommene Liebe zu beſitzen.

Auch unſer guter Erzherzog ſtrebte nach dieſer himmliſchen Tugend. Dieſes Streben bewieſen ſeine Wohlthätigkeit, ſein Mitgefühl, ſein Eifer für alle Werke der chriſtlichen Nächſtenliebe. So wie aber ein alter Wein ausgegohren hat und mild geworden iſt, ſo ſehen wir auch die äußere Erſcheinung dieſer Tugend an dieſem Diener Gottes in deſto ſchönerem Lichte, je mehr er ſich dem Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn nahte. Es ſei uns ſonach erlaubt, einige Züge aus der letzten Lebenszeit des Erzherzogs anzuführen, die ihrer Form und ihrem Gehalte nach chriſtliche Liebeszeichen ſind.

Im September 1860 hatte der Erzherzog der Gräfin Chambord verſprochen, ſie von Wien aus an einem beſtimmten Tage zu beſuchen,

und er freute sich darauf, weil ihm schon seit längerer Zeit die Umstände nicht erlaubt hatten, diese seinem Herzen so theuere Nichte zu sehen.

Statt persönlich zu erscheinen, schrieb der Erzherzog folgenden Brief:

„Carissima Nipote! Der Mensch denkt, und Gott lenkt. In diesem Augenblicke fühle ich die Wahrheit dieser Worte in ihrem ganzen Sinne. Ich war entschlossen, heute nach Frohsdorf zu fahren, als mir in der vergangenen Nacht, da ich erwachte, die Nachricht auf's Herz fiel, die ich gestern erhielt, daß man sich nämlich überzeugt habe, die Querbäume des Oberbodens in dem Schwesternhause zu Troppau und in ihrer Schule seien so morsch geworden, daß es unerläßlich nothwendig sei, die Schwestern, deren eine große Zahl dort ist, aus diesem Lokale zu entfernen und anderswo unterzubringen. Dies kann aber nicht so leicht geschehen, und die erforderlichen Maßregeln könnte nur ich treffen und zwar nur, wenn ich mich an Ort und Stelle befände. Zudem kann ich mir vorstellen, in welcher Angst die armen Schwestern leben, wenn der Boden oder ihren Köpfen morsch ist. Alle diese Erwägungen erregten in mir einen Kampf zwischen der Stimme des Herzens, das mich nach Frohsdorf zieht, und jener der Pflicht, die mich nach Troppau ruft. Ich entschloß mich sonach, heute Abends nach Troppau zu reisen, wo ich morgen früh ankommen werde. Verzeihe mir, meine Liebe! daß ich wortbrüchig werde, wo ich Dir meine Ankunft bereits angezeigt habe; aber ich denke, Du billigst meinen Entschluß."

Ein anderes Liebeszeichen war es, daß er schon in Wien einen jungen schwer kranken Italiener in's Haus nahm, ihn mit sich nach Ebenzweyer führte, ihn auf das Zärtlichste und Väterlichste pflegen und besorgen ließ, bis er unter dem Beistande seines Hausgeistlichen seine Seele aushauchte.

Der Herzenserguß des guten Erzherzogs, als er die Nachricht von dem Hinscheiden des Marschalls Nugent erhielt, ist ebenfalls ein edles Zeichen seiner großen Liebe. Der Brief, den er hierüber an seine Nichte Therese schreibt, ist zu schön, als daß man ihn mit Stillschweigen bei Seite legen könnte.

Er lautet wie folgt: „Du weißt, daß Gott den guten und würdigen Marschall Nugent abgerufen hat, um die großen Verdienste zu belohnen, die er in seinem langen Leben für die Ewigkeit gesammelt hat."

„Ich schreibe Dir diese Zeilen mit einem von Schmerz gebrochenen Herzen. Du verstehst mich besser als irgend jemand Anderer, und ich verstehe gleichfalls Dich, und die Mittheilung des Schmerzes verwandelt sich in Trost. Ich fühle diesen Verlust in seiner ganzen Tiefe. Er war mein einziger wahrer Freund. Er gab mir überzeugende Beweise seiner Freundschaft in sehr betrübten und bedenklichen Zeiten. Ich habe ihn in so vielen Gelegenheiten und in Mitte von Ereignissen kennen gelernt, wo der ganze Mensch sich gezeigt hat, und meine Achtung gegen ihn wurde immer größer, weil er so ausgezeichnete Eigenschaften in sich vereinte, unter denen vorzüglich sein Herz glänzte, das geglühet hat für das öffentliche Wohl und für Alles das, was gerecht, redlich und achtungswerth ist. Stets war er zu jedem Opfer bereit, stets gleichmüthig, wenn er auch weniger geachtet oder undankbar behandelt ward. Stets war er nachsichtig gegen Alle und wußte allezeit die gute Seite herauszufinden. Seine Seele war edel, erhaben, für alles Große empfänglich, dabei religiös, eifrig für das Beste der Kirche. Die Armee verliert an ihm einen General, den sie in ernsten Kriegsgefahren schätzen gelernt hat durch seine Ruhe, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, durch die Klarheit seiner Ideen und durch seine Erfahrung; kurz meine Theuere, ich finde kein Ende bei diesem Gegenstande; und was die Eigenschaften seines liebevollen Herzens betrifft, so appellire ich an

Dich ſelbſt, da Du ihn gekannt haſt. Die Glocke ruft mich zur heiligen Meſſe. Werfen wir einen Blick hinüber in's beſſere Leben."

Ein Liebeszeichen ganz anderer Art erblicken wir an der edlen Geſinnung des Erzherzogs, mit welcher er Böſes mit Gutem vergolten hat.

Die Ehefrau eines ſeiner Diener hatte ſich in früheren Jahren ſchwer gegen den Erzherzog durch einen Diebſtahl verſündigt. Die Gelegenheit benützend, die ihr den Zutritt in's Zimmer des erzherzoglichen Kaſſiers eröffnete, entwendete ſie eine ſehr bedeutende Summe von Staatspapieren.

Der Obrigkeit gelang es, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen. Es wurde der größte Theil der entwendeten Summe gerettet; die Verbrecherin wurde geſtraft.

Die chriſtliche Rache, welche der Erzherzog nahm, wenn es erlaubt iſt, ſo zu reden, beſtand darin, daß er die Sorge für die Erziehung ihrer zwei Kinder auf ſich nahm; der Knabe wurde in einem Seminare, das Mädchen in einem Kloſter des Ordens von Maria Heimſuchung untergebracht.

Jahre lang, bis zur Vollendung der Erziehung, bezahlte der Erzherzog für beide die Penſion.

Als das Mädchen herangewachſen war, erhielt der Erzherzog, der mittlerweile ſchon in ſein letztes Lebensjahr getreten war, ein Bittgeſuch dieſer Jungfrau, worin ſie ihm ihren Entſchluß mittheilte, den geiſtlichen Stand zu ergreifen, und weil ihrem Eintritte in ein gewiſſes Kloſter nichts Anderes entgegen ſtünde, als der Mangel der geforderten Ausſteuer, ſo wandte ſie ſich an ſein mitleidsvolles Herz, das Glück ihres Lebens durch ſeine Großmuth zu begründen.

Das arme Kind hat keine Fehlbitte gethan. Die Liebe des Erzherzogs konnte nie widerſtehen, wenn es ſich darum handelte, Jemanden glücklich zu machen, um ſo weniger in einem Falle, wo ein Werk der Liebe zugleich ein Ausdruck der gänzlichen Vergeſſenheit

an ein erfahrenes Unrecht war. Er gab ihr eine große Summe als Aussteuer zum Eintritte in den Ordensstand.

Wir wollen zum Schlusse noch ein anderes Liebeszeichen erwähnen, welches überdies das Eigenthümliche hat, daß es die letzte Liebesthat seiner Werke der Barmherzigkeit war.

Wir wollen die Sache fast ganz mit seinen eigenen Worten erzählen.

Gott ließ es zu, daß durch eine Zahl verschworener Revolutionäre, unter der Anführung des von Haß gegen die Kirche und ihre Diener durchglühten Garibaldi, im Bunde mit dem Könige von Piemont und unter dem Schutze englischer Schiffe, nicht bloß Sicilien sondern auch Neapel ihrem rechtmäßigen Beherrscher entrissen wurde. Die erste Großthat dieses Koriphäen der Revolution war, daß er die Jesuiten in Sicilien und in Neapel, weil ihre Gesinnung natürlich nicht im Einklange mit seinen Grundsätzen war, aller ihrer Güter und ihrer Habe beraubte, sie des Landes verwies und daß man Einzelnen sogar das Reisegeld wegnahm, das ihnen zu diesem Zwecke war ausgetheilt worden. Alte und Junge, Professen und Novizen wollten es lieber erdulden, dem Nothstande preis gegeben zu sein, das Vaterland zu verlassen und wie verirrte Schäflein ohne Heimat herum zu ziehen, als ihrem Berufe untreu zu werden, und Grundsätzen zu huldigen, die mit den Wahrheiten unserer Religion und deßhalb mit der Hoffnung auf's Himmelreich nicht vereinbarlich sind.

„Ich lese in allen Zeitungen," so schreibt der Erzherzog am 10. Dezember 1862 an die zu Venedig verweilende Gräfin Chambord, „daß jetzt viele Priester und namentlich Jesuiten, die in ganz Italien verfolgt werden, im Venezianischen eine Zuflucht suchen und daß deßhalb die Collegien der Jesuiten nicht im Stande sind, Alle aufzunehmen und zu erhalten."

„Da ich nun ein leeres, mit allem Nöthigen verſehenes Haus zu Venedig habe, ſo iſt es mir geradezu unmöglich, dasſelbe in ſo fürchterlichen Umſtänden dieſen beiſpielvollen Dienern Gottes nicht anzubieten. Ich bitte Dich ſonach und trage Dir auf, den Jeſuiten zu Venedig alſogleich zu wiſſen zu thun, daß ich ihnen den unmittelbaren Gebrauch meines Hauſes anbiete, wo zwölf aus ihnen zeitweilig Wohnung und Unterhalt finden können. Wenn ſie es annehmen, ſo beſpreche Dich ſogleich mit meinem Kaſſier, damit er mir einen Ueberſchlag mache, wie dies in's Werk zu ſetzen ſei. Ich meine, daß mehrere leere, große Zimmer hinreichen werden, zwölf Betten aufzuſtellen. Meine Wohnung ſoll als Gemeindezimmer dienen und der kleine Saal als Refektorium. Mein Kaſſier ſoll dem Pater, der das Amt als Miniſter haben wird, täglich auszahlen, was zum Unterhalte nöthig ſein wird. Alles Andere ſoll auf meine Rechnung kommen. Die Nähe der Kirche zu St. Vitale wird den Vätern bequem ſein, und ſie werden dort Gelegenheit haben, viel Gutes für das Heil der Seelen und der Bevölkerung von Venedig zu wirken. Alles liegt aber daran, daß dies geſchwind geſchehe, denn die Noth iſt dringend. Das nöthige Geld werde ich ſogleich ſchicken. Bitte Gott, daß er die Ausführung dieſer Idee ſegne, wenn ſie ſeinem heiligen Willen gemäß iſt."

In ſpätern Briefen ſchreibt er an eben dieſelbe: „Ich kann Dir nicht genug danken für die Art und Weiſe, wie Du das Geſchäft der Gaſtfreundſchaft für die aus Italien vertriebenen Jeſuiten geordnet haſt, und daß Du mir darüber jeden Tag Nachricht gibſt, weil Du weißt, wie ſehr es mir am Herzen liegt. Aus Deinem geſtrigen Schreiben und der Antwort des Provinzials erſehe ich, daß die Sache dem Willen Gottes gemäß ſei, was ich auch aus dem Eifer erkenne, den Gott Dir eingeflößt hat, hiebei mitzuwirken. Es war ein mir ſehr angenehmes Zuſammentreffen, daß Pater Stöger, welcher zu Linz vierhundert Perſonen die-

Exercitien gegeben hat und auf vierundzwanzig Stunden hieher kam, gerade neben mir saß, als Dein letztes Schreiben eintraf. Ich eröffnete es in seiner Gegenwart, las ihm den Inhalt vor und er war darüber sehr erfreut, wodurch auch meine Freude verdoppelt wurde."

„Die Vertheilung der Zimmer ist ganz so geschehen, wie ich mir gedacht habe, und es ist ein glücklicher Gedanke, aus meinem Kabinete eine Kapelle zu machen. Ich betrachte dieß als eine Art von Sühnung für das natürliche und sinnliche Wohlgefallen bei der Herrichtung dieses schönen Kabinets und das ich fühlte, als ich dort gewohnt habe. Die Nachricht, daß man das allerheiligste Sakrament dort hingebracht habe, und daß Du von Deinem Fenster aus dasselbe mit Schußgebetlein begrüßt und auch an mich gedacht hast, hat mich gerührt. Kurz, dieses kleine Haus ist mir jetzt doppelt lieb geworden, ja wahrhaft theuer und werth, weil hiedurch einem dringenden Bedürfnisse jener so sehr verfolgten Väter abgeholfen ist, und weil dieselben dort viel Gutes thun können. Ueberdieß tröstet es mich, daß auch Du darüber Freude hast, und zwar eine Freude der edelsten Art, welche kein Gut der Welt uns sonst zu geben vermag."

Was endlich dieser Opferwilligkeit des Erzherzogs und seiner huldvollen Zuneigung für die mindeste, ihm ewig dankbare Gesellschaft Jesu gleichsam die Krone aufsetzt, ist der Umstand, daß so zu sagen das letzte Wort in seinem letzten Briefe, den er während seiner letzten Krankheit schrieb, eine Anempfehlung war, seine theure Nichte wolle sich angelegen sein lassen, daß in dem Hause zu Venedig die strenge jesuitische Klausur hergestellt werde.

Todesbereitschaft.

Wie es für einen Soldaten sich ziemt, sich zur Schlacht zu bereiten, um den Sieg zu erringen, so muß der Christ sich zum Tode bereiten; denn vom Siege, den er in der Todesschlacht erringen soll, hängt eine Ewigkeit ab.

Der Erzherzog war von Jugend an durchdrungen von dem Geiste des lebendigen Christenthums, daher läßt sich von ihm, der zugleich Ordensmann und sogar das Oberhaupt eines kirchlichen Ordens war, wohl behaupten, daß sein ganzes Leben, seine Thätigkeit für's allgemeine Beste, sein Eifer für seinen Ritterorden, seine Wachsamkeit gegen die Sünde und alle Gefahren dazu, sein Streben nach christlichen Tugenden, sein entschiedener Eifer für die katholische Kirche, seine übergroßen Werke der Erbarmung und Wohlthätigkeit und endlich die Uebungen des geistlichen Lebens durch Gebet und Selbstverleugnung und namentlich durch den oftmaligen Gebrauch der Sakramente nichts Anders waren, als eine immerwährende Vorbereitung zur letzten Stunde, zum Tode und zu der darauf folgenden Ewigkeit.

Indeß, nach der letzten Rundreise auf den Gütern des Großmeisterthums, wo er, wie wir oben bemerkten, erkrankte, ohne sich je mehr ganz zu erholen, klopfte der Herr lauter als je an sein Herz.

Schon ein Jahr früher hatte der Erzherzog den Rath befolgt, den ich, der ich Dies schreibe, ihm gegeben, einen Priester als Beichtvater zu sich zu nehmen und stets in der Nähe zu haben, und er wählte hiezu einen ihm seit vielen Jahren bekannten Redemptoristen, den P. Mangold, der eben aus Gesundheitsrücksichten von Bussolengo in Italien nach Puchheim zurückkam.

Es war ihm Ernst, alle seine Geschäfte im Angesichte des nicht fernen Todes in Ordnung zu bringen. Die vielen Codicille, die er seinem Testamente beifügte und wieder veränderte, sind ein klarer Beweis, daß er fortwährend an sein Ende dachte. Seine Geschäfte zu ordnen, Gutes zu thun und sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen, dies waren seine Hauptgedanken in der letzten Periode seines Lebens. Sein reger Geist benützte zwar immer noch die Zeit zu militärischen Studien und Verbesserungen seiner Kriegsmodelle, und er pflegte zu sagen: „Ich habe achtzig Jahre gelebt, und doch ist mir die Zeit zu kurz;" er unterließ aber dabei nicht, für die Todesbereitschaft zu sorgen.

Alle Briefe und Papiere wurden gesondert, welche die Familie, den Deutschen Orden, das Militär und die verschiedenen Zweige seiner Studien betrafen. Die Durchsicht und Ordnung seiner vielen kleinen Aufsätze philosophischen, ja selbst theologischen Inhalts, als Frucht seiner langjährigen Studien und Erfahrungen, übertrug er einem talentvollen Priester aus der Redemptoristen-Kongregation, den er aus Puchheim nach Ebenzweyer gerufen hatte, und händigte ihm die betreffenden Hefte mit der Bemerkung ein, Alles ja genau zu prüfen und ohne Bedenken jeden Satz, der nur irgendwie zweifelhaft und angefochten sein könnte, zu bezeichnen. „Ich habe stets nur die Wahrheit gesucht. Nun geht es mit mir zu Ende, und ich möchte nicht, daß nach meinem Tode in meinem schriftlichen Nachlasse Unordnung oder Falsches gefunden würde. Gott sei Dank, ich bin ein katholischer Christ; ich bin nur dann sicher,

wenn ich denke, rede, schreibe, was die Kirche mich gelehrt hat; alles Andere ist unsicher und dem Irrthum unterworfen."

Als er nach der Rückkehr aus Schlesien einige Zeit in Wien verweilte, nahm er gleichsam Abschied von dem Hofe des Herzogs von Modena, der sich dort aufhielt. — In der Folge ging er nach Frohsdorf zu seiner sehr geliebten Nichte, der Gräfin Chambord, welche er schon zur Vollstreckerin seiner guten Werke und seines letzten Willens bestimmt hatte, um auch von ihr Abschied zu nehmen. Er kam wieder durch Wien, aber ohne in sein Haus treten zu wollen, wo im Voraus schon Alles in die größte Ordnung gebracht worden war. Seinem lieben Neffen, dem Herzoge von Modena, gab er aus Frohsdorf ein Rendez-vous im Bahnhof, wo derselbe und seine Frau sich hin begaben und ihm ein Mittagmahl bereitet hatten.

Später lud er ihn für den Winter zu einem beabsichtigten kurzen Gespräche nach Wels ein, und ohne ihm deutlich zu sagen, daß er sich verabschiede, drückte er sich doch ganz klar dahin aus, er wolle nicht, daß Jemand sich bemühe, ihn zu besuchen, auch wenn er krank würde, wenn er nicht selbst ihn riefe. „Ich wünsche," so sagte er zu jemand Vertrauten, „mit dem nöthigen Beistand versehen zu sterben, aber im Frieden, ohne so viele Leute um mich."

Auch der Gräfin Chambord sagte er: „Was mich oft beunruhigt, ist die Angst, in meiner letzten Stunde von Leuten umrungen zu sein; denn in diesem wichtigen Augenblicke möchte ich nur mit meiner Seele beschäftiget sein; ich will ruhig und ergeben sterben; Euch alle weinend zu sehen, würde mich zu sehr angreifen, nein, ich könnte es nicht aushalten."

Den Rest des Winters 1862—1863 brachte er auf seinem Lieblingssitze Ebenzweyer mit wenigen Personen seines Hauses und seines Vertrauens zu.

Am 23. März 1863 zeigten sich ernste Spuren der Wassersucht, welche ihn befallen, indem sich zuerst eine Ohnmacht einstellte, später Beunruhigungen und nächtliche Beängstigungen. Der Erzherzog berief sogleich zwei Schwestern vom heiligen Karl Borromeus, welche ihr Haus in dem nahen Städtchen Gmunden hatten, und die er schon aus früherer Zeit sehr hoch achtete. Diese guten Schwestern waren ihm tröstende Engel in den Schmerzen, welche er litt, und sie gereichten ihm zur größten Erleichterung in den Nöthen dieser letzten Momente, wie dies sein Beichtvater P. Mangold berichtet. — Auch die in der Nähe des Erzherzogs befindlichen Personen vergalten mit edler Treue, Eifer und Zuneigung das Wohlwollen und die Liebe, mit welcher sie behandelt wurden. Vor Allem ziemt es sich, seinem Adjutanten Major Baron Theodor Riesenfels und dem Arzt Dr. Sulzl Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die unverdrossen Tag und Nacht ihm Beistand leisteten und ihm die möglichste Erleichterung in einem Uebel verschafften, welches durch seine Beschaffenheit und das Alter des Kranken unbesiegbar schien.

Kaum wurde der Herzog und die Herzogin von Modena von der Gefährlichkeit der Krankheit unterrichtet, so verlangten sie von Wien nach Ebenzweyer zu eilen; der Graf und die Gräfin von Chambord, welche in Venedig waren, thaten fast gleichzeitig dasselbe. Da aber die Herzogin etwas unpäßlich war, und der Erzherzog dies wußte, so gestattete er nicht, daß diese sich auf die Reise mache. Er willigte bloß darein, daß die Andern zu einem kurzen Besuch kommen könnten, welcher Wunsch auch sogleich befriedigt wurde.

Am 7. Mai hatten die drei Neffen den Trost, ihn sehen zu können, zugleich aber auch den Schmerz, im Gesichte und an der ganzen Gestalt ihres theuren Onkels die Spuren eines unüberwindlichen Uebels entdecken zu müssen. Er empfing sie sitzend, da

er faſt nicht mehr im Bette liegen konnte, und nachdem er ihne ſeine Dankbarkeit bezeigt hatte, ſagte er endlich ſchnell: „Diesmal i es aus, ich fühl' es; die Nächte ſind am qualvollſten, ich befinde mi jede Nacht nur zwei Finger breit vom Tode; ich bin ganz ruhi habe Alles in Ordnung gebracht; ich bin bereit." Er hob dan Augen und Hände gegen Himmel und mit einem Ausdruck, de Allen, die gegenwärtig waren, unvergeßlich iſt, fügte er bei: „E geſchehe, was Gott will! Jetzt habe ich ſchon einen großen The der Leiden durchgemacht, Gott hat mir die Gnade gegeben, mich z dem großen Schritte vorzubereiten; wer weiß, ob ich es ein andere Mal thun könnte, wie jetzt; ich bin alt; in einem Jahre würd mich vielleicht das Uebel wieder ergreifen; ich wünſche nicht no einmal von vorne anzufangen." Dann ſtellte er ſeiner Nichte di Schweſtern vor mit liebevollen Worten wahrer Dankbarkeit fü den Beiſtand, den ſie ihm leiſteten.

Der Heimgang in's Vaterland.

Gleich nach der Abreiſe ſeiner lieben Anverwandten begehrte der hohe Kranke am 13. Mai die heilige Wegzehrung. Nachts um zehn Uhr wurde das allerheiligſte Sakrament aus der Pfarrkirche zu Altmünſter gebracht, und mit der glühendſten Andacht empfing der fromme Erzherzog den Leib des Herrn als ein Unterpfand des ewigen Lebens.

Er beichtete ſodann beinahe jeden Abend, und empfing oft in ſeiner Krankheit bei der heiligen Meſſe, welche im nächſtgelegenen Zimmer täglich geleſen wurde, die heilige Kommunion.

Die zwei Prieſter, die an ſeinem Krankenbette verweilten, und die Kloſterfrauen, die ihn pflegten, hatten in den geiſtlichen Unterredungen mit dem Erzherzoge Gelegenheit, die unwiderſprechlichſten Beweiſe ſeiner tiefen Frömmigkeit und ſeines lebendigen Glaubens zu bewundern, und nur mit inniger Rührung konnte man die kindlich frommen Aeußerungen ſeiner gänzlichen Ergebenheit in Gottes heiligen Willen, ſeine Dankbarkeit für alle empfangenen Gnaden und namentlich dafür, daß er ſich auf ſein Ende ſo gut vorbereiten könne, vernehmen.

Seinem Krankenbette gegenüber ließ der Erzherzog mehrere Heiligenbilder anbringen, an welche ſich ſo manche zarte Erinnerung

an seine lieben Eltern knüpften, und betend hingen seine frommen Blicke in schlaflosen Nächten und zahllose Male unter Tags an diesen Gegenständen glühender Andacht.

Wenn die Peinlichkeiten des Krankheitszustandes, die Athmungsbeschwerden dem hohen Kranken eine Klage auspreßten, genügten einige Worte frommer Erinnerung an den gekreuzigten Erlöser, um den guten Erzherzog zu dem rührendsten Akte der Geduld und Ergebung zu stimmen.

In einer besonders leidensvollen Nacht begehrte er die letzte Oelung. Er vernahm hiebei die tröstlichen Gebete der heiligen Kirche mit der andächtigsten Aufmerksamkeit, und betete mit fester Stimme mit.

Nach dem Empfange derselben rief er aus: „Gott sei Dank, jetzt ist Alles geschehen. Ich bin bereit. Wie Gott will."

Inzwischen war der heilige Vater durch seinen Hofkaplan, der sich eben damals im Auftrage des Erzherzogs eines Geschäftes halber zu Rom befand, von dem bedenklichen Zustande des Erzherzogs in Kenntniß gesetzt, und bei der Liebe- und Hochachtung, welche der Papst für den um den heiligen Stuhl hochverdienten Erzherzog im Herzen trug, sandte ihm derselbe ohne Verzug den apostolischen Segen und sein Bildniß mit einem eigenhändig darunter geschriebenen Spruche, welcher Beweis der Liebe und Güte den kranken Erzherzog tief bewegte und ihm zu großem Troste gereichte.

Am 26. Mai, nach einer peinvollen Nacht, ließ sich der Erzherzog früh Morgens durch die barmherzige Schwester einige Tropfen von dem Wasser de la Salette geben, welches ihm seine Nichte, die Infantin Beatrix, vor einiger Zeit zugesendet hatte. Da kam ihm in den Sinn, daß ich, der ich Dieses schreibe, vor kurzer Zeit in einer Krankheit, die laut dem Ausspruche der Aerzte nach wenigen Stunden den Tod erwarten ließ, durch Einen meiner Mitbrüder, der ein praktischer Arzt und Hydropath ist, gleichsam wunderbarer Weise gerettet wurde.

Im innigsten Vertrauen nun auf die Hilfe der seligsten Jungfrau Maria, woran ihn das Wasser de la Salette erinnerte, faßte der Erzherzog den Entschluß, den gedachten Jesuiten, den P. Rungaldier, telegrafisch nach Ebenzweyer zu rufen, und einen Tag später auch mich.

Wiewohl nach dem natürlichen Laufe der Dinge eine Heilung der Krankheit kaum zu erwarten war, so unterzog sich der Erzherzog doch allen Vorschriften der Wasserkur, und zur großen Freude Aller trat nach wenigen Tagen eine so auffallende Besserung ein, daß er zwei Tage vor seinem Hinscheiden folgendes Telegramm an die Gräfin Chambord sendete:

„Ich kann Dir nicht genug danken für die guten Gebete, die Du für mich verrichtest und verrichten läßt. — Heute ist der vierte Tag, daß P. Rungaldier mich in die Wasserkur übernahm, mit Einwilligung von Professor Hornung und Sulzl. Gestern und heute habe ich einige Stunden im Garten sitzend zugebracht, ungeachtet in der vorigen Nacht Anfälle waren. Aber so eben habe ich zum ersten Male mit gutem Appetit gegessen, während ich die vorigen Tage fast gar nichts essen konnte. Pater Stöger ist zu meiner großen Freude heute angekommen. Den Tod des armen Benincasa bedauere ich sehr. Bete fort und ich bete auch für Dich."

Am 31. Abends wünschte der Erzherzog noch einmal die heilige Beicht zu verrichten. Er hatte schon mehrmal im Leben und namentlich ein Jahr früher eine vollständige Generalbeicht mit großer Vorbereitung abgelegt, aber die Gnade Gottes trieb ihn an, auch an diesem Abende wieder dieses trost- und gnadenvolle Sakrament zu gebrauchen, und seine Seele auf's Neue wieder immer mehr im Blute des Lammes rein zu waschen.

Des folgenden Morgens fühlte sich der Erzherzog, nach einer ruhigen Nacht, ohne alle Athmungsbeschwerden ganz ungewöhnlich wohl, freute sich dessen und dankte Gott dafür und bemerkte, daß

heute der Geburtstag seines Vaters und seines Neffen sei. Von seinem Bette aus hörte er die heilige Messe. Er gab dann seinem Kammerherrn, dem Baron Riesenfels, mit gewohnter Geistesfrische einige Aufträge und bewilligte mehrere wohlthätige Unterstützungen. Hierauf hatte der Schreiber Dieses den Seelentrost, sich längere Zeit mit dem guten Erzherzoge zu besprechen, der Gott dankte, daß er ihm eine so gute Nacht gegeben, und der mit Innigkeit auf Maria, die Himmelskönigin hinwies, welcher er aus Anlaß des Wassers von la Salette den Gedanken an die Wasserkur verdanke.

Es war seitdem noch keine halbe Stunde vergangen, als der Erzherzog in Gegenwart seines Leibarztes, der beiden Klosterfrauen, seiner treuen Pflegerinnen und seines Beichtvaters plötzlich und unerwartet von einem Herzkrampfe ergriffen ward, und in wenigen Augenblicken ohne allen Todeskampf, aber doch nach dem Worte des Herrn zur Stunde, wo man es nicht erwartete, seine mit Gott vereinte Seele aushauchte. Sein Beichtvater ertheilte ihm in dem letzten Momente seines Lebens die priesterliche Lossprechung. Der Herr wird ihn an der Schwelle der Ewigkeit gnädig aufgenommen haben; und im Vertrauen auf den Werth unserer Erlösung dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß er nach einer Pilgerschaft von beinahe einundachtzig Jahren eingegangen ist in das Licht der Glorie, in die Freude seines Herrn.

Das Begräbniss.

Auf die letzte Ehre — wie man zu sagen pflegt — das heißt auf ein glänzendes Begräbniß legt die Welt einen großen Werth. Der Erzherzog, der zwar in der Welt, aber doch nicht von der Welt war, hat im Gegentheile durch ausdrückliche Verfügung in seinem Testamente darauf Verzicht geleistet.

Es gebührte ihm als Feldzeugmeister, als Mitglied der kaiserlichen Familie, und als Hoch- und Deutschmeister ganz gewiß ein glänzender Leichenzug und ein glorreiches Grab in der Familiengruft in Wien. Er bestimmte jedoch in seinem Testamente, daß er in jener Pfarrei zu Grabe bestattet werden sollte, in welcher er verstorben sein werde. Gott fügte es, daß Oberösterreich, dem er vom Herzen zugethan war, seine irdischen Ueberreste bewahren sollte bis an den Tag der Auferstehung.

Am 2. Juni wurde die Leiche des hingeschiedenen Erzherzoges, die nach seiner testamentarischen Anordnung nicht eröffnet werden durfte, im Schlosse Ebenzweyer in einem Zimmer neben der Hauskapelle ausgestellt. Eine mit schwarzem Tuche belegte Estrade trug den kupfernen Sarg. Der Erzherzog war in die Uniform gekleidet. An den Wänden war das Wappenbild des Deutschen Ordens mehrfach

angebracht. Am Kopfe ſtand das Bild des Gekreuzigten, zu den Füßen eine geharniſchte Figur mit einem Wappenſchilde, auf dem zu leſen war: Caput Decus et Fulcrum. Rundum brannten die Leichenkerzen. Links am Sarge knieten auf einem Betſchämel zwei Nonnen, im Vorzimmer ein Prieſter der Redemptoriſten-Congregation. Die Betenden blieben Tag und Nacht bei dem Leichname und wurden von zwei zu zwei Stunden abgewechſelt.

Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen, wie bereits in einem früheren Abſchnitte bemerkt wurde, daß im Jahre 1863 das Frohnleichnamsfeſt gerade an einem Tage fiel, wo die Leiche des Erzherzogs ausgeſtellt war. Er hatte eine eigene Andacht und Freude, dieſes Feſt zu begehen, welches ein Triumph des lebendigen Glaubens iſt, und wo der Perſon Jeſu Chriſti im ſcheinbar lebloſen Sakramente die größte Ehre und Anbetung bezeigt wird.

Auch dieſesmal war an der äußern Façade des Schloſſes der Altar aufgeſtellt, und die feierliche Prozeſſion machte dort Halt und empfing den Segen.

Die irdiſche Hülle des frommen Erzherzogs war ein ſtummer Zeuge der Verherrlichung Jeſu Chriſti, während ſein unſterblicher Geiſt bereits denjenigen geſehen haben wird, an den er ſo lebendig geglaubt, auf den er ſo feſt gehofft, den er ſo innig geliebt hat auf Erden, und den er nun nach Gottes Erbarmung auf ewig lieben und loben und verherrlichen wird im Himmel.

Am 6. Juni hatten ſich Alle, die an dem Begräbniſſe des Erzherzogs und Hoch- und Deutſchmeiſters Theil nehmen ſollten, zu Ebenzweyer verſammelt.

Unter dem Portale des Schloſſes Ebenzweyer ſtand der Sarg des hohen Verblichenen, geſchmückt mit den Inſignien ſeiner Hochmeiſterwürde, umgeben von den beiden Landeskomthuren und den Rittern des hohen Deutſchen Ritterordens, deſſen Haupt, Zierd

und Stütze er war. Hier empfing ihn der hochwürdigste Herr Bischof Franz Josef von Linz, umringt von einem zahlreichen Klerus, um die letzten Segensgebete der heiligen, katholischen Kirche zu sprechen, über den, welcher im Leben ein getreuer Sohn der Kirche gewesen. In unabsehbarer Reihenfolge zog nun die Leichenbegleitung dahin. Der hohe Deutsche Ritterorden umgab den Sarg. Voran die Ordensschwestern, dann die Ordenspriester, Ritter und Landeskomthuren, unmittelbar nach dem Sarge Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Karl Ludwig, als Stellvertreter Seiner Majestät des Kaisers, mit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Wilhelm Coadjutor, dann folgten die Erzherzoge Karl, Ferdinand und die hohen leidtragenden Anverwandten: Seine königliche Hoheit der Herzog von Modena und Graf Chambord, während die Herzogin mit der Gräfin Chambord in die Altmünster Kirche sich begaben und dort dem Trauergottesdienste beiwohnten; dann folgten die hohe Generalität und Civilbehörden, Deputationen der beiden Regimenter, deren Inhaber der Hochselige war, und eine unabsehbare Volksmenge, wohl bei 12.000 Menschen, welche betend für die Seelenruhe des guten Erzherzogs den Trauerzug schloß.

Der hohe Herr hatte alles Gepränge verboten; aber auch die einfache standesgemäße Leichenfeierlichkeit war für die arme ländliche Bevölkerung ein ungewöhnliches Schauspiel. Der geharnischte Ritter, die hohen Herrschaften und all der unvermeidliche Prunk der begleitenden hohen Militärs vermochten doch nicht die zarte Aufmerksamkeit von dem Sarge abzuwenden, der ihren geliebten Vater, ihren freigebigen Wohlthäter und Helfer in so mancher Noth, ihren guten Erzherzog Maximilian für immer ihren Augen entzog. — Er sank in's Grab, das er sich in Mitte seiner Kinder bauen ließ.

Die Grabstätte ist eine mit Cement ausgemauerte Gruft, die mit zwei schweren Steinplatten zugedeckt ist. Auf den Platten ist die Inschrift eingemeißelt: Erzherzog Maximilian, Hoch- und Deutschmeister,

Der Erzherzog hatte bestimmt, daß Alle, welche an seinem Todestage sich in seinem Dienste befänden, lebenslang ihren ganzen bisherigen Gehalt als Pension beziehen sollten.

Die Ordensgemeinden, denen der Erzherzog Legate zuwies, sind zwar vom innigsten Danke dafür durchdrungen, aber sie sind keine lachenden Erben, denn die Großmuth des Erzherzogs nach seinem Sterben war nur ein Surrogat seiner christlichen Wohlthätigkeit bei seinem Leben.

Daß der Hingeschiedene dem Bonifaziusvereine in Deutschland 100.000 Gulden verschrieb, hat sehr überrascht, weil Niemand daran dachte; nur das Herz des Erzherzogs fühlte Mitleiden mit den im protestantischen Norden zerstreuten Katholiken, für deren Seelenheil zu wirken der Bonifaziusverein sich zur Aufgabe gemacht hat; aber lachende Erben gibt es da keine.

Daß endlich der Thurm zu Rothneusiedel, welcher trotz der furchtbaren Belagerung mit aller Macht der neuesten Geschütze heute noch dasteht, so wie er gebaut wurde, dem kaiserlich königlichen Aerar als Eigenthum, dem Herrn Major aber, der den Bau geleitet hat, zur Benützung als Oekonomie-Gebäude überlassen wurde, erklärt sich aus der Eigenthümlichkeit des Erzherzogs.

Kurz, aus dem ganzen Testamente geht hervor, daß ihn bei Vertheilung seines Nachlasses der Gedanke leitete, der ihn bei seinen Liebeswerken im Leben beseelte, nämlich immerdar Gutes zu thun und seine zeitlichen Mittel nicht zu einem lachenden Lebensgenuß für sich und für Andere, sondern für ernste Zwecke der Verherrlichung Gottes und der christlichen Liebe zu verwenden, so daß das ganze Eigenthum, welches Gott ihm anvertraut hatte, auf Zinsen angelegt sei, die im Himmel sollten ausgezahlt werden.

Schluss.

Wir ſind nun an's Ziel unſerer Aufgabe gelangt. Das Leben des abgeſchiedenen Erzherzogs Maximilian, das ich zu zeichnen verſucht habe, ſchildert ihn, ſo weit ich ſein Bild mit liebendem Herzen zu erfaſſen im Stande war, als edlen Menſchen, als erleuchteten Chriſten, als das Oberhaupt eines berühmten kirchlichen Ordens, als einen würdigen Fürſten aus dem Kreiſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes und als ein durch ſeltene Eigenſchaften ausgezeichnetes Glied der erlauchten Eſtenſiſchen Familie. Das ernſte Streben nach dem Himmelreiche war von jeher in dieſer Regentenfamilie nichts Fremdes. Ein Herzog von Modena, ſo erzählt die Geſchichte, hat ſeinem Herzogthume entſagt, und trat in den Orden des heiligen Franziskus ein. Da er ſpäterhin einmal zu Modena als armer Kapuziner auf der Kanzel erſchien, war der Eindruck ſeines apoſtoliſchen Eifers ein gewaltiger. Ein anderes Mitglied der Eſtenſiſchen Familie ward von dem Oberhaupte der Kirche unter die Zahl der Seligen aufgenommen, und in jüngſter Zeit glänzt die Nichte des Erzherzogs als eine Königin, über deren Tugenden der Seligſprechungsprozeß eingeleitet iſt und bereits begonnen hat.*)

Für Jene, die durch einen Blick in dieſes Buch die Grundſätze, die Lebensweiſe und die chriſtlichen Tugenden dieſes hochgeſtellten Mannes gleichſam wie in einem Spiegel ſehen, werden die Schilderungen, welche davon, wenn gleich auf ſehr unvollkommene Weiſe

*) Die Königin Chriſtine von Neapel war eine Tochter der Erzherzogin Maria Thereſia, Schweſter des Erzherzogs Maximilian, welche mit dem Herzoge von Savoyen, nachmaligem Könige von Sardinien, vermählt war.

entworfen sind, doch überzeugend genug sein, daß der selige Erzherzog sich mit einem gewöhnlichen Altagsleben nicht begnügen wollte, sondern seine ewige Bestimmung immerdar vor Augen hatte und sie auf vollkommene Weise zu erreichen als das Hauptgeschäft seines Lebens ansah.

Die Wege, welche ihn, wie wir von Gottes Erbarmung hoffen — in's Himmelreich, zur ewigen Glorie und Seligkeit, in die wahre himmlische Gesellschaft Jesu und Maria führten, leuchten wie funkelnde Sterne vor unsern Augen.

Die Berufstreue in Erfüllung seiner Pflichten, die Verachtung der Welt mitten in ihren höchsten Kreisen, das Gebet und der eifrige Gebrauch der Heilsmittel unserer göttlichen Religion, der Eifer für die Verherrlichung Gottes und die Kirche Jesu Christi, eine Wohlthätigkeit und Freigebigkeit bei Werken der christlichen Nächstenliebe, die kaum ihres Gleichen hat, Selbstverleugnung und Großartigkeit in allen seinen Anschauungen und Unternehmungen, endlich eine bewunderungswürdige Thätigkeit bei der Regierung seines Ritterordens und die Stiftung und Gründung von Ordensgemeinden, welche mit dem Beistande Gottes segensvoll auch für künftige Generationen thätig sein sollen; Alles dies sind praktische Beweise, daß der Arm des Herrn nicht verkürzt ist, und daß Gott unter allen Ständen sich von Zeit zu Zeit Männer erwählt, die uns nach Maßgabe unseres Berufes als Vorbild dienen können.

Und so möge denn Gottes Segen und Mariens und des heiligen Georg's Fürbitte uns Allen die Gnade erlangen, ebenfalls treu in der Erfüllung der liebevollen göttlichen Absichten auszuhalten bis in den Tod, damit wir der Verheißung des Herrn theilhaftig werden: „Wer treu bleiben wird bis an's Ende, wird die Krone des ewigen Lebens erlangen."

Anhang.

Kurzer Inhalt

des großen militäriſchen Werkes Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian.

Verſuch

eines Kriegsſyſtems des öſterreichiſchen Kaiſerthums.

Unter dem Kriegsſyſteme will der erlauchte Verfaſſer die geordnete Darſtellung Alles deſſen verſtanden haben, was auf die Vorbereitung für den Krieg Bezug hat, und er erkennt die Aufſtellung und Ausführung eines ſolchen Syſtemes nur zum Zwecke der Erhaltung der Heimat gegen jeden äußeren Angriff geeignet, mit Ausſchluß jeder Eroberung und jeder Vernichtung des Gegners. Ein zur Aufſtellung eines Kriegsſyſtems berechtigter und verpflichteter Staat muß alſo nach der Anſicht des Verfaſſers in ſich vollendet, zur „Sättigung“ gelangt und nur nach Selbſterhaltung beſtrebt ſein, und als ſolcher erſcheint ihm in Europa ausſchließlich der öſterreichiſche Kaiſerſtaat „in Anbetracht ſeiner Alleinigkeit, ſeiner Vollendung und abſoluten Selbſtändigkeit“, wogegen alle übrigen in ſich ſelbſt nicht abgeſchloſſen, nach der Mitte hin gravitirend zu ſteter Störung des Gleichgewichtes und der Ruhe Veranlaſſung geben müßten, wenn ihrem Drucke nicht von dieſer Mitte aus, als welche

eben das Kaiserthum angenommen wird, unüberwindlicher Widerstand entgegengestellt würde, während doch dieser Druck selbst wieder der Wohlfahrt des Ganzen ein nothwendiges Bedürfniß ist, „sich nicht selbst durch ein unbeschränktes Streben nach allseitiger Ausbreitung innerlich aufzulösen."

Auf dieser erhabenen Grundlage sittlicher und politischer Anschauung erbauet der Verfasser nun seine Ansicht über das fast unübersehbare Detail Alles dessen, was er zur Kriegsbereitschaft nothwendig findet, und sucht dieses gewaltige Material durch ein auf zweitheilige Sonderung der Begriffe gegründetes Schema übersichtlich zu machen; eine Methode, die ihm als logisches Erforderniß eines jeden Systemes erscheint.

Nach diesem Schema behandelt der hohe Verfasser nun die verschiedenen Gegenstände seiner Aufgabe in umfassender und getrennter Weise so, daß jedes einzelne Hauptstück ganz abgesondert zum Gegenstande der Betrachtung gewählt und vom Standpunkte des Detailwissens erwogen, dann aber wieder in Verbindung mit dem ganzen Systeme gebracht und von dort aus geprüft und beurtheilt werden kann.

Es sind bei dem Werke nach den an die Leser gerichteten Vorworten vornehmlich die „physischen Probleme" des Krieges in Betracht gezogen worden, ohne jedoch den moralischen Elementen oder „der physischen Kriegführung in den Weg zu treten," sondern vielmehr um dieser nur geeignete Werkzeuge in die Hand zu liefern.

Ein reicher Schatz von Wissen, von Erfahrung und Versuchen, zu denen weder materielle Opfer an Geld, Mühe und Zeit, noch moralische an Fleiß, Geduld und Selbstverleugnung gescheuet wurden, ist in dem Detail niedergelegt. Die Literatur aller Zeiten von Vegetius bis Rogniat, Marbot und in die neuesten Tage ist in Betracht gezogen, und weder die Erfahrungen in den Heeren der ostindischen Kompagnie, noch in den Uebungslagern und Kriegszügen

der europäischen Staaten in den letzten Jahren sind außer Acht gelassen.

Wer sich nun weder die Berechtigung anmaßet, noch den Beruf zuweiset, über den Werth und die Richtigkeit der aufgestellten Sätze, Vorschläge und Bemerkungen abzusprechen, der wird doch jedenfalls den edlen Sinn, die Großartigkeit der Ansichten und den bewunderungswürdigen Fleiß, mit dem die behandelten Gegenstände bis in die kleinsten Erwägungen verfolgt worden sind, an einem Prinzen des kaiserlichen Hauses anerkennen müssen, der es zur Aufgabe seines ganzen Lebens gemacht hat, alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, nur dem Dienste Gottes, dem Wohle seiner Nebenmenschen, dem Vortheile seines Vaterlandes und dem Ruhme seines Hauses zu widmen, während er sich selbst nur die bescheidene Zurückgezogenheit der Studirstube und kaum mehr als Bedürfniß eines einfachen Kriegsmannes vorbehielt.

Mit diesem letzteren beginnt nun der Verfasser die Betrachtung der einzelnen Abtheilungen seines Systemes und theilt, dem Schema gemäß, den Begriff des Kriegsmannes sogleich nach seinem Beruf entweder zur Leitung oder unmittelbaren Ausführung des Kampfes in jene der Feldherren und der Kriegsleute.

Die Aufgabe des erstern findet der Verfasser in zwei großen Berufssphären liegend, in der Bildung des Heeres und der Führung der Armeen, beiden sind besondere Hauptstücke, das erste drei, das zweite zwei Quartbände umfassend, gewidmet.

Die Kriegsleute werden betrachtet als in Truppen und Schaaren geordnet und zwar waltet bei ersteren (Regimentern, Korps, Aemtern) das „Familienband" vor, das man gewöhnlich als Esprit de Corps bezeichnet; bei letzteren, die aus verschiedenen Truppen — Familien — Individuen zusammen gesetzt sind, (Armeekorps, Brigaden) ist das „Gesellschaftsband" die Einheit des Strebens, als

vorragender Zweck des Verbandes in Betracht gezogen. Die Durchdringung beider Ordnungen in einander erscheint dem Verfasser als das Ideal der Organisation.

Dem Hauptstücke der Truppen sind sammt Zusätzen drei Quarthefte, jenem der Schaaren zwei gewidmet.

Hiernächst zieht die Einleitung immer mit Bezug auf das Hauptschema die Hauptabtheilung der Kriegsstoffe in Betracht, die sich ihr in Kriegsgeräthe und Kriegsländer scheiden.

Die erstere enthält die Hauptstücke Waffen in zwei starken Quartbänden und einem Hefte Index, und einem Hefte Kriegszeug, die Kriegsländer endlich erscheinen in dem Systeme als unter den Gesichtspunkten von Kampfplätzen und Kriegsmittelquellen, zwei Hauptstücke, deren jedem zwei Quarthefte gewidmet sind.

Als Beweis, wie unermüdet sich der Erzherzog mit seinem Gegenstande und dessen Fortschritten bis in seine letzten Jahre beschäftiget hat, folgt dem Werke noch ein starker Quartband Zusätze vorzüglich zu dem Hauptstücke der Waffen, und dem Ganzen gibt eine große Anzahl der erforderlichen Figuren und Pläne die möglichste Deutlichkeit und Veranschaulichung.

Es ist unmöglich über den Strom der tiefsinnigen und originellen Gedanken, welcher in den einzelnen Hauptstücken fließt, und alle Gebiete militärischer, politischer, finanzieller und statistischer Erwägung überrieselt, eine Uebersicht zu geben. Der Verfasser selbst hat ihn vergebens mit dem zweitheiligen Walle seines Systemes einzudämmen versucht und selbst das seiner Berücksichtigung absichtlich entzogene Gebiet der moralischen Elemente im Kriege nicht ganz vermeiden können, wovon hier nur die einzige Anforderung aufgeführt werden soll, welche er an den Feldherrn als Bildner des Heeres stellt „Alles aufzubieten, um im Heere die Religionsgefühle zu erhalten, die im Menschen Hoffnung und Furcht vor der Ewigkeit

erhalten, und unter deren Aegide eine strenge Disziplin zu führen, die auch zugleich sowohl irdische Strafen verhängt, als irdische Hoffnungen in Aussicht stellt."

Was in diesem Hauptstücke über die Wahl der Generäle und die Ermächtigungskreise eines jeden derselben, über die Mittheilung der Befehle — worüber ein vollständiges Signalbuch vorliegt — gesagt ist, wird reichen Stoff zum Nachdenken für jeden Militär bilden und enthält höchst beachtenswerthe Bemerkungen, von welchen nur jene über den beantragten Dualismus im Kommando, so wie er hier und in dem Hauptstücke Schaaren ausgesprochen ist, hervorgehoben werden soll. Dort wird dieser Gedanke in nachstehender Weise ausgedrückt.

„Es muß jeder Befehlshaber einer Schaar einen Stellvertreter, einen Sekundanten, einen unmittelbaren Empfänger und Ausführer seiner Befehle, so zu sagen, einen Träger seines Geistes, seines Sinnes neben sich haben, der ihn genau verstehet, nie mit ihm im Widerspruche, und besonders den Alles störenden Regungen der Eifersucht gegen den Befehlshaber vollkommen unzugänglich ist; weßwegen es höchst wichtig ist, daß jeder Befehlshaber auf die Wahl dieses seines Stellvertreters den größten Einfluß habe."

„Der erste Korporal des Plotons oder Zuges ist ein solcher Stellvertreter im Ploton oder Zug; der Oberlieutenant ist es in der Kompagnie oder Schwadron, der erste Unteroffizier in der Batterie; der Obrist in der Brigade; der Vize-Kommandant im Armeekorps; der General-Lieutenant in der Hauptarmee, so wie es Berthier von Bonaparte war, der dem Glücke, in ihm den wahren Sekundanten gefunden zu haben, ungemein viel zu verdanken hatte."

Die Sammlung und Eintheilung der Kriegsleute, die Herbeischaffung und Bewegung der Kriegsgeräthe, Waffen und andere Kriegsstoffe, endlich die Uebersicht der Länder des Kaiserstaates in

strategischer Beziehung sowohl als Quellen der Kriegsmittel als unter dem Gesichtspunkte der Vertheidigung der angenommenen drei Hauptfronten der Monarchie nach Norden, Westen und Süden, bilden nebst sechsundzwanzig interessanten Beilagen den reichen Inhalt des Hauptstückes über den Feldherrn als „Bildner des Heeres".

Im darauffolgenden Hauptstücke, welches die Stellung des Feldherrn als Führer der Armeen erörtert, ist vorerst eine Masse von militärischen Aphorismen und Beispielen aus der Kriegsgeschichte niedergelegt und das Benehmen des Feldherrn in allen denkbaren Lagen betrachtet. Man müßte die einzelnen Kapitel dieses Hauptstückes abschreiben, wollte man die großartigen Anschauungen des Gegenstandes in den verschiedenartigsten Verhältnissen, die psychologische Richtigkeit und erfahrungsmäßige Erprobtheit der aufgestellten Regeln und die edle, wahrhaft militärische Ansicht des erlauchten Verfassers über diesen Gegenstand darstellen, welcher wieder mannigfach in das Gebiet der moralischen Faktoren hinüberreicht, dessen er sich enthalten wollte. Nur der herrlichen Stelle über die unmittelbare Einwirkung des Feldherrn selbst im Kampfe Seite 130 ff. sei achtungsvolle Erwähnung für Jene gethan, die Gelegenheit haben, dieses Denkmal eines eben so ausgezeichneten als bescheidenen Prinzen näher betrachten zu können.

Unter den Beilagen dieses Hauptstückes wird die fünfundzwanzigste, welche von den Vorzügen der Ordenspersonen zur Krankenpflege in den Feldspitälern handelt, wohl nicht den Beifall so mancher finden, welche dem Geiste des Unglaubens und der modernen Grundsätze huldigen; allein die Thatsachen haben sowohl im Jahre 1859 als nach seinem Tode in dem dänischen Feldzuge den edlen Gedanken des seligen Erzherzogs segenvoll bewährt.

Das nun folgende, den Truppen gewidmete Hauptstück, muß mit seinen Anträgen nothwendiger Weise die am weitesten gehenden Eingriffe in den bisherigen Organismus der Heere, vornehmlich des

Fußvolkes machen, wenn man die großen weder an sich abgeschlossenen, noch gehörig theoretisch erwogenen und praktisch-erprobten Veränderungen in Betrachtung zieht, welche die ungemeinen Fortschritte im Geschützwesen und im Mechanismus der Feuerwaffen überhaupt nothwendig machen.

Die Ansichten des Erzherzogs müssen um so weiter von dem dermaligen Zustande abweichen, als er zugleich die so allgemein als dringend nothwendig anerkannten Rücksichten hiemit in Verbindung zu bringen trachtete, welche sich auf zweckmäßigere Verpflegsanstalten, Bekleidung, Obdach, schnelle Vermehrung der Heere im Kriege und also deren thunlichste Beschränkung im Frieden beziehen, dann auf die so wünschenswerthe Verminderung des Trosses bei gleichzeitiger Vermehrung des Vorrathes an Werkzeugen zur Verschanzung, welche wieder durch die wachsende Ueberlegenheit der Artillerie so nothwendig wird, und die auch dem Fußvolke eine täglich mehr gebotene Abänderung seiner bisherigen Fechtart vorzuzeichnen scheint.

Der Erzherzog hat bei dem kurzen Raume, den er seiner Thätigkeit noch gegönnt glaubte, weder das Urtheil der Erfahrung, noch selbst den Schluß der Akten über diese zahlreichen und ausgedehnten Gegenstände der Erwägung abwarten zu dürfen erachtet, um die kostbaren Erfahrungen eines langen, ernsten Studien darüber gewidmeten Lebens seinem Vaterlande nicht vorzuenthalten, und er hat also die volle Reife des Wahrspruches durch mit großen Kosten und bewundernswerthem Fleiße und Ausdauer unternommene Versuche zu ersetzen getrachtet, worüber die Resultate in den Anträgen dieses Hauptstückes niedergelegt sind, deren Berücksichtigung jedem Militär, der sich von nun an mit Verbesserungen in diesen Zweigen des Heerwesens befassen will, unentbehrlich und aller Aufmerksamkeit würdig sein muß.

Im nächsten Hauptstücke werden die „Schaaren" behandelt, unter welchen der Erzherzog größere Abtheilungen von Truppen,

d. i. von Brigaden, bis zu zahlreichen Armeekorps verstanden haben will.

Zuerst wird die Aufstellung der Schaaren behandelt, und zwar zur Heerschau, vor dem Feinde, oder zur Ruhe, dann folgt die Anordnung ihrer Bewegung in den verschiedenen vorkommenden Fällen und endlich die Verwendung der Schaaren zum Kampfe, wobei die verschiedenen Schlachtordnungen sowohl zum Angriffe als in der Vertheidigung ihre Berücksichtigung finden. Es soll von den vortrefflichen Bemerkungen dieses Hauptstückes nur dasjenige erwähnt werden, was über den Dienst der Generalstabsoffiziere im Gefechte gesagt ist und von der hohen Einsicht des Verfassers in diesen so schwierigen Gegenstand, so wie von seinem richtigen psychologischen Urtheile Zeugniß gibt.

Die hierauf bezügliche Stelle lautet folgendermassen: „Diese Offiziere sind die offiziellen Ueberbringer seiner Befehle; der General selbst ist aber immer verantwortlich für das, was diese Offiziere in seinem Namen sagen. Der General muß wissen, wie weit er sich auf jeden dieser Offiziere verlassen kann, und welchen er bloß zur wörtlichen Ueberbringung bestimmter Befehle verwenden, welchen er aber eventuelle Befehle anvertrauen kann, von welchen Befehlen der Offizier dann jenen überbringt, den er nach der Eventualität zu wählen hat, und welchem Offizier endlich bloß die Hauptidee gegeben werden darf, und zugleich ihm überlassen werden kann, welchen Befehl er dann im Namen seines Generals dem ihm untergebenen General oder Stabsoffizier überbringt, nachdem er die Lage der Dinge erkannt hat."

„Wenn aber der Generalstabsoffizier seinen Befehl ausgesprochen hat, so darf er sich nicht annaßen, die Vollziehung desselben zu leiten, sondern höchstens darf er dem respektiven Kommandanten rathen, wenn er es verlangt."

„So müssen die Generalstabsoffiziere im Heere die Rolle der Blutgefäße im thierischen Körper versehen, nämlich die Rolle der

Venen und Arterien; bald um die Befehle des Befehlshabers den Untergebenen zu überbringen, bald um die Rapporte der Untergebenen an den Befehlshaber gelangen zu machen."

Was endlich über Verwendung der Kriegsschaaren im Frieden gesagt ist, verdient sowohl in politischer als in militärischer und moralischer Hinsicht die höchste Beachtung und wird bei der steigenden Wichtigkeit finanzieller Fragen für das Kriegswesen mehr und mehr in Erwägung gezogen werden müssen.

Der Verfasser hebt die von den Meistern der Kriegskunst, den Römern abgenommene Verwendung ihres Kriegsvolkes zu öffentlichen Arbeiten überall hervor und wünscht seine „Schaaren" in solcher Weise im Frieden verwendet, wobei er noch besonders die dem Vorpostendienste so nahe verwandte Bewachung der Landesgrenzen und die überall vorkommenden großen Bauarbeiten für Festungen sowohl als friedliche Zwecke — man denke nur an Eisenbahnen, Straßen und Brücken — betont. Wer könnte sich diesen Erwägungen entziehen, und wer fühlte nicht auch den großen militärischen Vortheil, welchen eine ähnliche Verwendung der Truppen im Frieden dem Heere durch die größere Gewandtheit und Findigkeit der Soldaten brächte, Eigenschaften, welche man jetzt im höheren Maße nur bei den eben mit solchen Arbeiten mehr beschäftigten Truppen der Artillerie, der Pionniere und Ingenieure findet, während man mit Staunen betrachten muß, wie ein als Neuling eingetretener Kriegsmann in kurzer Zeit aus einem gewandten, findigen Bauernburschen oder Handwerker, durch die ausschließliche Beschäftigung mit dem ihm nun allein gebotenen Gewehre, zu allem Anderen oft völlig unbeholfen und verdrossen wird.

Das Hauptstück schließt mit vortrefflichen Anträgen und Aphorismen über Exerciren und Manövers der Schaaren in kleinern und größern Abtheilungen.

Nach diesem Hauptstücke folgt dasjenige über die Waffen, worin der Erzherzog seine eigentliche Meisterschaft mit der bis in das Innerste seines Gegenstandes eindringenden Detailkenntniß entwickelt. Unzählige kostspielige Versuche und unermüdete Studien haben das Material zu den hier niedergelegten Ansichten und Vorschlägen geliefert, von denen sich kein einziger hervorheben ließe, ohne eine umfangreiche Abhandlung über den Zusammenhang mit allen übrigen zu schreiben, weßhalb sich der Verfasser genöthigt sah, in diese Abtheilung zugleich sein in der neueren Kriegskunst so berühmt gewordenes Befestigungssystem mit abgesonderten Thürmen zur Sprache zu bringen, welches er den reißenden Fortschritten der Zerstörungsmittel entsprechend durch Zusätze zu vervollständigen und zu verbessern bestrebt war, wovon ein starker Quartband mit 151 Beilagen und überdies 11 Nachtragshefte bis in seine letzten Tage Zeugniß geben.

Von der sinnreichen Erfindungsgabe des hohen Verfassers kann man sich einen Begriff machen, wenn man nur die einfache und kunstreiche Konstruktion der Thurmlafetten gesehen hat, mittelst welcher zehn schwere nach allen Richtungen des Umfanges gewendete Geschütze mit wenig Mannschaft in kurzer Zeit nach einem einzigen Punkte dirigirt, ja konvergirt werden können, um jedem beabsichtigten Angriffe mit überlegener Kraft zu begegnen.

Das Studium dieser Abhandlungen wird in Zukunft der Geschütze- wie der Befestigungskunst unentbehrlich sein, und mit oder ohne Anerkennung des Namens und der Resultate der Studien des Erzherzogs in thatsächliche Berücksichtigung gezogen werden müssen.

Da die Gegenstände, welche das folgende Hauptstück über das Kriegszeug behandelt, schon in den früheren ausführlich dargestellt worden sind, so ist dieses Hauptstück, wie sich dessen Einleitung ausdrückt, eigentlich nur als ein systematisches Repertorium der

dahin gehörigen Gegenstände zu betrachten. Diese sind nun folgende: Lebensmittel der Mannschaft und Futter der Thiere, Kleidung und Lagerstätten, Munition, Fuhrwerke, Geschirr und Mittel zur Nachschaffung aller Kriegsbedürfnisse zu Lande und zu Wasser.

Nichts ist übergangen oder außer Acht gelassen, wenn es auch dem allgemeinen Schema gemäß nur angedeutet ist, so daß die Nützlichkeit und der Werth dieses letzteren hier eigentlich erst recht einleuchtet, als Hilfe des Gedächtnisses zur Bearbeitung eines so ausgedehnten und unendlich mannigfaltigen Materials.

In ähnlichem Sinne könnte auch das nun an die Reihe kommende Hauptstück über die Kampfplätze ein Repertorium der hieher gehörigen Gegenstände genannt werden, und ist in seinem Anfange eigentlich eine angewandte Terrainlehre, bis es bei Betrachtung der Befestigungen das Gebiet der speziellsten Studien und zu seiner militärischen Lebensaufgabe erhobenen Thätigkeit des Erzherzoges betritt.

Hier werden seine geistreichen Ansichten und sein ungemeiner Fleiß in der Ergründung und sorgfältigsten Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände wirklich unschätzbar und können schon in dieser Beziehung als ein Vorbild für alle künftigen ähnlichen Arbeiten betrachtet werden. Sein Urtheil über die Vorzüge befestigter Lager vor den festen Plätzen ist in Linz nach seinem Systeme erprobt und praktisch geworden und ungeachtet vielfältiger gegentheiliger Polemik bisher geblieben; denn kurze Zeit nach seinem Hintritte wurde die bereits begonnene Demolirung der von ihm beantragten und ausgeführten Werke wieder eingestellt; und werden die Erwägungen für ihre Erhaltung über die entgegengesetzten Bestrebungen siegen, so wird dies nun ein Sieg der durch ihn vertretenen Sache, nicht mehr seiner zu ihrer Vertheidigung unermüdeten Person sein, welche aus dieser Region des Zankes sogar über die tauglicheren Mittel zu weiterem Streit und Kampf in eine bessere des Friedens und der Alles versöhnenden Liebe hinüber gegangen ist.

Das letzte Hauptſtück des Werkes handelt von den Quellen der Kriegsmittel und enthält höchſt ſchätzbare Andeutungen über eine rationelle und zweckmäßige Benützung derſelben für den öſterreichiſchen Kriegsdienſt in den verſchiedenen, möglicherweiſe vorkommenden Fällen.

In eingehender Weiſe behandelt der Erzherzog das in ſozialer, wie in militäriſcher Hinſicht gleich hochwichtige Kapitel der Heeresergänzung, wofür er eigenthümliche Vorſchläge beibringt, durch welche er die erkannten Nachtheile des Werbſyſtemes, eben ſo wie die dem blinden Zufalle übergebene Loſung zu vermeiden trachtet, welch letztere er richtig als einen traurigen Nothbehelf einer an ihrer verſtändigen Beurtheilung oder an der moraliſchen Kraft und Zuverläſſigkeit ihrer Organe zweifelnden Verwaltung anſieht.

Die allgemein als nothwendig erkannte Wiederbelebung eines zum Lebensberufe gewordenen Soldatenſtandes — der jetzt nur für die Offiziere beſteht, — auch unter der gemeinen Mannſchaft, wird in Verbindung mit den täglich mehr für alle Staaten in den Vordergrund tretenden Finanzfragen, Generale und Staatsmänner der Zukunft in die Bahnen der Unterſuchungen und Vorſchläge des Verfaſſers drängen, und ihnen auch hierin die gebührende Würdigung verſchaffen.

Die Andeutungen über Aufſtellung der Invaliden-Kompagnien und deren nützliche Verwendung, ſo wie über die Benützung der Erfahrungen und Kräfte der aus dem aktiven Stande getretenen Offiziere und Generale zu dem inneren Heeres-, Ergänzungs- und Verwaltungsdienſte verdienen alle Rückſicht bei den angeblich ſo ſehr auf Erſparungen und Benützung aller vorhandenen Kräfte für das öffentliche Wohl gerichteten Anträgen und Betrachtungen unſerer Finanz- und Staatsmänner. Seinen Vorſchlägen endlich für den Krankendienſt in den Spitälern hat dieſer erlauchte Hochmeiſter des Deutſchen Ordens durch Errichtung der Kongregationen der Ordensſchweſtern, wozu er die reichen Einkünfte ſeiner hohen Stelle verwendet

hat, thatsächlichen Bestand gegeben, und wie oben erwähnt, dafür in einem besseren Leben die ersten Dankgebete geerntet.

Mit diesem Hauptstücke und seinen Zusätzen endet das Werk des verewigten Verfassers, welches er selbst offenbar nicht abschließen wollte, theils um den Fortschritten der Kriegskunst fortwährend gerecht zu werden, theils um jene Gegenstände, welche er in den zahlreichen Paragraphen seines Schemas gleichsam nur angedeutet, solchen Fachmännern zu überlassen, deren Detailkenntniß sie dazu beruft und befähigt. Als ein paar Beispiele dieser Zurückhaltung des Erzherzogs sei nur erwähnt, daß er der in neuester Zeit so sehr hervortretenden Benützung und Berücksichtigung der Eisenbahnen für militärische Zwecke im Kriegs- und Friedensstande kaum erwähnt und das wichtige Kapitel der militärischen Bildungsanstalten für Ober- und Unteroffiziere ganz den in diesem Zweige erfahrenen Männern überläßt, wie er denn auch die meisten Erwägungen über die Reiterei den dazu befähigten ausgezeichneten Generalen und Kennern dieser Waffe anheimstellt.

Es könnte schmerzlich scheinen, daß das Werk, von dem wir nun Abschied nehmen müssen, kein vollendetes genannt werden kann, allein wo ist denn ein solches, dessen Urheber ein Sterblicher war? und ist es nicht edler, bescheidener und anständiger, statt angemaßter Allseitigkeit sich lieber auf die Ausführung eines bestimmten Kreises der Meisterschaft zu beschränken und darin zu thun, was die vorhandenen Mittel eben gestatteten? Alles menschliche Wissen und Wirken ist unvollkommen und Stückwerk. Nur ein Einziger konnte mit göttlicher Wahrheit sagen: „Es ist vollbracht."

Möge Gott das militärische Vermächtniß des hohen Verfassers zum Besten des Vaterlandes segnen und ihn dafür mit einer noch schöneren Krone schmücken, als die, welcher er auf Erden so nahe stand, und der er so treu und so unverdroßen gedient hat.

Abhandlung über Geld- und Münzverhältnisse und Aufhebung des Deficits.

Grundansichten über Geld und Münze.

Den quantitativen Ausdruck der Schätzung eines Dinges nennt man seinen Werth, der das Produkt von zwei Faktoren ist, nämlich: von dem Grade des Nutzens, den das Ding gewährt und von dem Grade der Schwierigkeit es zu erhalten, welche zwei Faktoren im Ideale außer dem Bereiche des Fühlbaren sind.

Bei dem Austausche des Besitzes der Dinge braucht man den Vergleich der Größe ihrer Werthe, wozu ein den Werthen homogener Maßstab erforderlich ist.

Der Maßstab der Werthe, den wir Geld (von „gelten") nennen, kann also nur außer dem Bereiche des Fühlbaren, nämlich nur ideal sein, da der Werth selbst es ist.

Das Geld muß aber eben die Haupteigenschaft jeder Meßeinheit haben, nämlich eine Unveränderlichkeit, die bis auf das Aeußerste bestehen muß, weil jede noch so kleine Veränderung derselben von unberechenbaren nachtheiligen Folgen wäre, die eine immerwährende Verwirrung aller Geschäftsverhältnisse nach sich ziehen würde.

Aber um im gemeinen Verkehr die ideale Meßeinheit der Werthe, nämlich das Geld gebrauchen zu können, muß dasselbe einen Reflex, einen sichtbaren Vorsteller haben, den wir Münze nennen.

Um nun das ideale Geld gehörig vorzustellen, muß der fühlbaren Münze, so viel als nur immer möglich, die Eigenschaft eines Ideals gegeben werden, was nur dadurch bewirkt werden kann, daß man sie aus einem fast absolut werthlosen Stoffe, z. B. Papier erzeugt und ihren Werth zu einem rein idealischen, nämlich zu einem bloß gesetzlichen Zwangswerth macht.

Hiezu muß aber der Wirkung des Gesetzes die Wirkung des allgemeinen Bedürfnisses beistehen, ein Bedürfniß, das dadurch hergestellt wird, daß alle Abgaben an den Staat einzig und allein in dem gesetzlichen Werthvorsteller entrichtet werden müssen, und jeder andere Werthvorsteller bloß als Waare behandelt werde, auch Niemanden gestattet sei, irgend einen Werthvorsteller zu erzeugen und in Umlauf zu setzen.

Damit also der eigentliche Werth der Münze unveränderlich bleibe und sie somit ihrer Eigenschaft als Geldvorsteller nicht untreu werde, muß:

1. das Gesetz kräftig genug sein, um den einen Faktor, nämlich ihren Nutzen, in allen rechtlichen Verhältnissen im Innern des Staates festzuhalten.
2. Muß die Anzahl ihrer Einheiten unveränderlich sein, damit der andere Faktor, nämlich die Schwierigkeit, sich dieselbe zu verschaffen, weder zu- noch abnehme.

Bevor die Eingriffe der Staatsregierungen in alle Verhältnisse der Gesellschaft zu jenem Grade von mechanischer Vollkommenheit gelangt waren, den sie heut zu Tage erreicht haben, waren die Regierungen unvermögend, einen Zwangswerth der Münze fest zu halten und folglich konnte der ideale Begriff: Werthmaßstab, nämlich Geld, nicht auftauchen, sondern blieb mit dem

Begriffe des inneren natürlichen allgemeinen Werthes des Stoffes der Münze immer verſchmolzen, identificirt. Dennoch machte ſich zu allen Zeiten ein gewiſſer Drang hervor, dieſe Verſchmelzung aufzuheben, nämlich einen bloß idealen Werthmeſſer zu gebrauchen. Die alten Römer hatten ihr As, die Franzoſen ihre livre tournoise, die deutſche Hanſa ihren Bankthaler, die Engländer ihr Pfund Sterling u. ſ. w.

Allein dieſe Werthmeſſer ganz unabhängig von der Münze, und folglich wirklich unabänderlich herzuſtellen, vermochte man noch nicht, weil noch keine hinlängliche Machtvollkommenheit vorhanden war, die dieſe Unabhängigkeit feſthalten konnte.

In ſo lange alſo, als nirgends die Geſetze die heutige allgemeine Gleichförmigkeit und Kraft in allen Theilen eines Staates erreicht und die Staaten ſich von einander nicht ſo vollkommen unabhängig gemacht hatten, wie jetzt, waren die Metalle die einzig möglichen Stoffe der Münze, da der Werth des Stoffes der Schwäche des Geſetzes zu Hilfe kommen mußte, um die Münze in dem geſetzlichen Werthe zu erhalten.

Der ganze Orient iſt noch in dieſem vormaligen Zuſtande, und auch größtentheils Italien, die Schweiz und ein Theil Deutſchlands, weil dieſe Länder in kleine Staaten getheilt ſind.

Aber in allen großen Staaten wirkten drei Haupturſachen zuſammen, um die Menge der vorhandenen edlen Metalle als ungenügſam darzuſtellen für die Bedürfniſſe der Circulation.

Die erſte dieſer Urſachen iſt die große Vermehrung der Bevölkerungen auf dem ganzen Erdenkreis und die ungemeine Ausdehnung der Circulation auf demſelben, wodurch eine mit dieſer Vermehrung und Ausdehnung gleichen Schritt haltende Vermehrung des Umlaufsmittels, nämlich der Münze, erheiſcht wurde.

Die zweite Urſache iſt der große Verbrauch von Gold zu Geſchmeiden und Vergoldungen, des Silbers zu Beſtecken und Geräthen

aller Art, während die Ausbeute der Bergwerke dieſen Verbrauch bei weitem nicht erſetzt.

Endlich die dritte Urſache iſt das ſchnelle Aufeinanderfolgen großer Weltkriſen, welche die Staaten augenblicklich zu außerordentlichen Auslagen zwangen.

Dieſe drei Urſachen brachten alle großen Staaten dahin, für die Circulationsmittel andere Stoffe zu wählen, da die edlen Metalle hiezu zu ungenügend geworden waren.

Hätten die großen Staaten hartnäckig darauf beſtanden, aus keinem anderen Stoffe, als aus Gold und Silber Münze zu erzeugen, ſo hätten alle Werthe der Dinge, nämlich alle Preiſe ungemein fallen müſſen, zur großen Störung aller auf ihren vorigen Stand gegründeten Verhältniſſe, da der Werthmeſſer ſich vergrößert hätte im Verhältniſſe der durch ſeine Seltenheit vermehrten Schwierigkeit, ihn zu erhalten.

Das Bedürfniß zwang ſomit alle große Staaten, Papiermünze zu erzeugen, und die Fortſchritte der Macht ihrer Regierungen ſetzten ſie in den Stand, ihr einen Zwangscours zu geben; allein ſowohl die öffentliche Meinung als die Regierer ſelbſt faßten die Weſenheit dieſes Schrittes noch nicht auf; befangen in einer Art von Bedürfniß, ſich an den natürlichen Werth von etwas Materiellem anzuklammern, betrachteten ſie die Sache in dem geradezu verkehrten Sinne von ihrer Wirklichkeit und betrachteten die Papiermünze als Vorſteller der Metallmünze und nicht des Geldes. Sie konnte es auch in der That noch nicht ſein, in ſo lange als die Menge der circulirenden Metallmünze die Menge der Papiermünze weit übertraf und das Zuſammenwirken beider Münzſorten zur Sättigung des Bedarfes, des Verkehrs noch nöthig war.

Im Kaiſerthume Oeſterreich allein ergab ſich der bisher einzige Fall, daß durch die allmählige Vermehrung der Papiermünze dieſe ſo zahlreich wurde, daß ſie allein zur Sättigung des Circulations-

bedürfnisses genügte, und folglich die Metallmünzen aus selber ganz verdrängt wurden.

Demungeachtet war die Papiermünze noch lange als bloße Anweisung auf Metallmünze angesehen, da man sich noch nicht auf die Höhe des Begriffes geschwungen hatte, daß der Werthmesser allen natürlichen Werth seines Stoffes entbehren und bloß auf die Kraft des Gesetzes und auf seine Menge im Verhältnisse des Bedürfnisses der Circulation gegründet sein könne und müsse.

Aber bald verlor nothwendigerweise die Papiermünze durch ihre, von Kriegsumständen erzwungene Vermehrung und die gleichzeitig immer steigende Unzulänglichkeit der edlen Metalle zur Circulation nicht allein den Charakter von Anweisung auf selbe, da es nicht mehr gegen diese al pari umgesetzt werden konnte, sondern alle Verhältnisse wurden gestört durch die rasche Zunahme der Menge dieses Werthmessers, welcher in demselben Verhältnisse alle Werthe, nämlich alle Preise ungemein steigen machte, während alle in früheren Zeiten bedingten Zahlungen nach dem Nennwerth dieser im Realwerth gesunkenen Münze angenommen werden mußten.

Da war eine Zeit, in welcher alle Gläubiger, Kapitalisten und Besoldeten gähe verarmten, alle Erzeuger aber gewannen oder wenigstens im Gleichgewicht blieben, wenn ihre Verzehrung sich mit der Erzeugung ausglich. Vielfältige Krisen (die die Erfahrung über das Wesen des Geldes, wenn auch auf Kosten Vieler, steigerten), brachten die Entstehung der österreichischen Nationalbank hervor, dieses ganz neuen Zwitterwesens, das die Doppelnatur einer Staatsanstalt und einer Privatanstalt in sich vereiniget.

Der Staat begab sich des Rechtes Papiermünze zu machen, und legte es in die Hände einer Privatgesellschaft, unter der Bedingung, daß sie nie größere Summen Papiergeld in Umlauf bringe, als sie andere Werthgegenstände besitzt, und versprach ihr dagegen die Anerkennung des Werthes ihrer Papiermünze durch das

Geſetz aufrecht zu erhalten. Die Privatgeſellſchaft unterwarf ſich der ſteten Oberaufſicht und Kontrolle des Staates, in allen ihren Unternehmungen, und insbeſondere der Pflicht, ohne Einwilligung der Staatsverwaltung die umlaufende Menge der Banknoten nicht zu vermehren, wodurch die ſo äußerſt wichtige Angabe dieſer Menge zugleich von der Regierung, und von einer Privatgeſellſchaft gewährleiſtet wird.

Als Privatanſtalt iſt die Bank allen Geſetzen des Staates unterworfen, aber nicht verkörpert mit deſſen Schickſal. Dagegen als eine unter der Staatsaufſicht ſtehende Anſtalt, iſt das Publikum von ihr verſichert, daß ſie nie mehr Banknoten hinausgebe, als ſie anderwärtige Werthe beſitzt, und alſo nie ſelbſt Banquerotte machen kann.

Dieſer ganz neue und in keinem anderen Lande bisher ſtattfindende Zuſtand der Dinge dauerte viele Jahre glücklich fort, und rückte die Anſicht der Weſenheit des Geldes ſchon etwas näher zu jener der Unabhängigkeit ſeines Werthes, von dem Werthe ſeines Stoffes, allein es klebte ihr noch das Vorurtheil an, daß die Gewichtseinheiten edler Metalle die Wertheinheiten, nämlich die eigentlichen unwandelbaren Werthmaßſtäbe ſeien, und die Papiermünze nur Anweiſung auf ſelbe allein und nicht auf jeden Werth ſei, indem die Bank ſich verpflichtete, ihre Banknoten immer gegen Gewichtseinheiten edler Metalle (klingende Münze) einzutauſchen.

Es lag alſo noch hierin ein greller Widerſpruch mit dem Grundſatze, daß alle Werthe, die die Bank beſitzt, und nicht die edlen Metalle allein von den Banknoten vorgeſtellt ſeien oder beſſer zu ſagen, ein Widerſpruch mit der Anſicht, daß die Banknoten bloß Anweiſungen auf edle Metalle ſeien, während ihre Zahl die Werthe der Vorräthe an dieſen Metallen in den Bankgewölben weit übertreffen mußte, und zwar um den Betrag aller anderen Werthe, die ſich im Beſitze der Bank befinden.

Der Augenblick mußte also kommen, und kam auch wirklich, in welchem jener Widerspruch sich offenbarte, und die Bank das Versprechen der Gleichhaltung der Banknoten mit Silbermünze nicht mehr halten konnte; die Unhaltbarkeit dieses Versprechens, die Werthe von zwei so heterogenen Wesen als Geld und Waare gleich zu halten, deren einer stätig sein soll, der andere unvermeidlich schwankend ist, mußte endlich an den Tag kommen, und somit das Versprechen selbst als unerfüllbar, und folglich als todt geboren sich darstellen.

Man vergesse ja nicht, daß die Banknoten nicht Privatwechsel sind, welch' letztere wohl Anweisungen auf Silbermünze sein können, da sie selbst Waare sind, deren Werth kein Gesetz festhält; aber die Banknoten sind Geld, und zwar österreichisches Geld, weil sie einen gesetzlichen Werth in Oesterreich haben, und weil sie als solches fast das einzige Umlaufsmittel des österreichischen Kaiserthumes sind.

So wie der Dichter den Phönix aus seiner Asche neu verklärt hervortreten läßt, ebenso tritt die Ansicht der Wesenheit des Geldes auch aus der Krisis der neuesten Umstände neu geläutert hervor. Man ist nämlich gezwungen die große Wahrheit einzusehen, daß das Geld ein idealer Werthmaßstab ist, und die edlen Metalle erscheinen deutlicher als jemals als Waare von schwankendem Werthe, was sie immer waren und immer sein werden.

In der That, den Gold- und Silbermünzen kann kein Gesetz die Eigenschaft von wahren Geldvorstellern ertheilen und jene von Waare benehmen, deren Werth zeitweise und lokalweise steigt oder fällt, nach der Menge der Ausbeute dieser Metalle, nach der größeren oder minderen Verwendung derselben zu anderen Zwecken, nach ihrer Legirung in den einzelnen Münzen, nach dem Gepräge derselben und den Phasen des Handels, der eine größere oder mindere Nachfrage eines besonderen Gepräges verursacht ꝛc.; Alles

Urſachen, die die Schwankungen des Werthes der einzelnen Münzſorten aus Gold und Silber in den Wechſelſtuben der ganzen Welt verurſachen, und kein Geſetz iſt im Stande, dieſe Schwankungen zu verhindern.

In jenen Ländern, die an dem Welthandel unmittelbar Theil nehmen, ſind jene Schwankungen des Werthes der einzelnen Münzſorten aus Gold und Silber, ſelbſt auf den Wochenmärkten und in dem kleinſten Verkehre fühlbar und unvermeidlich.

So iſt, war und bleibt es immer unmöglich aus einem Stoff, der ſelbſt einen Werth hat, einen unveränderlichen Werthmeſſer, ein Werthſtandard zu machen, und die widerſinnige Verſchmelzung des idealen Begriffes Werthmaßſtab, nämlich Geld, mit dem materiellen Begriffe Werth des Stoffes der Münze, nämlich eines unveränderlich ſein ſollenden mit einem unveränderlich nicht ſein könnenden Gegenſtande, bringt täglich und überall in allen Welttheilen ſehr empfindliche Störungen aller Geſchäftsverhältniſſe hervor, zum großen Nachtheile der großen Menge, die den Schwankungen der Werthe der Münzen nicht nachgehen kann, und zum großen Vortheil aller vorzüglich Geldgeſchäfte Treibenden, unter welchen die zwiſchen den europäiſchen Nationen zerſtreut wohnende jüdiſche Nation den erſten Rang behauptet, ſowohl durch ihre natürlichen Handelsanlagen, als durch einen einzig in der Welt ſtehenden engen Stamm- und Nationalverband, wodurch ſie einem einzigen Individuum gleicht, das durch ſeine Allgegenwart den Scepter alles Handels in Händen hat.

Es iſt aber ſchon der Zeitpunkt eingetroffen, in welchem die Werthmaßſtäbe aus werthloſen Stoffen als das wahre Idealgeld zu erſcheinen beginnen, deſſen Werth, wie alle Werthe, das Produkt zweier Idealfaktoren iſt, nämlich ſeines Nutzens zur Deckung des Bedarfes des Umlaufes und der Schwierigkeit, es zu erhalten, die wieder von deſſen umlaufender Menge abhängt.

Sind diese zwei Faktoren stätig, so ist es auch dieser Werthmaßstab.

So könnte im Kaiserthume Oesterreich durch Unveränderlichkeit der Menge der Banknoten der so große und wohlthätige Fortschritt des unveränderlichen Gleichgewichtes zwischen Geld und Münze erreicht und hiemit die so erwünschte Thätigkeit aller Werthverhältnisse zur großen Beruhigung der gesammten Bevölkerung für immer festgestellt werden.

Daß Oesterreich die große, immer mit Gefahr verbundene Krisis bereits überstanden hat, die allen übrigen Staaten noch bevorsteht, jene nämlich, seinen ganzen Circulationsbedarf mit Papier- und Scheidemünze zu sättigen und dadurch beinahe seinen ganzen Vorrath an Münzen von edlen Metallen zu erübrigen und als müßig geworden, zum großen Theil in das Ausland zu schicken, um ihn gegen Nutzen bringende Gegenstände auszutauschen, ist für Oesterreich ein Glück, das nur von Schwachköpfen, oder in der Vorliebe für geprägtes Gold und Silber vernarrten Menschen als ein Unglück betrachtet werden kann.

Es ist derselbe Fall, wie wenn ein Gutsbesitzer, der eine große Menge Kartoffel jährlich braucht, um seine Branntwein-Brennerei im Gange zu erhalten, auf einmal die Erfindung machte, denselben Branntwein aus einem Stoffe von gar keinem Werthe zu erzeugen, und dadurch seine Kartoffeln zum Verkauf zu erübrigen, wodurch er sich auf einmal um den ganzen Werth der Kartoffeln, oder der für denselben gekauften Gegenstände bereichert findet.

Wenn je das Silber wieder al pari mit den Banknoten gebracht werden sollte, was nur durch Anlehen im Auslande bewerkstelligt werden kann, so tritt man zurück von der glücklich in Ausübung gebrachten Erfindung, die Circulation mit werthlosen Papierblättern im Gange zu erhalten, und verliert wieder jährlich einen beträchtlichen Theil eines werthvollen Handelsartikels, der zur Zahlung

der Intereſſen in's Ausland gehen muß — ſo reißt man wieder die nämliche, ſo ſchmerzhafte Wunde auf, welche die Zeit vernarbt hat, jene nämlich, daß alle Geldverhältniſſe gewaltſam verletzt werden.

Oeſterreichs Finanzen haben ſomit einen Vorſprung, einen Vorzug vor den Finanzen aller übrigen Staaten, ſie gehen ihnen vor, ſtatt, wie manche meinen, ihnen nachzuſtehen, ſie haben nicht ohne ſchmerzhafte, durch unglückliche Kriege und politiſche Ereigniſſe herbeigeführte, aber bereits überſtandene Kriſen die Verwandlung der Papier und Scheidemünze aus einem unſelbſtſtändigen, bloßen Gold- und Silbermünzvorſteller in einen ſelbſtſtändigen Geldvorſteller glücklich vollendet. Oeſterreich iſt ſomit zu einem unveränderlichen Werthmeſſer, zum Beſitz von wahrem Gelde, es iſt zur Löſung dieſes wichtigen, ſowohl Staats- als Hauswirthſchafts-Problems gelangt, was anderen Staaten, die noch in dem Dualism von Papier- und Gold- und Silbercirculation befangen ſind, noch lange nicht vermögen werden und hiezu noch jene gefährlichen, erſchütternden Kriſen zu beſtehen haben, die Oeſterreich bereits hinter ſich hat. Sie tappen noch im Zwielicht der Dämmerung und haben die Nacht vor ſich, während für Oeſterreich die Nacht überwunden und bereits der Tag angebrochen iſt, der Tag der Errungenſchaft eines rationellen unabänderlichen Geldes, durch welches ihm die Möglichkeit dargeboten iſt, alle Finanzverlegenheiten ſiegreich und nachhaltig zu überwinden, wie man aus Folgendem erſehen wird.

Vorſchlag einer Massregel,

um das Gleichgewicht zwiſchen Staatseinnahmen und Staatsausgaben im öſterreichiſchen Kaiſerthume herzuſtellen.

Um dieſes ſo wünſchenswerthe Gleichgewicht herbeizuführen, wollen wir verſuchen, ein Mittel vorzuſchlagen gegen das Unver-

mögen der Staatseinnahmen die Staatsausgaben zu decken, ohne die Menge der Banknoten stets zu vermehren, ohne die bestehenden Abgaben höher zu spannen, da die direkten Auflagen auf dem Erzeuger natürlicher Produkte, nämlich dem wichtigsten Gliede im Staate, schon so lasten, daß sie nicht wohl erhöht werden können, ohne ihn sehr niederzudrücken, und durch neue indirekte Auflagen oder die Steigerung der bestehenden, würde man in neue Ausgaben verfallen, um sie hereinzubringen und die Wohlhabenheit, die Moralität und die Gemüthsruhe des größten Theils der Bevölkerung untergraben.

Man schütze ja nicht dagegen die banale Bemerkung vor, daß im österreichischen Kaiserthume eine geringere Summe von Abgaben auf jeden Einwohner fällt, als in andern Staaten; denn vollkommen heterogene Wesen und Umstände numerisch zu vergleichen, ist Unsinn. Ebenso wenig verfalle man auf den Gedanken, das Deficit durch neue Schulden zu decken, sich auf den eben so unsinnigen numerischen Vergleich des Verhältnisses der dermaligen österreichischen Schuld zur Zahl der Einwohner des Kaiserthums in Vergleich des ähnlichen Verhältnisses in anderen Staaten stützend, denn Schulden machen, um ein fortlaufendes Deficit zu decken, ist eine Selbsttäuschung, ebenso verderblich für einen Staat, wie für einzelne Menschen, es ist ein Graben eines Loches, um ein anderes auszufüllen, wobei man hier die Kosten des Grabens, so wie dort die Provisionen, die Nachlässe und Interessen noch überdies einbüßt.

Wir sagten, der Werthmesser, nämlich Geldvorsteller, soll unveränderbar sein, sein Stoff soll also physisch unbrauchbar, nämlich nutzlos sein.

Sein Nutzen soll ihm durch eine moralische Kraft verliehen sein, und zwar eine immer unveränderbare.

Die Schwierigkeit, sich denselben zu verschaffen, soll ebenfalls unveränderbar sein, nämlich seine Seltenheit soll immer dieselbe sein,

das so viel ist, als er soll immer in gleicher Menge, allen gleich zugänglich sein.

Innerhalb der Gränzen eines Staates besteht die moralische Kraft, die dem Werthmesser den Nutzen verschafft und die seine Menge unveränderbar erhalten kann.

Der Verkehr mit anderen Staaten erfordert wohl auch, in so weit es thunlich ist, einen gemeinschaftlichen Werthmesser, aber da besteht keine moralische Kraft, die über alle Staaten gebietet. Da muß der Werthmesser den Nutzen von seinem Stoffe erhalten und dieser Nutzen wird immer in verschiedenen Gegenden und Zeiten sich verändern, seine Seltenheit wird ebenfalls zu- und abnehmen. Ein solcher Werthmesser wird also immer die wichtigste Haupteigenschaft der Unveränderbarkeit entbehren.

So soll der Staat ein Weltgeld und ein heimatliches Geld haben, und für jede dieser beiden Geldarten besondere Münzen, die sie vorstellen.

Die Münzen des Weltgeldes von bestimmtem Gewicht und bestimmtem Reinheitsgrad der zwei edlen Metalle, als die Stoffe, welche überall und immer einen gewissen Nutzen gewähren, während deren Menge großen Schwankungen unterworfen ist, wie kürzlich die Menge des Goldes durch dessen Ausbeute in Californien und Australien. Die Münzen des heimatlichen Geldes aus werthlosem Stoff, aber unnachahmbar und in stätiger Menge.

Die Sätze, welche zu der Verständigung unseres Vorschlages fest zu halten wären, sind demnach folgende:

Werth ist eine ideale Größe, die in dem Produkte des Grades des Nutzens eines Dinges, auf das sie sich bezieht, und des Grades der Schwierigkeit es zu erhalten, ihren Ausdruck findet.

Der Maßstab der Werthe, den wir Geld nennen, muß folglich auch ein Ideal sein, dessen fühlbaren Vorsteller man Münze nennt: somit muß auch die Münze nahezu Ideal sein, und als Maßstab-

vorsteller die Haupteigenschaft jedes Maßstabes haben, nämlich unveränderlich sein.

Edle Metalle genügen nirgends mehr als Münze, auch ist ihr Werth, nämlich ihr Verhältniß zum Gelde, zu schwankend.

Münze kann dermalen nur aus werthlosen Stoffen bestehen. Der Werth jeder Münze hängt ab von dem Verhältnisse der Menge der vorhandenen Münze zur Ausdehnung der Länder, in denen sie Zwangscours hat.

Papiermünze und Silber- oder Goldmünze in gleichem Werth erhalten wollen, ist eben so unsinnig, als zwei Uhren vollkommen gleich gehen zu machen, oder zwei Meßstangen von verschiedenen Stoffen, die sich bei Wärme und Kälte verschieden ausdehnen oder zusammenziehen, in vollkommen gleicher Länge erhalten zu wollen.

Man führe nicht dagegen das Beispiel von Ländern an, wo die Metallmünze das eigentliche Circulationsmittel ist und das Papier in so geringer Menge sich befindet, daß es nicht selbst Münze ist, sondern Anweisung auf Metallmünze.

Die Münze von hohem Werthe ist nun schon allgemein auf der ganzen Welt von Papier erzeugt und bildet überall mehr oder weniger das vorzüglichste Circulationsmittel.

Im österreichischen Kaiserthume sind die Banknoten bereits das einzige eigentliche Circulationsmittel für höhere Beträge, und müssen es schon nothwendiger Weise bleiben, während für niedere Beträge die Scheidemünze dient.

Nach diesen Voraussetzungen schreiten wir nun zur Entwicklung unseres Vorschlages, der dahin zielt, zwei große Zwecke zugleich zu erfüllen, nämlich:

1. einen ständigen unveränderlichen Werthmesser, das ist: ein wahres Geld zu erhalten,
2. dem Staate ein bedeutendes, sicheres Einkommen ohne allen Verwaltungslasten und Sorgen zu verschaffen.

Die Erfüllung des ersten Zweckes erheischt, daß die Summe des Realwerthes der circulirenden Masse Banknoten immer dieselbe bleibe.

Zur Erfüllung des zweiten Zweckes wird vorgeschlagen, daß der Realwerth der circulirenden Banknoten allmälig schwinde, und dieser Schwund ebenso allmälig ersetzt werde durch den gleichen Realwerth von neuen Banknoten, die dem Staate zur Deckung seiner jährlichen Auslagen übergeben werden.

Es ist dieses eine Auflage auf den Besitz der Münze, den einzigen Besitz, der bisher von aller Auflage verschont war, und der hiermit billigermaßen allen andern Besitzthümern gleichgestellt würde, es wäre eine Auflage, die jeder zu tragen hätte, genau in dem Verhältnisse sowohl der Menge Münzen, die er besitzt, als der Zeit, binnen welcher er sie besitzt; es wäre ein allmäliges Schwinden des Realwerthes der Münze, wodurch das Besitzthum der Münze bloß dem Schicksale aller andern Besitzthümer unterworfen würde, welche alle allmälig im Werthe schwinden; so schwindet das Korn auf dem Speicher, das Gebäude verschlingt Reparaturen, der Acker erschöpft sich, das Hausthier verschlingt Futter und veraltet; Kleider, Werkzeuge, Geräthe aller Art nutzen sich ab; ja selbst Metallmünze ist der Abnützung unterworfen.

Aber da der Totalbetrag des Schwundes, den der Realwerth der Banknoten erleidet, immer allmälig ersetzt wird durch Emission von neuen Banknoten, deren summarischer Realwerth jenem Totalbetrage des Schwundes gleich ist, so bleibt die Größe der Masse des circulirenden Geldvorstellers und folglich auch die Größe seines Bruchtheiles, nämlich des eigentlichen Werthmessers, Gulden genannt, standhaft, — und diese Standhaftigkeit ist jene, die alle Verhältnisse ungestört erhalten muß; somit träfe gerade das Umgekehrte von dem dermaligen Stande der Dinge ein, denn dermalen ist das mit der Münze verkörperte Geld eigentlich veränderlich im Werthe und künftig träfe die Veränderlichkeit nur die Münze und nie das Geld.

Wir wollen nun annehmen, daß die Masse der dermal circulirenden Banknoten 480 Millionen Gulden betrage. — Ist einmal die Sicherheit hergestellt, daß diese Masse circulirender Banknoten, (mit der sich alle Preise bereits in Verhältniß gesetzt haben,) sich immer unverbrüchlich gleich bleibt, so ist hiermit auch der Werthmesser, nämlich die Einheit des Geldes, die wir Gulden nennen, unveränderlich gehalten.

Die österreichische Geldeinheit, nämlich den Realgulden, der bereits in hundert Neukreuzer eingetheilt ist, tragen wir an, durch Banknoten vorzustellen, welche nur binnen sechzehn Monaten gesetzlichen Werth haben, nämlich vom 1. Oktober des einen Jahres angefangen, während des ganzen folgenden Jahres, bis Ende Jänner des nächstfolgenden.

Jedes Jahr hat die Emission neuer Banknoten, aber von veränderter Gestalt und vielleicht auch von veränderter Farbe zu erfolgen.

Die letzten drei Monate eines jeden Jahres und das erste des folgenden Jahres sind zur Umwechslung der umlaufenden Banknoten gegen die neueintretenden bestimmt.

Nach unserem Vorschlage hätte also der Realwerth der coursirenden Banknoten, der bis letzten Jänner 1861 ihrem Nennbetrage gleich bliebe, am ersten Februar 1861 einen Schwund von zwei Kreuzern von jedem Gulden ihres Nennbetrages zu erleiden, dann wieder einen zweiten gleichen Schwund am ersten April

„ dritten „ „ „ „ Juni
„ vierten „ „ „ „ August
„ fünften „ „ „ „ Oktober,

so daß an diesem Tage der Realwerth von jeder Banknote sich auf $^9/_{10}$ ihres Nennbetrages belaufe, und sie diesen Realwerth beibehalte bis letzten Jänner 1862, an welchem Tage sie gegen neuartige Banknoten von demselben Nennbetrage, wie der ihr gebliebene Realwerth eingewechselt sein wird (unter Daraufzahlung der Differenz

er beiden Realwerthe) und dann mit Anbruch des ersten Februar 862 werthlos wird.

Diesem nach hätte die dermalige Banknote von:		Bis letzten Jänner 1861.	Von da bis letzten März 1861.	Von da bis letzten Mai 1861.	Von da bis letzten Juli 1861.	Von da bis letzten September 1861.	Von da bis letzten Jänner 1862.
		einen Realwerth von					
1000 Gulden	Nennbetrag	1000 Gulden	980 Gulden	960 Gulden	940 Gulden	920 Gulden	900 Gulden
100 „	„	100 „	98 „	96 „	94 „	92 „	90 „
10 „	„	1000 Kreuzer	980 Kreuzer	960 Kreuzer	940 Kreuzer	920 Kreuzer	900 „
5 „	„	500 „	490 „	480 „	470 „	460 „	450 „
1 „	„	100 „	98 „	96 „	94 „	92 „	90 „

wornach man bei jeder Zahlung genau den Realwerth erhält, den man zu fordern hat, und wenn man die erhaltenen Banknoten vor dem nächsten Schwundtage ausgibt, so hat man gar keinen Verlust erlitten.

An jedem Schwundtage wird der stattgehabte Schwund an Realwerth durch den nunmehrigen Realwerth von neu erzeugten Banknoten derselben Gattung, wie die coursirenden ersetzt, so daß die ganze Masse der coursirenden Banknoten, immer denselben anfänglichen Realwerth beibehält, wenn auch ihr Nennbetrag allmälig wächst, und die zu dem Ersatze des Schwundes erzeugten Banknoten werden dem a. h. Aerar verabfolgt.

Wenn also bis einschließlich letzten Jänner 1861 die Banknotencirculation in 480 Millionen Gulden Nennbetrag besteht, und man diesen Betrag auch zum beständigen Realbetrag annimmt, so werden diese 480.000.000 Gulden am 1. Februar 1861 einen Schwund von zwei Kreuzer bei jedem Gulden erleiden, nämlich jeder Gulden wird auf einen Realwerth von achtundneunzig Kreuzer herabsinken, wornach jene Summe am 1. Februar nur $480.000.000 \times 99 = 470.400.000.00$ Kreuzer oder 470.400.000 Gulden Realwerth haben wird und folglich wird ein neues Banknotenquantum von 480.000.000 weniger: 470.400.000 gleich 9.600.000 Gulden Realwerth hinzukommen müssen, welches dem a. h. Aerar übergeben wird, um die gesammte Circulation wieder auf die Höhe von 480.000.000 zu bringen. Aber diese neue Banknotensumme, da sie noch am letzten Jänner hinzukommt, muß selbst von ihrem Nennwerthe den Verlust von zwei Kreuzer von jedem Gulden erleiden; um daher jene 9.600.000 Gulden Realwerth vorzustellen, müssen die 9.600.000.00 Kreuzer durch 98 dividirt werden, wodurch man 9.795.918.26 Kreuzer oder 9.795.918 Gulden erhält, welche in diesem Nennwerthe neu erzeugt werden müssen, wodurch am 1. Februar der Nennwerth der Masse der circulirenden Banknoten $480.000.000 + 9.795.918 = 489.795.918$ Gulden betragen wird.

Nach diesen Voraussetzungen wäre es leicht, eine Tabelle abzufassen, welche auf einen Blick die Rechnung in ein klares Licht stellt.

Ueber Scheidemünze.

Ein großes Bedürfniß für die Bevölkerung iſt das Vorhandenſein einer hinlänglichen Menge von Scheidemünze.

Dieſe beſteht aus Papiermünze zu zehn Kreuzer und aus Kupfermünzen zu 4, 1 und ½ Kreuzer.

Zwar ſollte — ſtrenge genommen — die Scheidemünze das Schickſal der Banknoten theilen und ebenfalls einen Schwund erleiden, um die Anſammlung der Scheidemünze durch den Spekulanten zu verhindern, welcher auf dieſe Art dem Schwunde, den die Banknoten erleiden, entgehen könnte.

Da aber der Spekulant, welcher Scheidemünze ſammelt und aufbewahrt, kaum mehr an erſpartem Schwund gewinnen kann, als er an Intereſſen verliert, ſo kann ihm dieſer ſehr unbedeutende Gewinn nicht die verlorne Zeit und Mühe, welche er zur Sammlung aufwendete, lohnen, noch die Gefahr erſetzen, in die Strafen zu verfallen, welchen jene ausgeſetzt ſind, die entweder Scheidemünze mit Agio verkaufen, oder ſelbe auch bloß über den eigenen Bedarf anhäufen, — eine Anhäufung, die nicht leicht zu verbergen iſt, wegen des Umfanges, den eine bedeutende Summe ſolcher Scheidemünze einnimmt.

Auch wird es räthlich ſein, in allen Empfangs- und Ausgabsrechnungen beſondere Rubriken für Banknoten und für Scheidemünze zu führen und ſie an den Vorabenden der fünf Schwundtage abzuſchließen, die Schwundverluſte vom Kaſſareſte in Banknoten abzuziehen und die Reſte an Scheidemünze beſonders fürzutragen.

Geſetzliche Beſtimmungen in Bezug auf dieſe Maßregel.

Kontrakte dürften künftighin nur auf öſterreichiſches Geld, nämlich Gulden, oder auf eine beſtimmte klingende Münzſorte geſchloſſen werden; erſtere werden mittelſt Banknoten und Scheide-

münze erfüllt, letztere mittelſt der beſonders benannten Münzſorte, die nicht die Scheidemünze ſein darf.

Damit weder Schuldner noch Gläubiger durch den Banknotenſchwund übervortheilt werden, wäre geſetzlich zu beſtimmen, daß alle Zahlungen auf einen der folgenden Tage, nämlich den 1. Jänner, 1. März, 1. Mai, 1. Juli, 1. September, 1. November übertragen werden, da dieſe Tage ſich in der Mitte zwiſchen zwei Schwundtagen befinden, wenn nicht etwa in künftigen Fällen ausdrücklich andere Zahlungstage bedungen werden, wie z. B. bei kleinem Ankaufe, bei Taglohn oder Arbeitszahlungen. Liegt die Schuld der Nichtleiſtung der Zahlung am Verfallstage am Schuldner, ſo müſſen die Banknoten nach ihrem Realwerth jenes Tages, an dem die Zahlung wirklich geſchieht, gerechnet werden, mit Daraufzahlung von $1/30$ Kreuzer auf jeden Gulden für jeden Verſpätungstag der Zahlung bis zum nächſten Schwundtag. Liegt die Schuld der Verſpätung der Zahlung am Gläubiger, ſo müſſen die Banknoten nach ihrem Realwerthe am Verfallstage berechnet werden.

Wenn Depoſiten in Banknoten geſchehen, ſo muß das Amt für die Banknoten Weltmünze kaufen, bevor ein Schwundtermin eintritt. Der Eigenthümer des Depoſiti muß ſich den Marktpreis gefallen laſſen, den die Weltmünze gekoſtet hat.

Alle Rechnungen ſind immer am Vorabend eines Schwundtages zu ſchließen, ſie müſſen immer in Realgulden geführt werden. In größeren Rechnungen, namentlich ſolchen, in welchen in Einnahme oder in Ausgabe oder in beiden beſonders viel Scheidemünzen vorkommen, ſind ſowohl für die Einnahmen als für die Ausgaben zwei Rubriken zu halten, die eine für die Banknoten, die andere für die Scheidemünze.

Jede Rubrik wird beſonders ſummirt und zuletzt werden die Ausgaben in Banknoten von den Einnahmen in Banknoten, ſowie die Ausgaben in Scheidemünze von den Einnahmen in Scheide-

münze abgezogen. Von dem Kassareste in Banknoten wird ferner der Betrag, um welchen die Summe am Schwundtage an Realwerth abnimmt, abgezogen, der Kassarest an Scheidemünze wird aber unverändert übertragen.

Bei allen Posten der Einnahme oder Ausgabe ist der Verfallstag und der Zahlungstag anzumerken.

Wirkung der vorgeschlagenen Massregel.

a) Auf die Staatsfinanzen.

Die Finanzen erhielten durch diese Maßregel das sehr beträchtliche jährliche Einkommen von 50.043.468 Gulden,

das vollkommen sicher und in genau bestimmten Summen periodisch einginge,

das weder Einbringungs- noch Verwaltungskosten verursachen würde,

das die so gehässige Anwendung von Zwangsmitteln ganz beseitiget, denn Jedermann zahlt diese Abgabe fast unbemerkt, da das Geld aus seinen Händen, wie von selbst entschwindet, und er hiebei den Vortheil hat, von jedem Zahlungsgeschäft enthoben zu sein, das immer mit Umständlichkeiten, Zeitverlust und oft entfernten Gängen verbunden ist.

Die Finanz hätte nur dafür Sorge zu tragen, daß so viel wie möglich in ihren Kassen die monatlichen Einnahmen den monatlichen Ausgaben gleichkommen, damit die Abnahme an Schwund der in den Kassen liegen bleibenden Banknoten sich möglichst vermindere.

Die Staatsschuldverschreibungen würden im Preise steigen, und zwar aus doppelter Ursache, erstens: weil eine Maßregel, die das Einkommen eines Staates auf die Höhe seiner Ausgaben bringt, immer zur Folge hat, daß jeder Ausländer einem solchen

Staate gerne ſein Geld anvertraut, und zweitens: weil Jedermann lieber Staatsſchuldverſchreibungen kaufen wird, als Summen in Banknoten liegen zu laſſen, von denen er periodiſchen Verluſt erleiden muß.

So wird dieſe Maßregel dem Staate die Möglichkeit gewähren, in dringenden Fällen, Geld zu nicht hohen Prozenten zu erhalten.

Aber um zu verhindern, daß die Staatsſchuldverſchreibungen als Geld umlaufen, und ſomit die Umlaufsſumma ſteigern, muß getrachtet werden, die auf kleine Summen lautenden Staatsſchuldverſchreibungen nach und nach einzulöſen, da dieſe allein jene Gefahr hervorbringen könnten.

Dieſe ſo bedeutende Vermehrung des Staatseinkommens wird die Staatsverwaltung in Stand ſetzen, einige Auflagen aufzulaſſen, die beſonders drückend ſind, viele Adminiſtrationskoſten verurſachen, und im Verhältniß nicht ergiebig ſind, und das Auflaſſen dieſer Auflagen würde bei dem Volke der neuen Maßregel einen guten Eingang verſchaffen.

b) Auf die Nationalbank.

Dieſe Maßregel verändert in nichts die Grundeinrichtung der Bank.

Sie erklärt bloß die Abſurdität und folglich Nullität des Verſprechens, die Banknoten al pari gegen Silbergeld einzuwechſeln, das immer unvermeidlich die Eigenſchaft einer „Waare" behält, und da die Regierung die Bank von ihrer Verpflichtung der Auswechslung ihrer Noten gegen Silber al pari des Nennbetrages losſagt, (eine Verpflichtung, die die Bank ohnehin ſchon längſt nicht erfüllt,) ſo iſt die Regierung auch von ihrer Verpflichtung enthoben, den einzelnen Banknoten unveränderlichen, geſetzlichen Werth zu ſichern, um ſo mehr, als der wahre Realwerth der ganzen

Maſſe der im Umlauf befindlichen Banknoten immer derſelbe bleibt, von dem geſammten Vermögen der Bank gedeckt.

Der Bank wird keine andere Laſt auferlegt, als:

Erſtens. Die Tragung des Verluſtes, den durch den Schwund die Bank an jenen Noten erleidet, die ſie durchſchnittlich in ihren Kaſſen liegen hat.

Zweitens. Die Auslage der Fabrikation von neuartigen Banknoten alle Jahre.

Allein der erſte Verluſt kann ſehr herabgeſetzt werden durch eine vorſichtige Gebahrung, die dem Anhäufen bedeutender Summen in Banknoten in den Kaſſen vorbeuget, und die Bank findet ſich nur hierin in der nämlichen Lage, wie alle Inwohner und Anſtalten des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, deſſen Schutz ſie genießt.

Die Auslagen der Fabrikation können nicht alle als Mehrauslagen betrachtet werden, da die Bank ohnehin bemüßiget iſt, von Zeit zu Zeit neue Banknoten herauszugeben, um die Verfälſchungen zu erſchweren.

Dagegen aber hätte die Bank zwei ſehr bedeutende Vortheile, welche die oben erwähnten Laſten weit überwiegen.

Der erſte dieſer Vortheile iſt aber jener der Enthebung von der Verpflichtung, die Banknoten gegen Silber al pari auszutauſchen.

Der zweite Vortheil iſt die große Erſchwerung der immer häufiger und gefährlicher werdenden Verfälſchung der Banknoten, indem die Verfälſcher eine geraume Zeit brauchen, um ſich die Maſchinen und andere Werkzeuge zu verſchaffen zur Nachahmung neuer Banknoten, deren Geſtalt ihnen nicht bekannt iſt vor dem erſten Tage ihrer Herausgabe, und da dann ihre Giltigkeit nur ſechzehn Monate dauert, ihr Werth täglich ſinkt und nach zwölf Monaten ſchon ihre Einwechslung anfängt, folglich die Wahrſchein-

lichkeit der Entdeckung der falschen Banknoten ungemein zunimmt, so ist in allen diesen Hinsichten den Verfälschern die Sache sehr erschwert.

Einen weiteren Vortheil mag die Bank durch die Vermehrung der Anzahl der umlaufenden Banknoten, und dadurch vermehrten Fälle ihrer Zerstörung durch Feuersbrünste und andere Zufälle erhalten.

c) Auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung.

Da der Staat eine Vermehrung seines Einkommens braucht, und diese Vermehrung nur durch Beiträge der Staatsangehörigen erhalten werden kann, so ist es eine höchst wichtige Aufgabe, diese Beiträge auf die billigste, am wenigsten lästige, den Unterschleifen und folglich der Untergrabung der Moralität am wenigsten Anlaß gebende Art einzubringen.

Diese Maßregel dürfte die Last der Beiträge am billigsten vertheilen, weil sie jeden ohne Unterschied trifft, der Schutz und Schirm vom Staate genießt, und im genauesten Verhältniß mit dem Vermögen eines jeden ist; denn wer mehr besitzt, muß unvermeidlicher Weise im Durchschnitte des ganzen Jahres größere Summen, und zwar auf längere Zeit in seinen Kassen liegen haben, um die Verwaltung seines Vermögens, in was immer es bestehen möge, oder die Besorgung des Geschäftes, das ihm das Einkommen bringt, im Gange zu halten.

So trifft diese Maßregel nur den Reichen und zwar genau im Verhältnisse, als er zeitweise mehr einnimmt, als ausgibt, oder als er ein ausgedehnteres Geschäft betreibt, und folglich einen größeren Vortheil aus dem Schutze zieht, den ihm der Staat gewährt, und so ist er auch verpflichtet in demselben Verhältnisse zu dessen Erhaltung beizutragen.

Der von Beſoldungen oder Intereſſen Lebende, der Kaufmann, überhaupt der Mittelvermögliche kann ſeinen Haushalt ſo einrichten, daß er ſeine Einkäufe und ſonſtigen Zahlungen immer vor dem Schwundtage berichtiget hat, und wird ſomit kaum eine Folge dieſer Maßregel fühlen.

Der vom Taggeld Lebende oder überhaupt der Arme, der faſt nur mit Scheidemünze verkehrt, wird von ihr nie einen Nachtheil erleiden.

Man darf aber nur insbeſondere den Einfluß dieſer Maßregel auf die, verſchiedenen Geſchäftsarten ſich widmenden Menſchen durchgehen, um ſich zu überzeugen, wie ſie jeden zu einem Beitrag zwingt im Verhältniß ſeines Einkommens.

Der vom monatlichen Gehalt karg Lebende wird dieſe Auflage, wie bereits oben erwähnt, kaum oder auch gar nicht fühlen, wenn er ſeine Zahlungen ſo entrichtet, daß er ſie alle im Verlaufe der zwei Monate nach Empfang ſeines Gehaltes berichtiget.

Der Kapitaliſt wird ſchon mehr beitragen müſſen, da er gewöhnlich alle halbe Jahre ſeine Intereſſen empfängt und folglich längere Zeit ſein Geld in Händen behalten muß.

Der kleine Handwerker kann ſich vom Verluſte zum Theil ſchützen dadurch, daß er ſeine Einkäufe alſogleich macht, nachdem er ſeine Bezahlungen erhalten hat. Der größere Handwerker kann dieſes nicht ſo leicht, und er wird daher im Verhältniß der Ausdehnung ſeines Geſchäftes beitragen müſſen.

Der Haus- oder Grundbeſitzer, der ſeine Realität vermiethet und die Miethzinſe nur alle halbe Jahre bezieht, wird die erhaltenen Summen ſchon länger in Händen behalten, und folglich einige Schwunde erleiden müſſen.

Der Gutsbeſitzer, da er ſeine Produkte nicht zu beſtimmten Zeiten verwerthen kann und ebenſowenig ſeine unvermeidlichen Aus-

lagen periodiſch einrichten kann, muß immer nicht unbedeutende Summen in der Kaſſa halten.

Der eigentliche, Eigenthum beſitzende Bauer iſt im Kleinen in derſelben Lage, wie der Gutsbeſitzer.

Aber die Wechsler ſind die größten Theilnehmer an dieſer Abgabe, da ſie immer Kaſſavorräthe von Banknoten haben müſſen; ſie ſind aber auch jene, die in den letzten Zeiten durch die Geld-Schwankungen am meiſten gewonnen haben.

Folgen die Wucherer, die ihr verderbliches Geſchäft nur durch immer bereite Kaſſavorräthe treiben können.

In- und ausländiſche Staatsgläubiger können ſich nicht beſchweren, daß das ihnen ertheilte Verſprechen nicht erfüllt werde, ſie erhalten ihre Zinſen im vollen Geldbetrage in öſterreichiſcher Münze und werden ſicher geſtellt, daß dieſe Münze durch ein Monat von dem Augenblicke an, in dem ſie ſelbe empfangen, immer denſelben Realwerth haben wird. Wenn ſie dem Schwunde der empfangenen Banknoten entgehen wollen, ſo ſteht es bei ihnen, ſie bald zu verausgaben oder in Silbermünze, in Waaren und ſonſtige Güter umzuſetzen.

Jeder, der Kapitalien ausgeſtellt oder empfangen hat, wird die Beruhigung erhalten, daß der beſtehende Realwerth des Kapitals unverändert bleibt.

Die vielen öffentlichen Anſtalten und Fundationen, die auf trockenes Geldeinkommen angewieſen ſind, würden die Sicherheit erhalten, daß ihre dermalige finanzielle Lage nicht mehr verſchlimmert werden könne.

Jeder, der beabſichtigte, immer ein ſicheres Mittel in Händen zu haben, um jeden Wechſel der Umſtände ertragen zu können, kann dieſen Zweck ohne allen Verluſt am beſten erfüllen durch Kauf und

Aufbewahrung von Gold- oder Silbermünze, deren Stoff immer einen eigenen innerlichen Werth hat.

So trifft diese Abgabe von selbst jeden im Verhältnisse zu seinem Vermögen, jeder muß es sich selber zur Schuld anschreiben, wenn er eine stärker gefüllte Kasse behält, als sein Geschäft es fordert, oder wenn er Banknoten statt Silbermünze als Nothpfennig aufbewahrt, und so erscheint einigermaßen der Schwund als eine freiwillige Abgabe.

Die Moralität des Volkes wird dabei nicht untergraben, wie durch andere Auflagen, welche zu Unterschleifen, Defraudationen, Verfälschungen, Denunciationen, Gehässigkeiten und Betrügereien aller Art Anlaß geben.

Insbesondere wird die hier vorgeschlagene Maßregel die Geldmäkler, Börsespieler, Wucherer ꝛc., die immer bereite Summen haben müssen, sehr in das Mitleid ziehen und folglich ein wohlthätiges Mittel sein, um diesen Aussaugern fremden Vermögens zum Theil das Spiel zu verderben.

Auch das unvorsichtige Schuldenmachen wird wohl sehr erschwert werden und sich von selbst bestrafen, da der Schuldenmacher nicht so leicht fertige Summen antreffen wird und jene, die er dennoch erhält, ihm gleichsam unter der Hand entschwinden.

Ueberhaupt würde die Ausführung dieses Vorschlages alle zu einer viel vorsichtigeren Verwaltung ihres Eigenthums bringen, wodurch das allgemeine Wohl nur gewinnt.

Man glaube endlich ja nicht, daß die Verkäufer andere Preise zu Anfang als zu Ende des Jahres, oder gar zu Anfang als zu Ende des zwischen zwei Schwundtagen liegenden Zeitraumes machen werden, denn der tägliche, kleine Lebensmittel- oder sonstige kleine Markt, der meistens mit Scheidemünze verkehrt, fühlt an der ganzen

Maßregel ſehr wenig, und für Verkäufe, deren Betrag ſchon mit Banknoten berichtiget wird, kann dieſe Maßregel nur eine Mittelerhöhung aller Preiſe zwiſchen einem Schwundtag und dem anderen von höchſtens $^1/_{100}$ verurſachen.

Aus allem Obigen ergibt ſich die Folge, daß, wenn im ganzen Lande nur ein geſetzlicher Werthvorſteller iſt, ſo iſt er dadurch allgemein ſo nothwendig, daß die Nothwendigkeit eine breite Grundlage iſt, die ihn aufrecht erhält, und alle Beiſpiele ſchneller Werthein büßung der franzöſiſchen Aſſignaten, und der vormaligen öſterreichiſchen Bankozetteln können nicht dagegen angeführt werden, weil in beiden Fällen die Papiermünze noch den Kampf mit einer großen Maſſe circulirender Metallmünze zu beſtehen hatte.

Bei dem dermal in Oeſterreich allein ſtattfindenden Falle, daß die Banknoten als faſt einziges Circulationsmittel auf einer ſo breiten Grundlage ſtehen und ſeit langer Zeit ſo eingebürgert ſind, daß im ganzen Volke jedes Vorurtheil gegen dieſelben verſchwunden, und ſomit die Hauptſchwierigkeit gegen Einführung jeder Papiermünze bereits überwunden iſt, (deren erſte Ueberwindung immer eine bittere Kriſis mit ſich bringt, die den andern Ländern noch bevorſteht,) wenn nunmehr nach unſerem Vorſchlag die Banknoten weder vermehrt, noch vermindert werden können, nämlich nicht durch die Vermehrung minder nothwendig werden, noch durch die Verminderung in Konkurrenz mit Metallmünze treten können, wird ſich die Grundlage der öſterreichiſchen Banknoten noch dadurch vergrößern, daß ſie ſich zum Theil auch auf das Ausland ausdehnen werden, weil dieſes dann nirgends eine Papiermünze finden wird, die mit den Vortheilen jeder Papiermünze, eine vollkommene Sicherheit der Standhaftigkeit ihres Realwerthes verbindet.

Uebersicht der Wirkungen der vorgeschlagenen Maßregel im Allgemeinen.

Eine Papiermünze, deren Gesammtheit immer denselben Zwangswerth hat, aber dessen einzelne Blätter durch einen, alle zwei Monate eintretenden Schwund ihres Zwangswerthes wie von selbst alle Staatsauslagen decken und ohne alle Administrationskosten, ohne alle Gefahr von Betrug, ohne alle inquisitorische und vexatorische Maßregeln das Einkommen der Regierung sichern und es durch die Beiträge decken, die jeder Wohlhabende nach und nach unvermeidlich, fast unbemerkt im wahren Verhältnisse zu seiner Habe leistet, scheint wohl das wahre Mittel zu sein, neben der so wichtigen Gleichstellung der Staatseinnahmen zu den Staatsausgaben, auf den großen, wohlthätigen Fortschritt der rationellen Herstellung der unwandelbaren Gleichheit von Geld und Münze, und des unveränderlichen Maßstabes zur Regelung aller Werthverhältnisse zu vollbringen.

Das österreichische Kaiserthum hat es verdient, durch sein heldenmüthiges Sichemporheben aus den großen Verlegenheiten einer trüben Zeit, die es zur Vermehrung der Papiermünze bis zum einzigen Werthvorsteller zwang, gerade dadurch dahin gebracht zu werden, die erste von allen europäischen Mächten zu sein, die den großen Schritt schon jetzt vollbringen kann.

Der österreichische Realgulden würde dann immer eine unveränderliche Wertheinheit bleiben, trotzdem daß der Zwangswerth der Banknoten alle zwei Monate, durch das Sinken, durch den Schwund unter den Nennwerth etwas fällt.

Die Mittelpreise aller Dinge werden dann beiläufig immer die dermaligen bleiben, in welche die Bevölkerung sich bereits gefügt und ihre Geschäfte darnach eingerichtet hat, und es werden nur mehr jene Schwankungen der Preise stattfinden, die der immer schwankende Grad der Seltenheit einzelner Waaren stets mit sich bringen muß.

Die Preise der edlen Metalle und der aus ihnen geprägten Münzen, nämlich ihre Verhältnisse zum österreichischen Gelde, werden fortan die dermaligen bleiben, wenn auf sie keine andern individuellen Ursachen einwirken.

Daß Gold- und Silbermünzen aus der inneren Circulation der österreichischen Staaten verschwunden, und nur als Waare für Geschäfte mit dem Auslande vorbehalten seien, oder als Nothpfennige in den Kassen der einzelnen österreichischen Unterthanen ruhen, ist kein Unglück, weder des Staates, noch der einzelnen Unterthanen; es ist eine werthvolle Waare, die früher an den Dienst des inneren Umlaufes gebunden war, und nun von diesem Dienste so befreit ist, daß sie zu jedem anderen nützlichen Zwecke verwendet werden kann.

Auch das Ausland wird zu den österreichischen Banknoten Zutrauen fassen, als den einzigen von allen europäischen Papiermünzen, deren reeller oder Zwangswerth nie einen größeren Schwund erleiden kann, als jenen, den das Gesetz bestimmt für die Zeit, die zwischen der Einnahme und der Wiederausgabe der Banknoten verstreicht, ein Zeitraum, dessen Verkürzung immer in der Macht von Jedermann liegt.

Spekulanten, deren Lebenselement eben die Geldschwankung ist, mögen darüber trauern, aber jeder Ehrenmann wird frohlocken, endlich versichert zu sein, daß die Gulden, die ihm als Gage, oder Pension, oder Interesse von Kapitalien, oder Leibesrenten ꝛc. angewiesen sind, sowohl in ihrer Anzahl, als in ihrem Verhältnisse zu allen anderen Werthen, unverändert bleiben, und er folglich versichert ist, fortan den Aufwand machen zu können, den er dermalen macht, insoferne nämlich die Veränderungen der Preise der Dinge nicht von anderen Ursachen herbeigeführt werden, als von dem Zustande des Geldes, und umgekehrt, derjenige, der Gagen, Pensionen, Interessen ꝛc. zu zahlen hat, wird dadurch versichert sein, nie wieder in den

Fall zu kommen, die Gagen oder Pensionen erhöhen zu müssen, noch in den entgegengesetzten Fall zu kommen, daß diese Erhöhungen wieder zu hoch gespannt seien im Verhältnisse einer etwaigen Erhöhung des Geldwerthes der Banknoten.

Der Staat selbst ist ganz vorzüglich in dieser letzteren Lage. Derjenige, der von der Veräußerung seiner Produkte lebt, wird ebenfalls froh sein, sich an einen stätigen Werthmesser derselben halten zu können.

Also die Hauptwirkungen der hier vorgeschlagenen Maßregel würden in Kurzem im Folgenden bestehen:

Festhalten des Werthes des Geldes, als unveränderlicher Maßstab aller Werthe, und folglich Bewahrung aller Eigenthumsverhältnisse vor jeder künftigen Schwankung.

Gewährung dem a. h. Aerar eines vollkommen sicheren jährlichen Einkommens von der Masse der coursirenden Banknoten ohne irgend einer Administrations- oder Erhebungsauslage.

Möglichkeit (in Anbetracht eines so ansehnlichen neuen Einkommens) manche dem Unterthanen lästige, schwer einzubringende, durch viele Administrationskosten wieder zum Theil absorbirte Abgaben zu beseitigen.

Versicherung gegen die täglich zunehmende, so ernstlich drohende Verfälschung der Banknoten.

Lösung des großen Problems, jeden im genauen Verhältnisse seines Reichthums und folglich des Schutzes, den seine Habe vom Staate genießt, zu den Ausgaben des Staates beitragen zu machen, auf eine von selbst sich ergebende Art.

Herstellung der Möglichkeit, in außerordentlichen Fällen schnell und sicher dem a. h. Aerar bedeutende Summen heimatlichen Geldes zur Verfügung zu stellen, durch zeitweise Erhöhung des Schwundes,

womit man im Laufe eines Jahres der Staatskaſſa bedeutende Summen außerordentlich zubringen kann, ohne den Realwerth der circulirenden Münze, und folglich des hier vorgeſchlagenen Syſtems zu ändern.

Erhöhung des Staatskredits im Auslande durch die auf ſichere Grundlage feſtgeſtellte Lage ſeiner Finanzen, wodurch in jenen Fällen, in welchen der Staat große Summen Weltgeldes bedarf, ſolches im Auslande mit geringerem Verluſte als Darlehen erhalten wird.

Auszug

aus dem großen technischen Werke des seligen Erzherzogs über die von ihm erfundene Bauart mit Dippelziegeln.

.....

Ueber die Bauart mit gedippelten Ziegeln.

Entstehung derselben.

Nachdem die Thürme von Linz bereits durch Jahre vollendet, hatte sich herausgestellt, daß die auf den Verdecken angewendeten Pilotirungen aus Holzpfählen sehr bald vermoderten, daß ferner durch die hiebei entstehenden Schläuche und Klüfte das Regenwasser durch die Erde bis auf die Gewölbe durchsitze, diese beschädige, und daß dann die ganze Konstruktion des Thurmes leide.

Gegen die Anwendung der vielen Holzpfähle wurde ferner mit Recht geltend gemacht, daß sie im Falle einer Thurmbeschießung gleich der damals mit vielen Holzunterlagen ausgestatteten Kanonenbettung von feindlichen Brandkörpern auch angezündet werden können, wobei dann auch die Lafetten zu Grunde gingen, der Thurm somit vertheidigungsunfähig gemacht würde.

Als fernerer Uebelstand an den Thürmen wurden die so sehr ausgedehnten Thurmdächer bezeichnet, die von Stürmen oft von den Thürmen abgeworfen, manchmal auch von Schneemassen ein-

gedrückt wurden, endlich als Schindeldächer an und für sich vielen Reparaturen unterzogen werden mußten, man ging daher mit den Versuchen um, durch Asphaltirungen und Betonschichten die Dächer entbehrlich zu machen, doch hatte dies noch in Anbetracht der Kanonenunterlagen, Pilotirungen, seine Schwierigkeiten, da Holz unter diesen wasserdichten Schichten als Unterlage vermodert, Kränze von gewöhnlichem Ziegelmauerwerk aber als nicht elastische Körper die Erschütterung des Schusses nicht aushalten, da sie bloß auf die gestampfte Erde aufgelegt, und von dem Thurmmauerwerk (Gewölben) isolirt bleiben müssen.

Alle diese Berücksichtigungen brachten den Erzherzog auf die Idee, elastische Mauerkörper darzustellen, die fest zusammenhängend ein fortlaufendes Ganze bilden, daher ohne besondere Fundamente auf der festgestampften Erde aufliegen, ohne theilweise einzusinken, durch ihre Elastizität der Kraft und Erschütterung des Schusses widerstehen, zugleich aber die Unzerstörbarkeit des Mauerwerks gegen die atmosphärischen Einflüsse überhaupt besitzen würden.

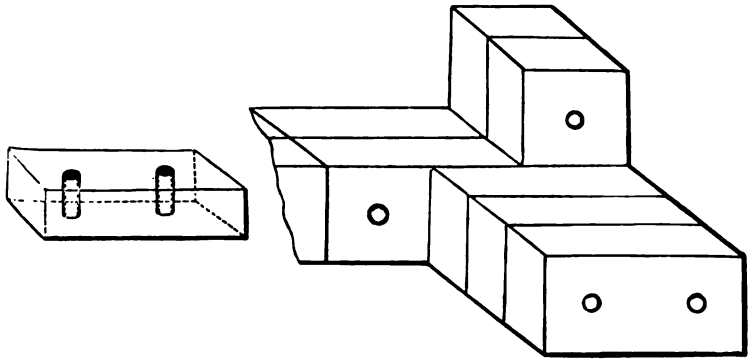
Zu diesem Zwecke wurden gewöhnliche Mauerziegeln auf ihrer breiten Fläche mit zwei durchgehenden Dippellöchern versehen, und dann mittelst zwei Dippeln von Lärchbaumholz, die in Steinkohlentheer getaucht, die einzelnen Ziegeln an einander gedippelt. Die Proben hiefür wurden anno 1842 begonnen.

Figur 1 zeigt einen Dippelmauerziegel.

Figur 2 zeigt die Verbindung der Dippelmauerziegeln zu Fundamentirungen, mittelst Kantschaaren, da diese eine viel größere Belastung aushalten, als flach gelagerte Ziegeln.

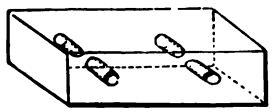
Die erste Ausführung hievon wurde im Jahre 1843 auf dem Thurme Nr. 24 in Linz gemacht, indem die Ladgangsmauern und Ladstaffel mit dieser Gattung Ziegel ausgeführt wurden, und sich bei Schießproben mit den Achtzehnpfündern vollkommen bewährten. Da bei späteren Abänderungen die Erfahrung gemacht wurde, daß

Fig. 1. Fig. 2.



der Zuſammenhang ein außerordentlicher ſei, wurde der neuen Mauerungsart eine weitere Ausdehnung auch auf Gewölbe, Fundamente und Mauerwerk gegeben, viele Verſuche in Erzeugung der Dippelziegel und deren Anwendung gemacht, insbeſonders auch für 3 Zoll dicke Gewölbe, die ihrer geringen Laſt und des innigen Verbandes wegen weniger Seitendruck ausüben, und hiefür Dippellöcher von 1½ Zoll Tiefe auf der ſchmalen langen Seite des Ziegels haben, und dieſe Dippelgewölbziegel genannt.

Fig. 3.



Figur 3 zeigt einen Dippelgewölbziegel.

Dieſe Gewölbsbauart wurde ſpäter auf verſchiedenartige ganze Gebäude angewendet. Die erſten Verſuche für dreizöllige Gewölbe wurden im Schloſſe Ebenzweyer gemacht, wo im Jahre 1843 in drei Etagen über einander zwei Gemächer ſammt dazwiſchen liegendem Gang mit je zwei Dippelgewölben auf einer Gurte eingewölbt wurden, während die Gemächer dem Bauplane gemäß mit Dippelbäumen überlegt werden ſollten, alſo eine nur den gewöhnlichen Baunormen entſprechende Mauerdicke hatten.

Die glückliche Ausführung so wie die gemachte günstige Belastungsprobe veranlaßten den Gedanken, das neue Bausystem zu begründen, hiefür ein Bauwerk mit Plänen zu verfassen; zugleich wurde auf die Erzeugung von Ziegeln mit Doppellöchern ein Privilegium genommen, dessen Erträgniß bei erweiterter Anwendung zur Unterstützung von barmherzigen Schwestern und deren Spitälern verwendet werden sollte, gleichzeitig mit dem anzuhoffenden Erträgnisse der damals vom Erzherzoge angekauften Asphaltwerke zu Seefeld in Tirol, welches mit in Aufschwung gebracht werden sollte, da die leichten Dippelgewölbe, als Dachterrasse im obersten Stockwerke angewendet, eine ausgedehnte Anwendung des Asphalts zur Folge haben sollten.

Beides ist bisher nur Hoffnungsbau geblieben, so edel auch die Absicht von deren Begründung gewesen war.

Da die verschiedenen Bauversuche und Gebäudeherstellungen im Leben des Erzherzogs vielen Stoff des Studiums und gemeinnützigen Schaffens geboten, so möge auch in's nähere Detail und die begleitenden Ansichten des hohen Herrn eingegangen werden, und eine kurzgefaßte Geschichte des Dippelziegelbaues nebst einem gedrängten Auszuge des Werkes selbst folgen.

Der von dieser Bauart zu erwartende Nutzen soll im Folgenden bestehen:

Die Dippelziegel sollen zu dreizölligen Gewölben angewendet, die verschiedenen Tram- und Holzdecken unserer Gebäude entbehrlich machen, dem immer fühlbareren Mangel an Bauholz abhelfen, hiedurch die Schonung der Wälder für andere Zwecke ermöglichen, oder auch den für andere Kulturzwecke verwendbaren Waldboden der Menschheit nutzbringend machen; holzarmen Gegenden durch vollständige Abhilfe feuersichere und dauerhafte Gebäude verschaffen, bei den mit Dippelziegeln eingewölbten Gebäuden durch Anwendung von Cementen und Asphalten auch die Dächer beseitigen

und Terraſſendächer herſtellen zu können, die weniger von Stürmen zu leiden haben, die Vorübergehenden nicht gefährden, auch eine Benützung der Dachoberfläche zulaſſen.

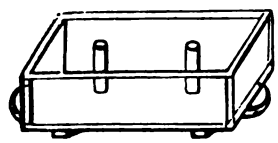
Alle dieſe Vortheile laſſen ſich mit gewöhnlichen Gewölben in der Regel nicht erreichen, da ſie einen bedeutenden Seitendruck auf die Widerlager ausüben, namentlich ſo lange ſie nicht ausgetrocknet, insbeſonders, wenn bei einzelnen Gewölbgattungen ihre Lehrbögen und Verſchallungen beſeitigt werden, während bei Dippelgewölben jede neue Ziegelſchaar alternirend verbunden mit der vorgehenden Gewölbſchaar ohne alle weitere Veränderung oder Setzung ein fertiges ſelbſtſtändiges Ganze ausmacht.

Erzeugung der Dippelziegel.

Sie theilt ſich in die Erzeugung der Doppelmauer- und der Dippelgewölbziegel.

1. Die Erzeugung der Dippelmauerziegel unterlag von Anbeginn keinen Schwierigkeiten, es wurden nur in dem gewöhnlichen Ziegelſchlagmodell auf $^1/_4$ Länge nach außen metallene, etwas koniſche Stifte von 7 Linien mittleren Durchmeſſers in den Boden ſenkrecht eingeſetzt; dieſe Stifte hatten die Länge gleich der Ziegeldicke, es wurden daher beim gewöhnlichen Ziegelſchlagen die Dippellöcher von ſelbſt mitgebildet, kleine Verunreinigungen wurden mit einem eckigen Reibeiſen nachgeputzt, ſonſt im weiteren die Dippelmauerziegel wie die gewöhnlichen Ziegel getrocknet und gut gebrannt.

Fig. 4.



Figur 4 iſt der Ziegelmodel für Dippelmauerziegel.

2. Für die Erzeugung der Dippelgewölbziegel wurden verſchiedene Methoden verſucht, als:

a) Im Zuſtande der Lebertrockne in die Ziegel auf der Ziegeltenne, wenn ſie bereits auf der ſchmalen Kante ſtehen mit einem

Stechmodel die Dippellöcher zu ſtechen; der Stechmodel hatte auf ¾ Entfernung vom Mittel des Ziegels zwei eiſerne zugeſpitzte Stechſtifte von 2 Zoll Länge und 6¼ Linien Dicke, mit denen die Dippellöcher in die halbtrockenen Ziegeln geſtochen wurden. Dieſes Verfahren wollte ſo lange nicht recht gelingen, als die Stechſtifte maſſiv angewendet wurden, indem beim Zurückziehen der feuchte Lehm in den luftleeren Raum nachgezogen wurde; man wendete zuletzt durchbohrte Stifte an, mit an einem Draht beweglicher Spitze, damit die Luft durch den Stift eindringen könne, und von da an waren die Dippellöcher vollkommen rein und brauchbar.

Ein verläßlicher Arbeiter ſticht auf der Ziegeltenne im Tag über 1000 Stück.

Fig.5

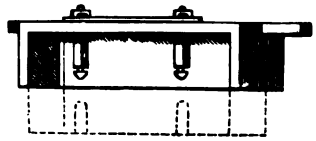
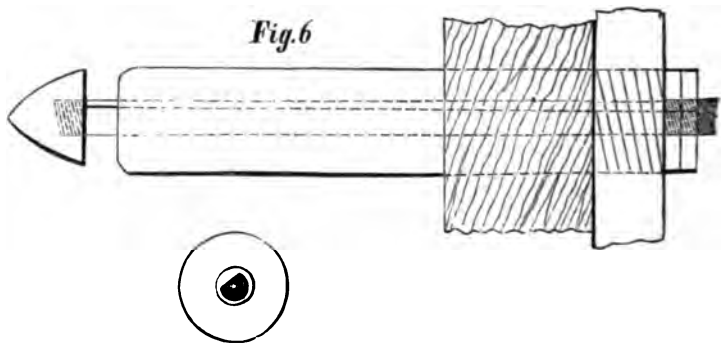


Fig.6



Figur 5 zeigt den Stechmodel.

Figur 6 einen Stechſtift in natürlicher Größe.

Die ſo geſtochenen Ziegel wurden bei den Kirchengewölben zu Schwarzbach angewendet, und zeigten ſich vollkommen brauchbar.

b) In die getrockneten Ziegel die Dippellöcher mittelst Bohrmaschine und zwei gleichzeitig wirkenden Bohrern zu bohren.

Nach dieser Methode wurden die Gewölbziegel für das Knabenseminar auf dem Freienberge bei Linz gebohrt; sie waren alle vollkommen brauchbar, doch erzeugten drei Arbeiter per Tag nur 800 Stücke, auch war die Abnützung der Bohrer, mithin die Ausgabe eine bedeutendere.

c) Weiche Landziegel, schon gebrannt, wurden für kleinere Gewölbe in Stallungen ꝛc. ꝛc., mittelst Spindelbohrer gebohrt, sehr häufig angewendet, indem so zu jeder Zeit mit vorhandenen Ziegeln bei Heizräumen, Gängen, Stiegen, in Stallungen, leichte feuersichere Gewölbe und Brandmauern ausgeführt werden können. Die Bohrer nützen sich jedoch viel ab, daher bei großen Ausführungen immer die Methode a) als Fabrikserzeugung anzuwenden ist.

d) Für den Bau des barmherzigen Schwesternspitals in Gumpendorf, welches ein Eckhaus mit drei Wohnetagen und einer Bodenetage mit achtzehn Fenster Gassenfront und in allen Stockwerken gewölbt ist, wurden die Ziegeln aus geschlemmtem Thon und auf Bretteln getrocknet, nach Art der Rohbauziegel erzeugt, und die Dippellöcher gestochen. Diese Dippelziegel waren ein vorzügliches Produkt aus den Ziegeleien am Wienerberge, sie verarbeiteten sich ausgezeichnet, doch muß erwähnt werden, daß solche Ziegel um 50% theurer kommen, als gewöhnliche Ziegel, und letztere den Zweck für Dippelgewölbe vollkommen erfüllen, wenn sie gut ausgebrannt sind, und nicht in der Nähe der Feuerungen eingesetzt, verzogen, verglast und rissig erzeugt werden; selbst ziemlich weiches Ziegelmateriale (doch gut ausgebrannt) erfüllt den Zweck, wie hierüber viele Bauausführungen mit Landziegeln die Ueberzeugung verschafften.

Eine Hauptbedingung ist, daß die Dippellöcher senkrecht und auf der Mittellinie der langen schmalen Kante gestochen sind, daß

die Entfernung der Stechstifte richtig getroffen sei, auf $^{3}/_{4}$ Ziegellänge aus der Ziegelmitte, damit $^{1}/_{4}$ nach jedem Ende übrig bleibt, um die nächste Gewölbschaar alternirend in richtigen Verband zu bringen.

Hiebei ist auf das Schwinden der Ziegeln Rücksicht zu nehmen, welches gewöhnlich, bei 12 Zoll langem Ziegelmodel, während des Trocknens 3 Linien, während des Brennens noch 1 Linie beträgt, daher die Stechstifte in der Regel $2^{1}/_{2}$ Linien weiter zu stehen haben, als die Löcher dann in dem gebrannten Ziegel entfernt erscheinen. In der einzelnen Ziegelei ist daher zuerst eine Ziegelprobe vorzunehmen.

Empfehlenswerth wäre den Dippelgewölbziegel auf 12 Zoll Länge, 6 Zoll Breite und 3 Zoll Dicke im gebrannten Zustande zu erzeugen.

Von den Dippeln.

Das zweite Erforderniß dieser Bauart sind die Dippel.

Sie haben $2^{1}/_{2}$ Zoll Länge und für Mauerziegel $7^{1}/_{2}$ Linien, für Gewölbziegel $6^{1}/_{2}$ Linien Durchmesser.

Zu trocknem Mauerwerk kann für die Dippel Lärchkiefer oder weiches Holz genommen werden; man sägt die Baumblöcke auf $2^{1}/_{2}$ Zoll lange Scheiben, spaltet diese auf die Durchmesserdicke viereckig, und mittelst eines eisernen Durchschlages mit diagonal eingesetzten Schneiden werden sie achteckig gemacht, was der Kreisform vorzuziehen, weil die Kanten sich in den Löchern besser einklemmen. Die Enden der Dippel werden ein wenig zugespitzt.

Für Bauten in Feuchtigkeit werden die Dippel in heißen Steinkohlentheer getaucht; diese wie die erstern hat man nach 10 — 15 Jahren ganz unversehrt gefunden.

Bei Feuerstellen dienen als Dippeln Eisenblechröhrchen von obigen Dimensionen, und könnten bei Wasserbauten auch Zinkröhrchen mit Cement ausgegossen angewendet werden.

Von dem Verkeilen.

Da die gewöhnliche Ziegelform der Polygon-Figur des Gewölbes nicht ganz entsprechend ist, und um die Dippel in Spannung zu bringen, wird an der obern Seite der Ziegel des Gewölbes eine Verkeilung nothwendig, wozu als wohlfeilstes, festes und glattes Materiale die Abfälle von Dachschiefer am besten taugen. Durch diese Verkeilung, die immer an der letzten Gewölbschaar, so lange noch der Lehrbogen untergesetzt ist, ausgeführt wird, wird immer die gegenseitige Spannung der einzelnen Ziegel, Dippel und der verschiedenen Gewölbschaaren unter einander hervorgerufen, und somit jede Einschallung erspart; jede Gewölbschaar bildet ein selbstständiges Ganzes.

Die Schieferkeile von etwa 1½ Quadratzoll Größe sind somit ein wesentlicher Baubestandtheil, können aber auch durch flache Bachsteine ersetzt werden. Künstliche Thonkeile müßten glasirt werden; in Ermanglung mineralischer Keile könnten auch Holzkeile angewendet werden. Den weitern Verband bildet der Mörtelverguß und der bogenförmige Anwurf.

Anwendung der Dippelmauerziegel.

Für Fundamente liefern die Dippelmauerziegel auf die Kante gesetzt, wie Figur 2 zeigt, einen fortlaufend verbundenen Mauerkörper, der zuletzt mit Mörtel oder auch Cement gehörig vergossen, Betonschichten und Roste ersetzen kann, was insbesonders da sehr nützlich wird, wo größere Bruchsteine für Fundamentirungen mangeln, aber gute Mauerziegel zu haben sind.

Man hat eben sowohl geradlinige als krummlinige Fundamentschichten von jeder Dimension erzeugt, und wurden zur Beschleunigung

der Arbeit die Ziegeln zu Paaren zusammen gedippelt und dann in dem geebneten mit Schotter ausgestampften Grunde angesetzt, an die früheren Schichten angedippelt. Während des Dippelns ist kein Mörtel anzuwenden, weil er abbröckelt.

Die dem Maurer zur Dippelung nothwendigen Werkzeuge bestehen in folgenden:

Ein Sperrmaß (Spannmaß) aus Holz oder Eisen, bestehend aus einer 8 Zoll langen Schiene mit 2 sechs Linien starken, senkrecht eingesetzten Zapfen, in der Entfernung von zwei Dippellöchern, um die angesetzten Ziegel immer richtig zu stellen und zu controlliren, damit die nächsten Ziegel den alternirenden Verband der Dippelung auch gehörig fortsetzen. Zum Ansetzen der Ziegel ein 3 — 4 Pfund schwerer Eisenschlägel, und ein 1 Schuh langes hartes Lattenstück zum Vorlegen, um einen kräftigen Schlag des Ansetzens führen zu können.

Werden mehrere gedippelte Fundamentschichten über einander angewendet, so lassen sich sehr breite, staffelförmig absetzende Fundamente von großer Basis herstellen, was oft da von Wichtigkeit ist, wenn der tiefere Fundamentgrund eher schlechter als besser wird, z. B. in Sumpfterrain, auf Schottergrund, u. dgl. m. Bei landwirthschaftlichen und industriellen Bauten, als Maschinengrund werden die Dippelmauerziegel eben so zweckdienlich sein, wie sie sich als Bettungsunterlagen beim Thurm Nr. 24 in Linz bewährt hatten.

Außerdem können mit den Dippelmauerziegeln sehr feste Halbschuh-Scheidemauern und Halbschuh-Gewölbe erzeugt werden.

Bei unterirdischen Hohlbauten, zu Kanälen, Wasserleitungen, Stollen und Schachten leisten Dippelziegel darum gute Dienste, weil sie keine besonderen Fundamentirungen bedürfen und keinen Unterwaschungen ausgesetzt sind.

Für cilinderförmige Hohlbauten lassen sich die Dippelziegel nach einem bestimmten Radius erzeugen, so wie man jetzt für

Brunnenbauten von 4 Schuh lichtem Durchmesser 18 Stück Ziegel von 6½ Zoll Breite, 3 Zoll Dicke und dem Kreisausschnitte gemäß erzeugt, die genau ringförmig an einander schließen. Bei Kanälen und Wasserleitungen könnte selbst noch ein innerer Ziegelring in Cement oder von Cementziegeln eingesetzt werden, um sie vollkommen wasserdicht zu machen; solche Doppelringe ließen die oft so theuern Steinränder und Röhrenleitungen in Ersparung bringen.

Die sechszölligen so wie die dreizölligen Dippelmauern (aus Gewölbziegeln) lassen die Construction hohler Wände zwischen Pfeilern zu, welche, wenn mehrere derselben mit 3 Zoll dicken Luftschichten dazwischen aufgeführt werden, eben so gut zur Abhaltung der Kälte wie der Wärme, der Feuchtigkeit ꝛc. ꝛc. dienen können, was für Feuerräume, Heizleitungen, Ventilationen, für Keller, Behälter, Eisgruben, Stallmauerwerk mit speziellem Vortheile angewendet werden kann. Die Zwischenräume lassen sich aber auch mit Asche, Sand, Kohle u. dgl. ausfüllen, je nachdem man einen feuersichern Raum, oder Cisternenfülter u. dgl. m. beabsichtigt. Für ganz gleiche Prinzipien lassen sich hohle Gewölbe mit Luftschicht dazwischen anwenden, wie dies beim Seminarium auf dem Freienberge geschehen, und wo die 6 Zoll dicke Luftschicht im Terrassengewölbe das oberste Stockwerk vollkommen vor Kälte und Hitze schützt.

Zur Herstellung des stehenden Hauptmauerwerks, so wie zu Gewölbbögen (Gurten) sind die gewöhnlichen Ziegel in Mörtel gelegt vorzuziehen, weil man nur mit ihnen gleichmäßig senkrechte Pfeiler aufführen kann, und auch der Mörtel während der Dippelung losbröckelt, und dann die ungleich gelagerten Ziegel von der Mauerlast zerdrückt werden, was namentlich bei Gurten der Fall sein würde und experimentirt worden ist.

Anwendung der Dippelziegel zu Gewölben.

Die Dippelmauerziegel wurden zu Gewölben im einfachen Zirkelbogen bis 15 Fuß Spannweite mit 2 Fuß Gewölbhöhe angewendet, außerdem versuchte man sie durch eingedippelte Gewölbsrippen zu verstärken, wenn Scheidemauern aufzusetzen waren, oder als Rippenverstärkung bei dreizölligen Dippelgewölben anzuwenden.

Figur 7 zeigt ein 6 Zoll starkes Dippelgewölbe, ohne und mit Ansätzen von verstärkten Rippen.

Figur 8 zeigt ein neunzölliges Dippelgewölbe, um eine Scheidemauer aufzusetzen.

Figur 9 a. zeigt ein dreizölliges Dippelgewölbe mit sechszölligen Rippen.

Die Dippelgewölbziegel wurden zu 3 Zoll dicken Gewölben selbst bis zu 12 Schuh Spannweite angewendet, doch dürfte in der Spannweite von 7 bis 10 Schuh ihre allgemeinste Anwendung und Verläßlichkeit für Wohngebäude, Wirthschaftsbauten und technische Zwecke liegen, was um so annehmbarer ist, da gewöhnlich die Fensterpfeiler von $7\frac{1}{2}$ Schuh bis höchstens $11\frac{1}{2}$ Schuh im Mittel von einander entfernt sind, und hiebei noch die Stärke der Gewölbsträger in Abzug zu bringen.

Bei geringerer Spannweite ist natürlich auch die Ausführung eine viel leichtere.

Figur 9 zeigt ein dreizölliges Dippelgewölbe mit seinen Widerlagern, und dem für die Ausführung erforderlichen Gerüste und Lehrbogen.

Für die dreizölligen Dippelgewölbe hat sich bei allen Spannweiten ein Halbmesser von 10 Schuh bis $10\frac{1}{2}$ Schuh als der der Keilform des Ziegels entsprechendste gezeigt, indem sich hiebei die schmalen Anstoßkantflächen am besten als Polygontheil mit wenigster Verkeilung aneinander fügen, während bei zu hohem Zirkel sich die

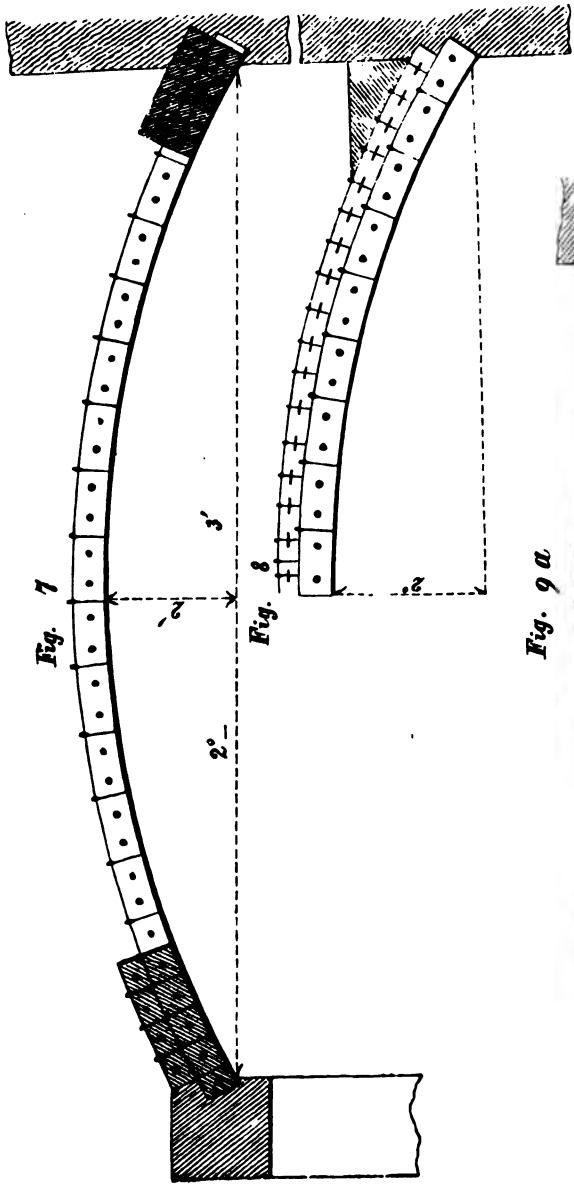


Fig. 7
3'
2'
Fig. 8
2'

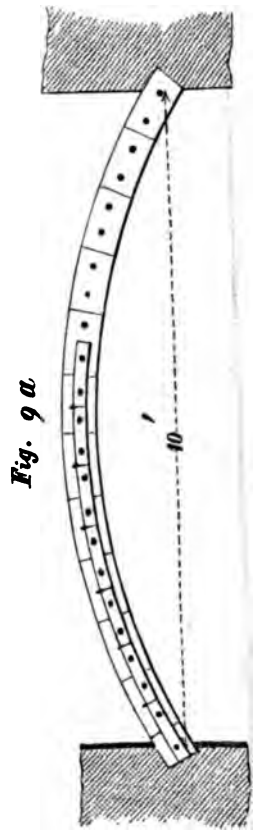
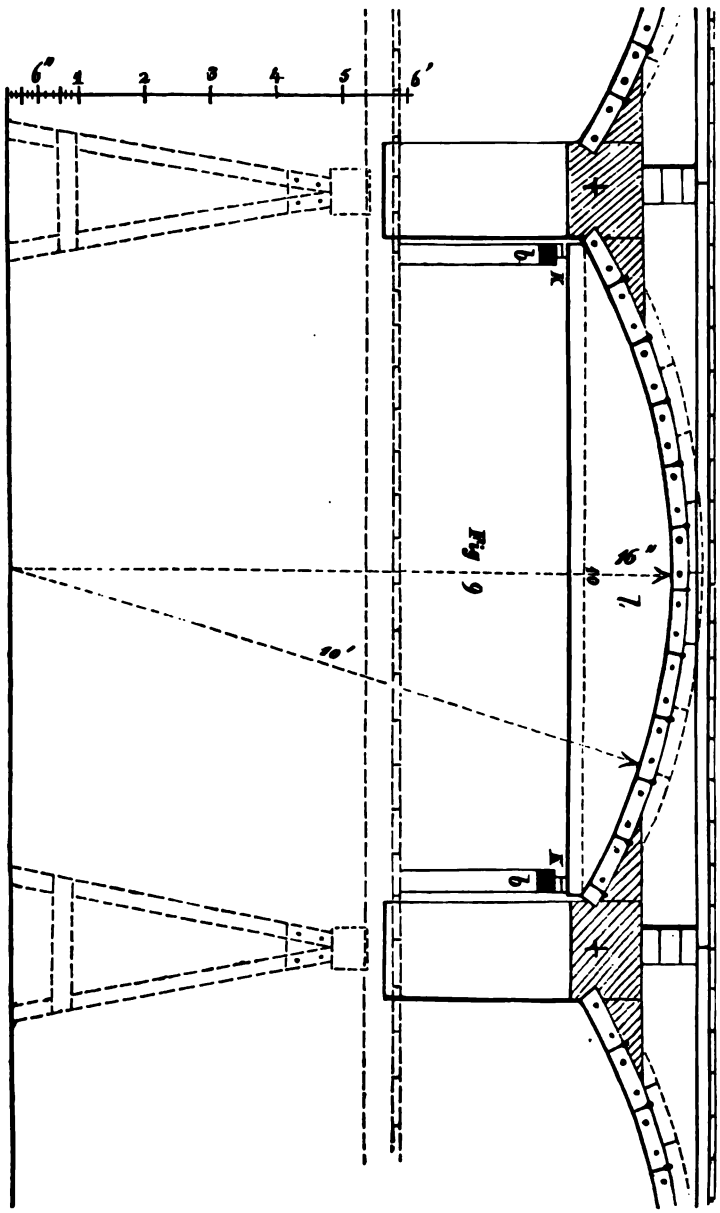


Fig. 9 a
1'
10


6''
1
2
3
4
5
6'
q
x
Fig 9
a
b
l
a'
b'
q
x

untere, bei zu flachem Zirkel die obere Anstoßkante abquetscht, die Festigkeit, der Anschluß der einzelnen Ziegeln, mithin des ganzen Bogens leidet, auch die Dippel in den beiden fehlerhaften Fällen an Wirkung verlieren; eine obere Mörtelfuge soll aber immer bleiben.

Bei der Ausführung der Dippelgewölbe wurde folgender Vorgang erprobt.

Figur 9 zeigt das Arbeitsgerüst, welches so hoch sein muß, daß der Maurer den Schlußziegel in Augenhöhe hat, also einsehen kann; auf dem Gerüste und parallel zum Gewölbwiderlager ist eine Laufbahn b b aufgestellt, auf der der einzige Lehrbogen l auf Keilen k k immer unter der letzten Gewölbschaar aufgestellt wird.

Auf dem Lehrbogen werden die einzelnen angedippelten Ziegel mit dem Sperrmasse regulirt und verkeilt, und sodann der Lehrbogen nach Ansatz des nächsten obersten oder Schlußziegels wieder durch diesen gehalten aufgestellt, und der neue Bogen in seiner Dippelung und Verkeilung abermals vollendet. Gewölbeinschallung ist keine nothwendig, da sich jeder vollendete Bogen von selbst trägt. Zur Dippelung dient der eiserne Schlägel und das harte Lattenstück, deren bereits erwähnt wurde.

Nach drei angesetzten Gewölbschaaren wird eine 9 Zoll hohe Nachmauerung gemacht, um die Fußziegel am Widerlager beiderseitig festzustellen; am Gewölbschluß kann man einzelne Ziegel zur Beschwerung auflegen, oder zeitweilig eine Ziegelschaar als Gürtel noch im Mörtel darüber legen.

Die Mörtelanwendung erfolgt erst als Verguß, indem man bei vollendetem Gewölbe von unten bloß die Fugen mit Mörtel verwirft, oben mit einem Löffel vollständig und behutsam ausgießt, ohne die Schieferkeile auszustoßen.

Drei Momente verdienen noch besondere Ewähnung, da das Gelingen und der gute Fortgang davon abhängen.

1. Der Anſatz des erſten Bogens, hiefür wird entweder in die Stirnmauer eine Anſatzvertiefung eingehauen, oder Nägel vorgeſchlagen und der Lehrbogen ſo lange ſtehen gelaſſen, bis die nächſte angedippelte Gewölbſchaar fertig verkeilt iſt. Der Lehrbogen ſoll auch auf dem Werkplatz liegend durch mit dem Sperrmaße angeſetzte Dippelziegel in der Bogenlänge und Bogenhöhe ſo regulirt werden, d. i. ſo viel erhöht oder erniedrigt werden, daß für einen Gewölbsbogen nur ganze und halbe, nie aber Viertel- oder Dreiviertelziegel am Fuße des Gewölbes entfallen, weil dieſe ohne Verband ſind.

2. Während des Wölbens ſoll der Schluß des Bogens gegen die Fußziegel eher um einen Zoll zurückbleiben als vorhängen, ſoll ſich nie nach der Tiefe oder Höhe ziehen, und vom Mittel abwärts ſoll immer die gleiche Anzahl vollkommen ganzer und halber Ziegel nach beiden Seiten erforderlich ſein, wie in der vorletztfertigen Gewölbſchaar. Findige Maurer treffen mittelſt des Sperrmaßes und des Verkeilens, ſo wie durch ein richtiges Augenmaß ſehr ſchnell die Arbeit; daß jeder Ziegel gedippelt werde, iſt ſtrenge zu überwachen.

Um alle Widerlager gleichmäßig und mit Gegendruck zu belaſten, iſt es nothwendig, bei ſchwebenden Gewölbträgern alle Dippelgewölbe des Gebäudes gleichzeitig zu beginnen und gleichmäßig fortzuſetzen.

3. Zum Schluß des Dippelgewölbes wird eine halbſchuhdicke Gewölbſchaar zwiſchen der Mauer und dem Gewölbe dicht in Mörtel eingekeilt, dasſelbe ſomit verſpannt.

Das Vergießen iſt behutſam auszuführen, mehr auf den Widerlagern oder auf Brettern ſtehend, dann iſt baldmöglichſt die Beſchüttung, am beſten mit Steinkohlenaſche, vorzunehmen, um grobe mechaniſche Einwirkungen von einzelnen Punkten abzuhalten.

Bei langen Dippelgewölben zu 4—5 Klafter Länge kann man von den beiden Außenmauern nach dem Mittel wölben und daſelbſt

den stärkeren Schluß einkeilen, wodurch beide Theile nach außen verspannt werden. Dadurch wird auch vermieden, daß kleine Fehler sich fortpflanzen, und bei Kirchengewölben kommt noch eine schützende halbschuhstarke Längengurte zur Anwendung, welche bei Feuersbrünsten gegen stürzende Balken von Nutzen sein kann.

Diese Art wurde bei den Kirchengewölben zu Schwarzbach angewendet, welche auf 11 Schuh Spannweite anstandslos ausgeführt wurden.

Soll das letzte Gewölbe als Dachterrasse dienen und asphaltirt werden, so ist bei ausgedehnten Gebäuden erst ein zolldicker Ueberzug von hydraulischem Kalk zu machen, der gegen plötzliche Gewitterregen schützt und jedes Nothdach entbehrlich macht, und worauf auch der Asphalt gut haftet. Um Hitze und Kälte abzuhalten, dienen zwei Gewölbe übereinander auf 4—6 Zoll Entfernung mit Luftschicht dazwischen. Das obere Gewölbe wird zuerst ausgeführt, um es luftdicht verputzen zu können.

Von der Festigkeit und Tragfähigkeit der Dippelgewölbe.

Hiebei kommt vorauszusetzen, daß den Hauptmauern und dann den Gewölbträgern, Widerlagern der Dippelgewölbe eine solche Festigkeit inne wohnen muß, daß sie von selbst nicht weichen, und keine bedeutenderen Setzungen mehr an ihnen vorkommen, wenn die Dippelgewölbe ausgeführt werden, ferner, daß sie so viele Festigkeit besitzen, um auch die Last der dreizölligen Dippelgewölbe und deren weitere bleibende oder zufällige Belastung zu tragen. Diese Bedingungen müssen auch bei allen anderen Bauarten erfüllt werden.

Bei den praktischen Ausführungen größerer Gebäude wurden Dippelgewölbe selbst auf halbschuhigen Mauern, die Thüren enthielten, aufgesetzt, doch ist dies in Anbetracht etwaiger späterer Bauveränderungen weniger anzurathen. Bei einschuhdicken Mauern

unterliegt das Auflagern der Dippelgewölbe keinem Anstande mehr ebenso bei einschuhdicken Gurten. Doch sind Gurten von 1½ Schuh Breite, wegen des Einhauens von zwei Widerlagern empfehlenswerther befunden worden.

Um dem Druck der Gurten, von 18 Schuh Spannweite, in mehreren Stockwerken, ein stärkeres und möglichst wohlfeiles Hauptmauerwerk entgegen zu setzen, wurden in ausgeführten Wohngebäuden mit drei Gurtentiefen bloß einzelne Mittelpfeiler von 3 Schuh Länge und 2 Schuh Breite mit halbschuhigen Wänden der Thüren und in den äußern Hauptmauern gleichstarke Pfeiler angewendet, die in den Fensternischen ein bloß 1½ Schuh dickes Füllmauerwerk bildeten, wobei noch die Fensterparapete für sich stehend mit dreizölligen hohlen Luftwänden ausgefüllt wurden; dieses aus einem Pfeilersystem und drei Gurtentiefen und Dippelgewölben entworfene Gebäude, das mehrfach ausgeführt wurde, wurde vom Erzherzoge als Normalwohngebäude aufgestellt. Inner den Gurten und in der Längenrichtung des Gebäudes sind in jedem Stockwerke und in jeder Pfeilerreihe eiserne Sechser-Schließen durchgezogen worden, um den Seitendruck aufzuheben und alle so mit drei bis vier Etagen ausgeführten Wohngebäude mit Terrasse-Dachungen haben seit den Jahren ihres Bestehens keine Baugebrechen gezeigt. Ferner wurden Dippelgewölbe auf stärkere Schließen gelagert, die unter den Gurten durchgezogen und an diesen aufgehängt waren, somit gemauerte Hängewerke darstellen; das Nähere hiefür ist im Bauwerke abgehandelt.

Figur 10 zeigt eine aufgehängte Doppelschließe als gemauertes Hängewerk.

Weitere Widerlager bildeten starke Trämme von Holz, Bauträger von Walzeisen ꝛc. ꝛc., worüber im Bauwerke durch Pläne vielfache Erläuterungen gegeben sind.

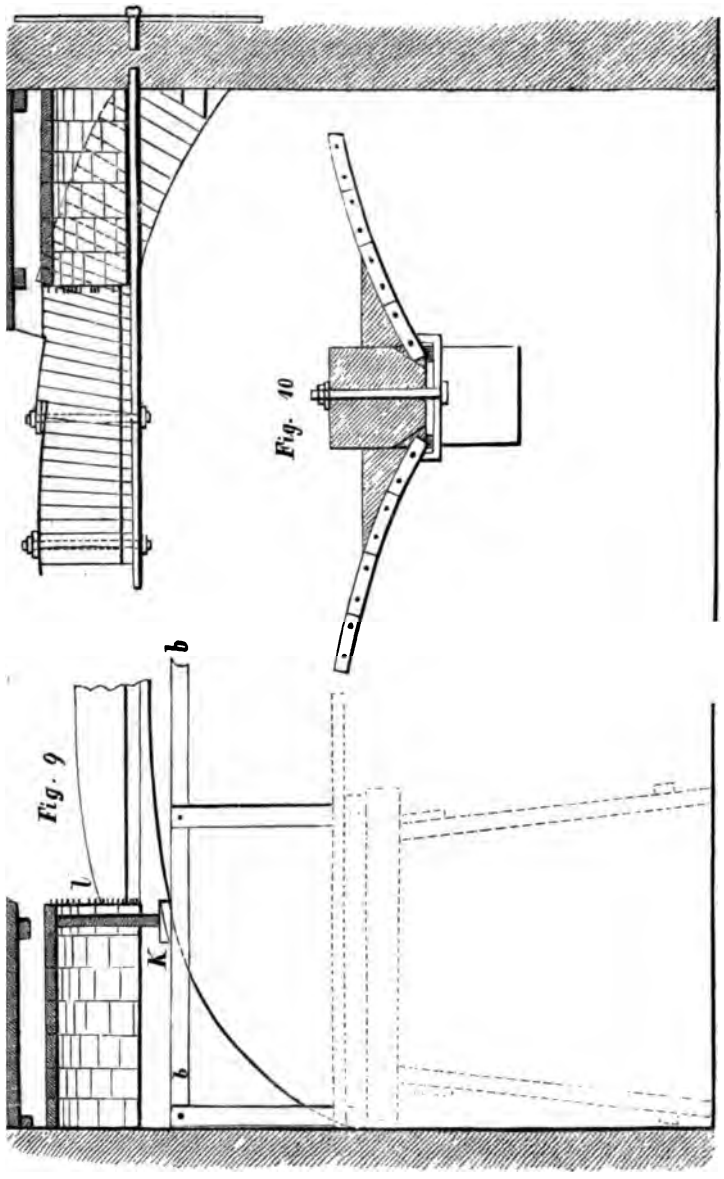


Fig. 10
Fig. 9
b
l
K
b

An fertigen Dippelgewölben wurden vielfache Belastungsproben vorgenommen, es sollen zunächst aber bloß die zwei letzten angeführt werden, wo in beiden Fällen die Dippelgewölbe mit Mörtel vergossen, und mit ihrer Nachmauerung versehen, leicht beschüttet aber nicht verputzt waren.

a) Belastungsprobe im barmherzigen Schwesternspitale in Gumpendorf im Jahre 1859 im Erdgeschoß ausgeführt.

Das dreizöllige Dippelgewölbe hatte 19 Schuh Länge, $8\frac{1}{2}$ Schuh Spannweite und $10\frac{1}{2}$ Schuh Gewölbshalbmesser und wurde mit sieben Lagen dicht aneinander geschlichteter Mauerziegel belastet, à zu 7—$7\frac{1}{2}$ Pfund, was per Quadratfuß Gewölbfläche einer Belastung von 100 Pfund entsprach, in Summa aber 16150 Pfund betrug. Diese Belastung blieb in dem ämtlich abgesperrten Lokale durch acht Tage auf dem Gewölbe liegen, ohne daß die mindeste Veränderung wahrzunehmen war, worauf dann die Ausführung sämmtlicher Gewölbe und die ämtliche Bezugsbewilligung erfolgte; — bis heute hat sich kein Anstand ergeben.

b) Belastungsprobe in der Deutsch-Ordenskommende zu Troppau im Jahre 1861 vorgenommen.

Das dreizöllige Dippelgewölbe hatte 3 Klafter, 2 Schuh, 3 Zoll Länge, 2 Klafter Spannweite und 17 Zoll Gewölbshöhe, in Summa 7 Quadratklafter Grundfläche, und wurde belastet mit:

a)	2013 Stück Dippelziegel	à $8\frac{1}{2}$	Pfund
b)	400 Troppauer Mauerziegel	à 10	„
zusammen a)		17.110	Pfund
„ b)		4.000	„
	Summa	21.110	„

Es entfallen daher per Quadratklafter $3015\frac{5}{7}$ Pfund Belastung, die durch acht Tage auf den Gewölben belassen wurden, und nicht die mindeste Veränderung hervorriefen; daher auch das Gebäude anstandlos ausgeführt und bewohnt werden durfte.

Einen ferneren Beweis für die Tragfähigkeit der dreizölligen Dippelgewölbe liefert das Gymnasium auf dem Freienberge bei Linz, welches seit dem Jahre 1854 eröffnet, in welchem sich 200 Zöglinge, dann die Professoren und Diener fortan befinden; und in dem in allen Geschossen gewölbten Gebäude, das überdies noch allen Stürmen ausgesetzt ist, hat sich bisher nicht das mindeste Baugebrechen gezeigt; — ein Gleiches muß auch von der Kirche und dem Kloster zu Littau gesagt werden.

Die ausgeführten Wirthschaftgebäude sind alle überall in bestem Zustande.

Daß die dreizölligen Dippelgewölbe bisher keine Nachahmung gefunden, mag theils in der Ungewohntheit liegen, dreizöllige Gewölbe in Deutschland anzuwenden, während sie in Italien allgemein sind; daß Maurer und Baumeister sich noch nicht damit befassen wollten, mag seine Ursache darin finden, weil noch andere Baustoffe, namentlich Tramholz in genügender Quantität aufzutreiben ist, weil man sich der Mühe und Sorgfalt in Ausführung solcher Gewölbe noch nicht unterziehen wollte, endlich auch die Baugesetze diese Gewölbe als neue Sache noch nicht sanktionirten.

Nicht zu leugnen ist, daß diese Gewölbe vor dem Verguß und Verputz beim Darübergehen schwanken, sind sie aber beschüttet, die Fußböden gelegt, der Mörtel bereits getrocknet, so schadet ihnen weder Belastung, Bewegung, eindringende Feuchtigkeit, noch Feuersgefahr.

In Anbetracht der Kosten dieser Gewölbe hat die Erfahrung gezeigt, daß per 1 Quadratklafter überwölbter Grundfläche sie ganz gewiß um nachfolgende Preise herzustellen und zwar:

100	Stück Dippelziegel sammt Nachmauerung . .	2 fl.	50 kr.
5	Kubikfuß Mörtel sammt Verputz a 15.6 . .	— „	78 „
156	föhrene Dippel 20 kr., Schieferkeile 10 kr. .	— „	30 „
1	Maurertag für Wölben, Verputz und Rüsten .	1 „	40 „
½	Handlangertag	— „	40 „
	Summa	5 fl.	38 kr.

Es wird daher mit 6 fl. durchschnittlich der Preis für alle Stockwerke genommen werden können, und würde man pr. Quadratklafter noch 4 fl. für den entfallenden Betrag für Gurten und Schließen in Anschlag bringen, so würde der Preis für die Quadratklafter Gebäudegrundfläche pr. Stockwerk auf 10 fl. kommen, ein Preis, der von jeder stärkeren Holzdecke sammt Stukadorarbeit, und von jeder andern Gattung Gewölbe überstiegen wird.

Viel günstiger steht das Preisverhältniß in Gegenden, wo Ziegel wohlfeil, Bauholz aber theuer ist.

Das Gewicht pr. Quadratklafter Dippelgewölbe könnte mit 1.200 Pfund angenommen werden, das eines $^{8}/_{9}$zölligen Dippelbodens mit 1.112 Pfund, beide kommen sich daher ziemlich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß die sich senkenden Dippelbäume mit ihrem Auflager nach Außen drücken, während die Dippelgewölbe auf den Gurten mit ihren Schließen ruhen und diese in der Pfeilermasse angesetzt sind, also eine Gegenmasse treffen.

Bei Anwendung der Dippelgewölbe kommen aber auch andere Punkte zu berücksichtigen:

Um 8 Quadratklafter Dippelboden von $^{8}/_{9}$ Zoll Stärke und 3 Klafter Länge herzustellen, benöthigt man 192 Kubikfuß des besten Tannen- oder Fichtenholzes, welches 80 bis 120 Jahre zu seinem Wachsthum den Boden in Anspruch nimmt.

Für 8 Quadratklafter Dippelgewölbe benöthigt man an 1000 Dippelziegel, die kaum 1 Klafter 3 Zoll langes Brennholz oder 72 Kubikfuß Holzmasse von Stock-, Ast- oder Knüppelholz von Weiden, Pappeln, Erlen, Birken u. dgl. zur Erzeugung brauchen, welches Holz überall in 25 Jahren schlagbar angetroffen wird; außerdem sind aber auch Steinkohlen, Torf, Schilf ꝛc. ꝛc. zum Ziegelbrennen anwendbar.

Auch die Eisenbahnen benöthigen bis jetzt unausweichlich sehr viel Holz für ihre Schlipper und auch als Brennstoff, so daß durch

das erhöhte Konsum die Industrien armer Gebirgsgegenden, die auf billiges Holz basirt waren, nicht mehr existiren können, wenn nicht in jeder Richtung und namentlich in der Bautechnik dieser Stoff geschont und erspart wird.

Feuersichere Gebäude würden den Ortschaften auch Vieles an Assekuranzgebühren ersparen lassen, auch kommt bei großen Bränden die Schwierigkeit zu berücksichtigen, trockenes brauchbares Bauholz in jeder Jahreszeit beizuschaffen oder aufzubewahren, während Dippelziegel immer im Vorrath sein können, oder im Sommer, wo die meisten Feuersbrünste vorkommen, sich schnell erzeugen lassen.

Alle diese Berücksichtigungen veranlaßten den Erzherzog, seine Erfindung der Dippelziegelbauart fortwährend zu experimentiren und bei größern Bauten in Anwendung zu bringen; es dürfte daher eine Aufzählung dieser Bauten den besten Schluß des vorliegenden Abschnittes bilden.

1. Thurmbettungsmauerwerk auf Nr. 24 in Linz mit Dippelmauerziegeln, ausgeführt im Jahre 1843; auch beim Thurme zu Rothneusiedel wurden im Verdecke die Dippelziegel als Bettungsunterlagen in Anwendung gebracht.

2. Versuche mit zehn Dippelgewölben in zwei Stockwerken und dreizölligen Scheidemauern im Schloß Ebenzweyer im Jahre 1843. Sie stehen heute noch unversehrt und sind aus sehr weichem Ziegelmateriale gebaut worden.

3. Erbauung eines Kuhstalles zu Ebenzweyer im Jahre 1844 mit Dippelgewölben von 12 Fuß Spannweite, die immer trocken sind und noch keine Spur von Mauersalpeter gezeigt haben.

4. Verschiedene Bauversuche, welche in Wien und in der Ziegelei auf der Brunnerheide ausgeführt wurden, doch waren sie meist auf die Spitze getrieben, indem nur 1 Schuh tiefe Fundamente aus Dippelmauerziegeln, dann schwache Pfeiler ohne alle Gegenbelastung angewendet und im noch nassen (grünen) Zustande mit

Gurten von meist unverhältnißmässiger Spannweite belastet, die ebenfalls im grünen Zustande ihrer Lehrbögen entledigt, aber bereits mit Dippelgewölben schon versehen waren. Die Dippelgewölbe hielten zwar, machten aber alle Verschiebungen und Setzungen der Pfeiler und Gurten mit. — Bei ebenerdigen Gebäuden soll die Dachung vor dem Einwölben als Gegenbelastung aufgesetzt sein.

Bei Terrassengewölben aber ist ein Ueberzug von hydraulischem Kalk gegen Regen anzuwenden, und müssen die Gurten bereits frei stehen und entsprechend verankert sein.

5. Das Gärtnerhaus zu Ebenzweyer mit bloß $1\frac{1}{2}$ Schuh starken Mauern und $\frac{1}{2}$ Schuh dicker Mittelmauer, worauf zwei Dippelgewölbe von je 10 Schuh Spannweite und 24 Schuh Länge aufgesetzt sind, und im Erdgeschoß vier Ubikationen von 9 Schuh Höhe, im ersten Stock mit ganz gleichen Gewölben ebenfalls vier Ubikationen mit 9 Schuh Höhe als Wohnung untertheilt sind. Die obern zwei Gewölbe ruhen auf einer gut verankerten $\frac{8}{9}$zölligen lärchenen Balkenrahme, die als Widerlager dient.

Darüber ist ein flaches Dach aufgesetzt. Der Bau wurde im Jahre 1847 ausgeführt, ist bewohnt und ohne alle Baugebrechen.

Ein weiterer Versuch war ein Gemüßeeinsatz mit Steinmauern, mit einem Gewölbe von 11 Schuh Spannweite eingewölbt.

6. Zu Langendorf und an andern Orten wurden dreizöllige Gartenmauern mit stärkeren Pfeilern von 10 zu 10 Schuh Entfernung ausgeführt.

7. Im Jahre 1847 und 1848 wurde das Mittelgebäude zu Schwarzbach, nach den im Bauwerke aufgestellten Dimensionen eines Normalgebäudes ausgeführt, und zwar mit einer Keller-, zwei Wohn- und einer Bodenetage mit Asphaltterrasse, die alle mit Dippelziegeln eingewölbt, und wobei theils Gurten, theils dünne Mauern, theils 10 Zoll starke auf den Gurten aufgehängte Schließen als Wider-

lager angewendet wurden; hiebei kamen auch die hohlen Parapetmauern und hohle Stirnwände in Anwendung.

8. Im Jahre 1851 wurde zu Langendorf ein großer Kuhstall von 25 Klafter Länge mit 5 Klafter 2 Schuh 8 Zoll Lichtenweite der 2 Schuh starken Gurten und auf 13 Schuh Höhe ausgeführt. Die Dippelgewölbe haben 10 Schuh Spannweite, die Gurten mit ihren Armschließen ruhen auf 3 Schuh starken Pfeilern, zwischen welche hohle Dippelwände angebracht sind.

Der Dachstuhl ist ganz geträmt und bedielt, mit Schiefereindeckung, und enthält das Futter für sechzig Kühe, die eingestellt sind.

9. Das Gymnasium auf dem Freienberge bei Linz, im Jahre 1853 erbaut, besteht aus einer Kelleretage, welche die Heizapparate enthält und drei Wohnetagen mit ursprünglich neunzehn Fenster Frontlänge, mit einer Asphaltterrasse mit Zinnen, enthält einen 6 Schuh breiten Mittelgang, zwei Reihen Mittelpfeiler von 3 Schuh Länge und 2 Schuh Breite, ebenso starke Außenpfeiler als Hauptmauern, die mit den $1^1/_2$ Schuh dicken Fensterfüllwänden verstärkt sind.

Die Gurtenlänge der beiden Wohntrakte ist $17^1/_2$ Schuh, die Spannweite der Dippelgewölbe ist $8^1/_2$ Schuh, ihre Anzahl beläuft sich im ganzen Gebäude auf 228 Gewölbe. Das ganze System der Pfeiler, Gurten, Schließen und Dippelgewölbe zeigt eine große gegenseitige Spannung und Festigkeit.

10. Verschiedene 4 bis 5 Schuh weite Stiegen- und Ganggewölbe in alten Gebäuden, die andere Gewölbe nicht ausgehalten hätten, um die hölzernen Stiegen möglichst feuersicher zu machen, wurden ausgeführt.

11. Erbauung der kleinen Pfarrkirche Buchkirchen für sechshundert Seelen, mit Dippelgewölben im Jahre 1850 ausgeführt.

12. Verschiedene Anwendungen der Dippelgewölbe im Schlosse Puchheim.

13. Kleinerer Kuhstall im Jahre 1856 mit Steinmauern und Dippelgewölben zu Ebenzweyer erbaut.

14. Anwendung der Dippelgewölbe im Kloster zu Neudorf, wobei abweichende Konstruktionen ausgeführt wurden.

15. Anwendung der Dippelgewölbe mit hydraulischem Kalküberzug auf gußeisernen Säulen und Bauträgern in der Flachsröstanstalt und Spinnerei zu Friedland in Mähren im Jahre 1854. Die beim Flachsrösten vorherrschende Nässe machte die Anwendung von Holzdecken unmöglich, während andere Gewölbe zu viel Seitendruck ausüben, und auch die Erschütterung der Maschinen nicht aushalten. Die Dippelgewölbe haben dem Zwecke vollkommen entsprochen.

16. Wohngebäude der barmherzigen Schwestern in Gumpendorf mit 18 Fenster Gassenfront im Jahre 1859 erbaut, enthält drei gewölbte Wohnetagen, und eine auf Trämen und Lehmstrich asphaltirte Terasse, welche die Bodenetage eindeckt.

17. Erbauung der Kirche von Schwarzbach für 1500—2000 Menschen, im Jahre 1860 — 1862 mit Dippelgewölben von 11 Schuh Spannweite auf zweischuhigen Gurten eingewölbt, wurde anstands- und tadellos ausgeführt. Gleichzeitig wurden noch die Wohngebäude vergrößert, alle neuen Lokalitäten mit Dippelziegeln eingewölbt, und im Kloster und der Kirche zusammen sind 107 selbstständige Dippelgewölbe angewendet. Tram- oder andere Zwischendecken kommen keine vor.

18. Das Deutschordenskommendehaus zu Troppau, nach den Plänen des vom Erzherzog aufgestellten Normalgebäudes, ist im Jahre 1862 erbaut, wobei auch die bereits erwähnte Belastungsprobe vorgenommen wurde.

19. Ein großer Schafstall im Jahre 1862 zu Stettin erbaut, hat 7 Klafter innere Lichtenweite und 13 Schuh Höhe. Das Hauptmauerwerk besteht aus 3 Schuh in's Gevierte starken Mittel-

pfeilern und 2 Reihen eben so starken Außenpfeilern, zwischen welche hohle Wände eingesetzt sind. Die Gurten sind von 2 Schuh Breite und die Dippelgewölbe auf 10 Schuh Spannweite ausgeführt, im Dachboden mit Schieferdach ist das Futter eingelagert.

20. Das im Jahre 1862 in Braunseifen errichtete Deutschordensschwesternhaus ist ebenfalls gänzlich mit Dippelgewölben eingewölbt.

Alle diese Ausführungen bezeugen in hohem Grade, mit welch großer Ausdauer der Erzherzog Gedanken vollführte, von deren Nützlichkeit für die Menschheit er einmal durchdrungen war, wenn auch keine Nachahmung von Andern noch wahrgenommen und selbst Hindernisse entgegengestellt wurden.

Für Luxusbauten wird wohl lange die Anwendung hinausgeschoben werden, für Nutzbauten aber namentlich im Bereiche der Landwirthschaft steht die Anwendung der Dippelziegel jedenfalls zu erwarten.

O. A. M. D. G. B. V. M. O. S. H.

Druckberichtigung.

Seite 135, Zeile 7, statt: und wir weinten" lies: und sie weinten.
„ 278, „ 1, „ [illegible] lies: adaptiren.
„ 374, „ 12, „ Beschädigungen lies: Beschädigungen.
„ 399, „ 21, „ [illegible] lies: Luxus.
„ 424, „ 15, „ Untergang lies: Untergang.

95 3280

DB80.8
M3S7

DB 80.8 .M3 S7 C.1
Maximilian, Erzherzog von Oest
Stanford University Libraries
3 6105 036 936 800

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305